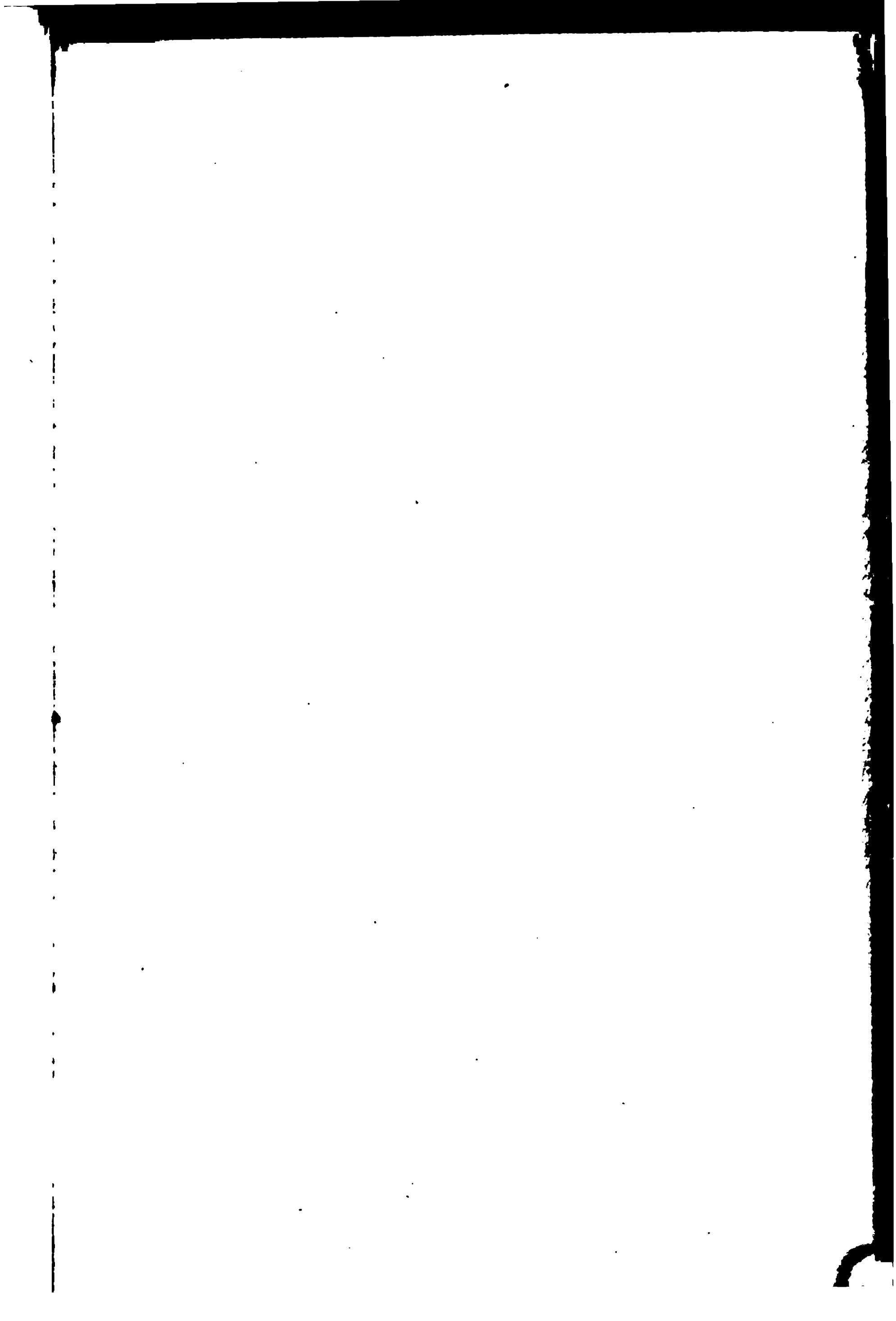




VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
No. 6482







Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagskonto in Wismar.
Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl, München.

Großherzog
Friedrich Franz II.
von Mecklenburg-Schwerin.

Ein deutsches Fürstenleben,

nach Aufzeichnungen und Erinnerungen

dargestellt

von

Berthold Volz.

Mit einer Photogravüre
und acht Phototypien.

Wismar.
Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.
1893.

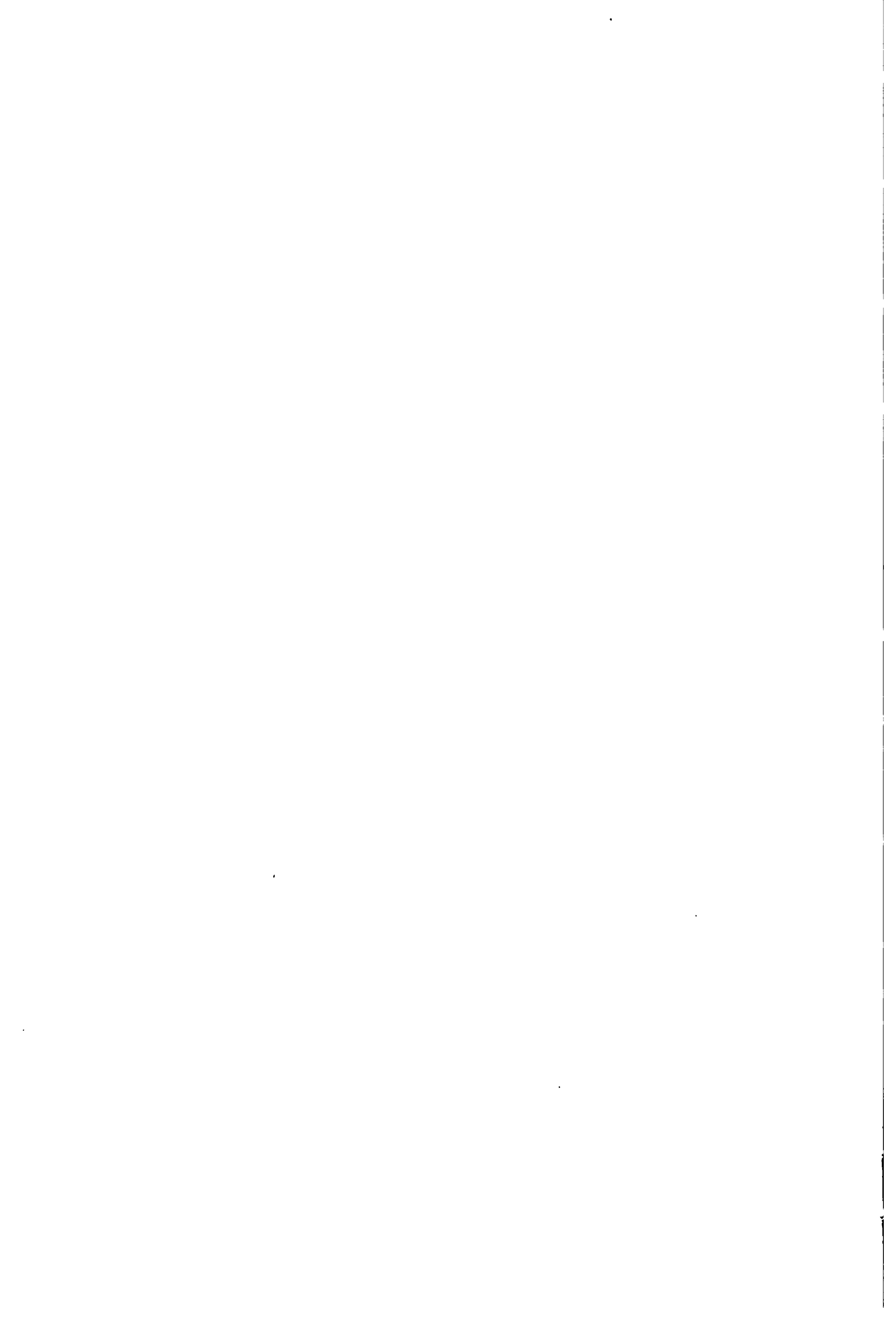
Ihrer Königlichen Hoheit

der Großherzogin Marie

von Mecklenburg-Schwerin,

geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt,

in tiefster Ehrfurcht
zugeeignet.



Vorwort.

„Sie haben einen Vater verloren, ich einen Sohn!" sagte Kaiser Wilhelm zu den auf dem Schweriner Bahnhofe ihn Begrüßenden, als er dort, die Trauernden zu trösten, am Tage nach dem Tode des Großherzogs Friedrich Franz II. eintraf.

Das schöne Wort des kaiserlichen Greises umspannt in der That das wesentliche Wirken des Großherzogs; es ist, möchte man sagen, dessen kürzeste Biographie. So klingt es als Motiv durch die folgenden Blätter hindurch, die es sich zur Aufgabe machen, in ihrem Werden und Wachsen, in ihrem Empfinden und Handeln die Persönlichkeit des unvergeßlichen Fürsten nach dem Leben zu zeichnen. Gern hat dieser schönen Aufgabe der Verfasser seine geringen Kräfte gewidmet, von pietätsvoller Treue gegen einen Fürsten geleitet, von dem er nie etwas anderes als Gnade und Güte erfahren hat.

Auf die sicherste Grundlage ist durchweg die Darstellung aufgebaut. Ausgiebig zu Grunde gelegt ist vor allem das Tagebuch, das der Großherzog selbst vom 1. Januar 1841 bis 3. November 1849 geführt hat. Dazu treten die handschriftliche Selbstbiographie des Herrn von Sell, sowie die Berichte sowohl des Herrn von Sell wie des Dr. Kliefoth, erstattet an den Großherzog Paul Friedrich. Benutzt sind ferner zahlreiche Briefe des Großherzogs Friedrich Franz teils im Original teils in Auszügen, handschriftliche Aufzeichnungen über das Familienleben, über persönliche Momente und über die letzten Tage.

Ergänzend treten dazu mannigfache briefliche und mündliche Mitteilungen, die dem Verfasser über Einzelnes zu Teil geworden sind. Auch Zeitungen, jedoch niemals ohne Prüfung, sind mehrfach herangezogen worden. Endlich hat es der Verfasser für Pflicht gehalten, auch die gesamte über den Großherzog vorhandene gedruckte Litteratur, aus der sich weit das treffliche Werk von Ludwig von Hirschfeld heraushebt, zu vergleichen. Nur so ist es möglich gewesen, nicht nur in den großen Zügen das Bild des unvergeßlichen Fürsten zuverlässig zu zeichnen, sondern auch durch farbenfrisches Detail es lebendig zu machen und bis in den Wortlaut des Gesprochenen getreu zu sein.

Nur durch diese reiche und wirksame Förderung, die der Verfasser allerseits erfahren, hat er das Lebensbild des geliebten Herrn so gestalten können, wie es nunmehr vorliegt. Oberste Pflicht ist ihm daher Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Marie wie Seiner Hoheit dem Herzoge Johann Albrecht, Allerhöchstwelche das Werk durch reiche Darbietung von Materialien unterstützt und die fortschreitende Arbeit mit gnädigster Teilnahme begleitet haben, seinen ehrfurchtsvollsten Dank auszusprechen. Nicht minder indes hält er sich verbunden, für die mannigfache Förderung seiner Bestrebungen dem Herrn Oberkammerherrn Freiherrn A. von Stenglin, Exc., dem Herrn Geheimen Legationsrat O. von Wickede, Exc., der Frau Generalin von Schlotheim, geb. Freiin von Sell, Exc., dem Herrn Grafen Adolf von Schack, dem Herrn Oberkirchenrats-Präsidenten D. Dr. Kliefoth, dem Herrn Geheimen Medicinalrat Dr. Mettenheimer seinen herzlichen Dank an dieser Stelle ehrerbietigst zu wiederholen, indem er, der Preuße, in lieber Erinnerung seine schönen Schweriner Jahre bewahrend, auf den Stufen, die binnen kurzem im Schloßgarten das Denkmal des teuren Fürsten tragen werden, als seinen Kranz die nachfolgenden Blätter niederlegt.

Potsdam, am 28. Februar 1893.

B. V.

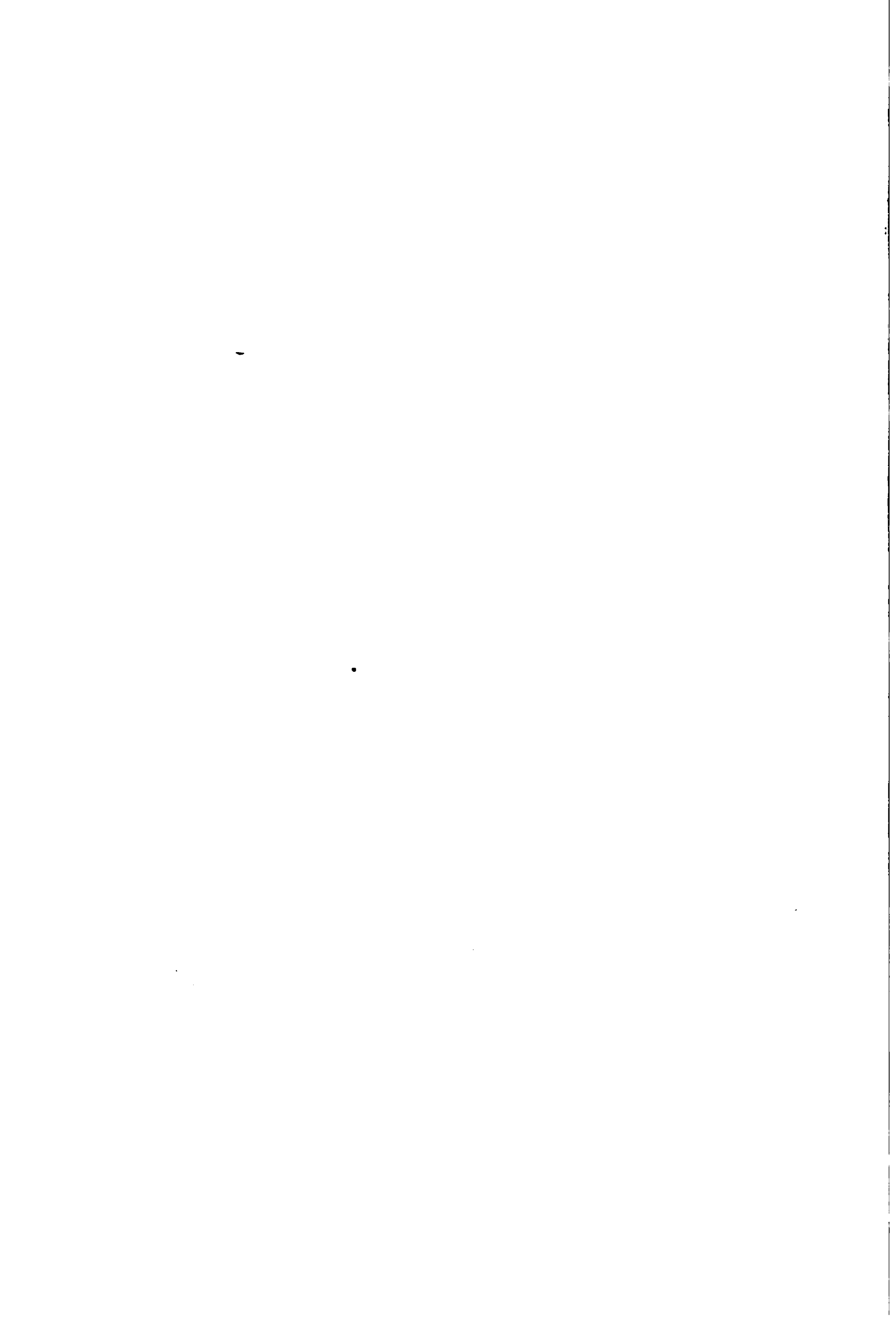
Inhalt.

Erstes Buch:
Der junge Regent.

Zweites Buch:
Des Landes Vater.

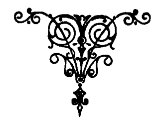
Drittes Buch:
Des Reiches Fürst.

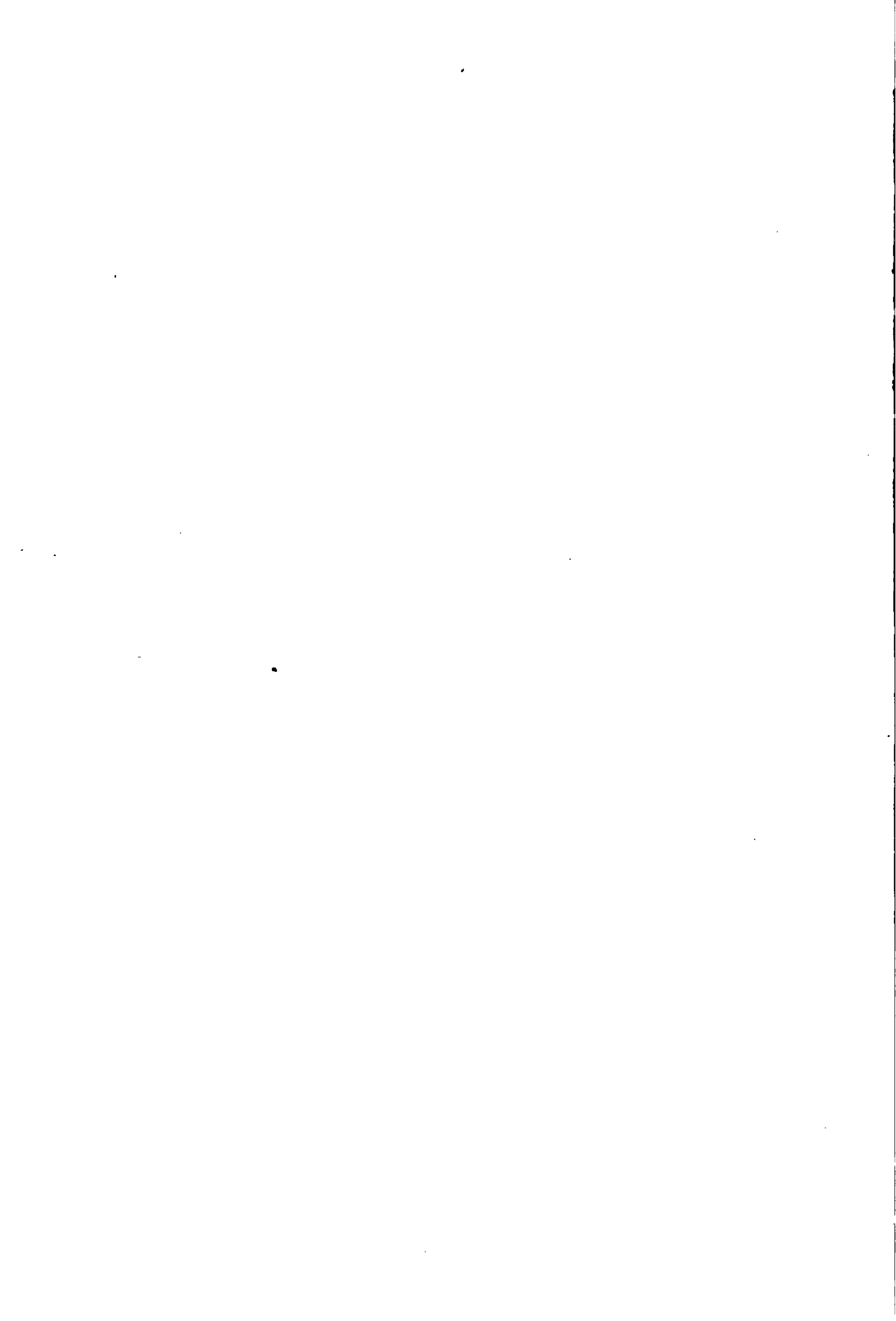




Erstes Buch.

Der junge Regent.





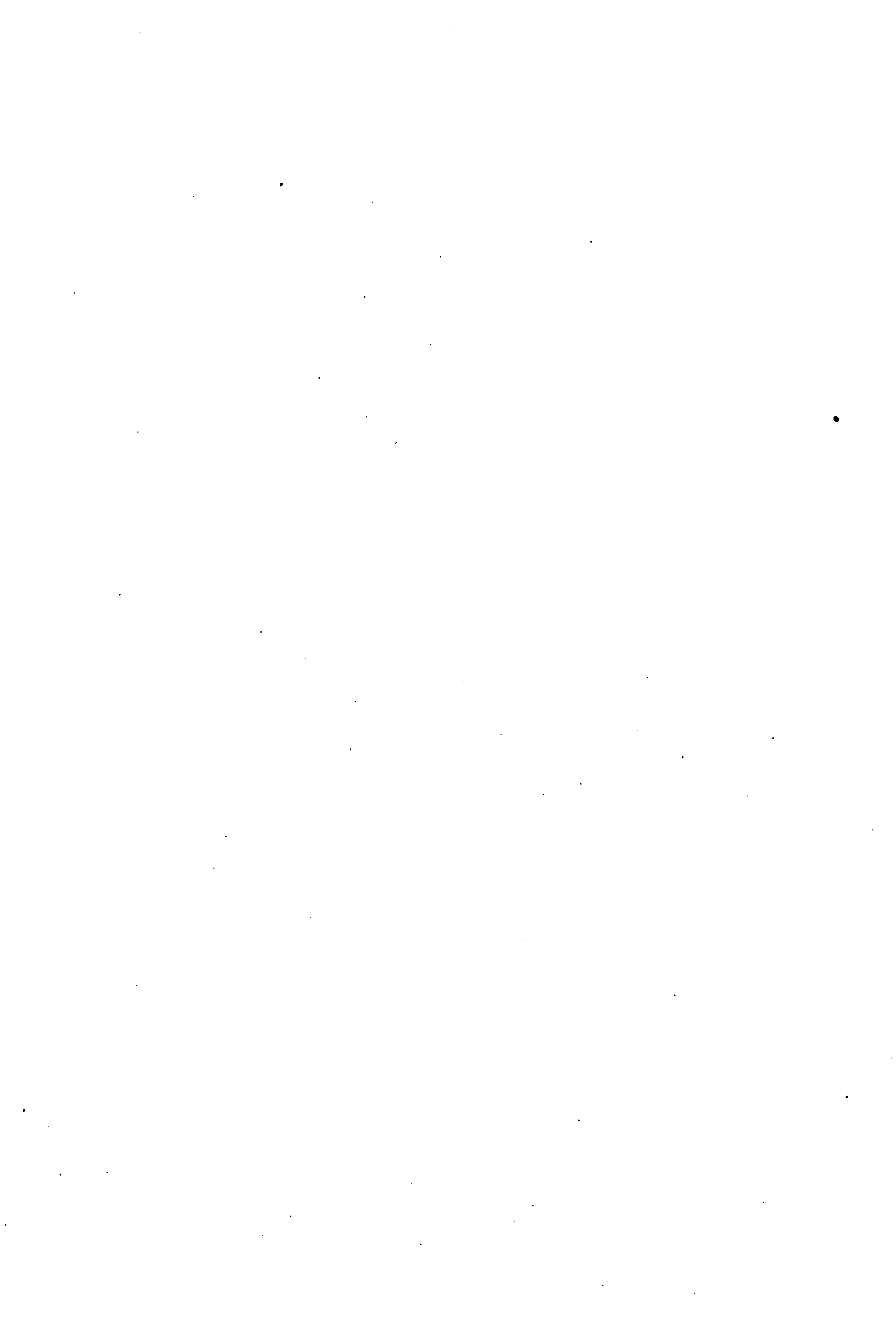
Erstes Kapitel.

Glückliche Jugend.

Ludwigslust ist eine sehr junge Stadt, erst durch den Herzog Christian Ludwig II. an der Stelle des Dorfes Kleinow gegründet. Die breiten, geraden Straßen, der regelmäßige Stadtplan zeigen, daß nach einem Willen die Stadt erbaut ist. Weite Gebiete von Wald, Bruch und Moor erstrecken sich nach Norden und Westen, ergiebige Jagdgründe. Daher zog sich der Herzog, ermüdet und verstimmt durch die langwierigen Streitigkeiten mit den mecklenburgischen Ständen, welche allerdings in dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 ihre Erledigung zum Nachteile der Krone gefunden hatten, auf sein Kleinower Jagdschloß zurück und erhob 1756 den Ort zur Residenz. Erst sein Sohn, Herzog Friedrich, der pietätsvoll dem Vater zu Ehren den Ort „Ludwigslust" nannte, kam dazu, einen würdigen Herrschersitz in dem Ludwigsluster Schlosse sich zu erbauen, einem mächtigen Viereck von 80 m Seitenlänge im Stil Louis XIV., außen ganz mit Pirnaer Sandstein verkleidet. Kaskaden beleben den Vorplatz. Rechts von dem Schlosse und hinter demselben erstreckt sich weithin der Schloßgarten und Park mit herrlichen Anlagen und Waldpartien. Dort steht in dichtem Grün das Gedächtnis-Monument des Erbauers; halb versteckt liegt im Parke das Mausoleum der 1808 verstorbenen Herzogin Luise und in den nahen Anlagen die Begräbniskapelle des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig und seiner in der Blüte der Jugend abgeschiedenen Gemahlin, der Großfürstin Helene Paulowna.

Von dort her sehen wir die lange Allee herauf nachdenklichen Schrittes einen Greis heranschreiten; mehrere Möpse springen um ihn herum. Gekleidet in einen blauen Frack militärischen Schnittes, auf dem Kopfe eine weiße Mütze mit breiter Goldtresse, kommt er langsam näher, in der einen Hand das spanische Rohr mit goldenem Knopfe, in der andern die lange Pfeife. Es ist der regierende Großherzog Friedrich Franz I., der von seinem täglichen Spaziergange heimkehrt: ein bedeutender Mann, den die Last der Jahre und die Sorgen einer fast fünfzigjährigen Regierung kaum gebeugt haben; nur plagen ihn häufig Atmungsbeschwerden und gichtische Leiden und haben ihn in seinen höheren Jahren zu einer peinlichen Achtsamkeit auf seine Gesundheit geführt. Gar manches Leid in seinem langen Leben hat ihn getroffen, aber die Neigung zu Scherz und neckendem Frohsinn ihm doch auf die Dauer nicht getrübt. Den ältesten hochbegabten Sohn, den Erbgroßherzog Friedrich Ludwig, hat er in der Blüte der Jahre 1819 ins Grab sinken sehen: nun ist seine und des Landes Hoffnung des Frühverstorbenen Sohn, sein Enkel, der Erbgroßherzog Paul Friedrich, und dessen beide Knaben, die frisch heranwachsenden Prinzen Friedrich und Wilhelm, die er dort auf dem Platze neben dem Schlosse fröhlich und geräuschvoll „Soldat“ spielen sieht. Mit freundlicher Teilnahme ruht, während er näher schreitet, sein Auge auf der munteren Gruppe.

Prinz Friedrich läßt seine Compagnie exercieren. Freilich besteht sie nur aus zwei Mann: aus seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Wilhelm, und aus dem jungen Baron Adolf von Stenglin, des Prinzen schmächtigem, hoch aufgeschossenem Altersgenossen, der mit den Prinzen zusammen erzogen wird. Die beiden Knaben sind gleichmäßig sommerlich gekleidet: sie tragen weiße, englischlederne Beinkleider, weiße Westen, runde blaue Jacken mit weißen Halskrausen. Das ist auch sonst Prinz Friedrichs Tracht; indessen heute ist zu seiner Freude, da es in den Unterrichtsstunden besonders gut gegangen ist, ihm erlaubt





Das grossherzogliche Schloss zu Ludwigslust. Parkansicht.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

worden, die Uniform anzulegen, die ihm, der schon am Tage seiner Geburt in die Liste der 1. Compagnie des Grenadier-Garde-Bataillons als „jüngster Grenadier“ eingetragen war, unlängst der Großherzog geschenkt hat. Der Waffenrock hat den üblichen frackmäßigen Schnitt; dazu Säbel und Patronentasche, an breitem, weißem Kreuzleder getragen, und auf dem Rücken Tornister mit Kochgeschirr*). Es ist zwar nur die schlichte Montur des gemeinen Grenadiers, aber sie kleidet den fürstlichen Knaben gut; denn sie paßt zu dem frischen Gesicht und der kräftigen Gestalt. Indessen ein schönerer Schmuck ist ihm doch noch das volle, blonde Haar, der feine Schnitt der Züge und das tiefblaue, treuherzig blickende Auge, das schnell eines jeden Sympathie ihm einträgt.

Auch ein Musikcorps hat die kleine Compagnie: ein langgewachsener Negerjunge schreitet mit der Querpfeife ihr voran. Ein glücklicher Zufall hatte bei einer Reise in Hamburg ihn dem Erbgroßherzoge zugeführt, der den heimatlosen Knaben mit nach Ludwigslust brachte, wo er durch den Kammerdiener Peickert erzogen wurde. Louis Christiansen war er getauft; aber die jungen Prinzen, die ihn gern an ihren Spielen teilnehmen ließen, fanden es bezeichnender, ihn Louis Mohr zu nennen.

So marschiert die kleine Compagnie und schwenkt rechtsum und linksum, endlich mit festem Tritt dem nahenden Großherzoge entgegen. In respektvoller Entfernung macht sie halt und salutiert, und mit einem freundlichen Wort an „Fritzing“ dankt der Großherzog für den Gruß.

Die beiden Fürsten stehen sich gegenüber, denen es beschieden war, nur durch die kurze Regierung Paul Friedrichs von einander getrennt, ein Jahrhundert lang zum Segen über Mecklenburg-Schwerin zu herrschen. Mit dem greisen Friedrich Franz I.

---

*) Heute auf der Montierungskammer der Leibcompagnie des Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadier-Regiments Nr. 89 aufbewahrt.

neigt sich die alte Zeit zum Scheiden; mit dem zweiten Friedrich Franz, seinem Urenkel, steigt die neue Zeit herauf. Es ist wie die Mitternachtssonne, die sich senkt, ohne unter dem Horizonte ganz zu verschwinden, um in hellerem Glanze, den jungen Tag bringend, wieder emporzusteigen.

Es geht ein Zug von Sanftmut und Friedfertigkeit durch die ganze Geschichte der Enkel Niklots und Pribislaws. Vielleicht haben sie gerade dadurch, Klugheit mit Nachgiebigkeit vereinend, bei dem ungestümen Andrängen der Deutschen unter Heinrich dem Löwen in ihrer altangestammten Obotriten-Herrschaft, während sonst die Wenden-Fürsten vor den Deutschen verschwanden, sich so erfolgreich behauptet. Aber nun grade hatte der Erbgroßherzog Paul Friedrich sich mit einer Tochter aus dem kriegerischesten Herrschergeschlechte, das die Weltgeschichte kennt, mit einer Hohenzollern-Fürstin, vermählt. Im Sohne vereinigen sich die Tugenden: von der Mutter hat Prinz Friedrich die Freude an den Waffen geerbt. Er dünkt sich wirklich ein Soldat. Mit ganzem Eifer ist er bei dem militärischen Spiele. Da ertönt eine Fanfare von Trompeten und Pauken von dem Altane des Schlosses, durch welche der Großherzog nach altem Brauche alle adeligen Herren der Stadt an seine offene Tafel ladet, weithin über Park und Stadt und macht dem Spiele der fürstlichen Knaben ein Ende. — —

Ohne Zweifel gebührte in der Reihe der bedeutenderen Fürsten Mecklenburgs dem Großherzoge Friedrich Franz I. einer der ersten Plätze. Stadt und Gebiet Wismar hatte er nach langer Entfremdung 1803 wieder herbeigebracht und mit Geschick das Staatsschiff durch die stürmischen napoleonischen Zeiten hindurchgesteuert. Dem korsischen Eroberer auf dem Fürstentage in Erfurt zu huldigen, verschmähte er und blieb fern; dem Beitritt zu dem Rheinbunde konnte er sich jedoch nicht entziehen. Doch war er nächst Preußen der erste deutsche Fürst, der die schmähliche Fremdherrschaft abwarf, sobald General von Tettenborn, die Befreiung Norddeutschlands ankündigend, in Ludwigslust

erschien. Vier Stunden dauerte bei verschlossenen Thüren die Unterredung der beiden; das Ergebnis war, daß der Herzog den Rheinbund aufkündigte und noch im März 1813 an Frankreich den Krieg erklärte. Auf dem Wiener Kongresse, der ihm die großherzogliche Würde gewährte, drang er durch seinen Gesandten von Plessen auf eine straffe Zusammenfassung Deutschlands in Bundesform, bereit, für eine solche Kräftigung des Vaterlandes erhebliche Opfer an souveränen Gerechtsamen zu bringen. Der deutsche Bund, das schwächliche Ergebniß des Kongresses, befriedigte ihn nach keiner Richtung.

Auch im Innern verfolgte der Großherzog weitgreifende Gedanken. Sein Ziel war, besonders seit der Rheinbund die volle Souveränetät ihm verliehen, der Krone eine mehr monarchische Stellung den Landständen gegenüber zu geben. Im Zusammenwirken mit denselben — wie er denn auch am Bundestage durch seinen Gesandten von Plessen eindringliche Anträge auf Einführung landständischer Verfassungen gemäß Art. 13 der Bundesakte in allen Bundesstaaten stellen ließ — führte er 1820 die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg durch; seit 1822 begann er dann auf seinen Kammergütern durch Ansetzung von Erbpächtern einen kräftigen Bauernstand zu schaffen. Auch die Reform des Justizwesens mit der Errichtung der Justizkanzlei in Güstrow und des Ober-Appellationsgerichts in Parchim, die Übernahme des Patronates der Universität Rostock, wie die Gründung von Doberan mit der Einrichtung des Seebades am Heiligen Damm sind Ruhmestitel seines Wirkens.

Es war der Grundsatz des Großherzogs, sich nicht von seinem Volke abzusondern; dadurch hielt er die persönliche Einwirkung sich stets offen; auch seinen Familien-Angehörigen verstattete er keine exklusive Stellung. Dabei hielt er aber auf stattliche Repräsentation. Riesige Heiducken in roter, goldbetreßter Livree warteten bei Tische auf; Läufer mit Federbaretts, lange Stäbe in den Händen, liefen den Hofequipagen voraus; Mohren standen auf dem Trittbrett. Täglich um

2 Uhr war offene Tafel für den ganzen Hof und Adel, bei welcher der Großherzog in Generalsuniform erschien, einen goldenen Türkensäbel an der Seite, den Federhut in der Hand. Aber seine Unterhaltung war voll froher Laune, oft witzig, doch ohne zu verletzen; denn der Grundzug seines Wesens war eine heitere Gutmütigkeit. Leutselig begegnete er jedem Mecklenburger und war im ganzen Lande ebenso angesehen wie volksbeliebt.

In seinen höheren Jahren indes, als er sich der katholischen Kirche zuzuneigen schien, zeigte der Großherzog sich mitunter eifersüchtig auf seine Geltung wie auf seine Popularität. Dadurch sah sich vor allem sein Enkel, der Erbgroßherzog Paul Friedrich, eingeengt. Dem lebensfrischen, thatendurstigen Prinzen war selbständige Thätigkeit und tiefer greifender Einfluß versagt; selbst nicht eine eigene Hofhaltung führte er. Es ist begreiflich, daß es ihn tief bekümmerte, nur um einer Einbildung seines Großvaters willen die besten und kräftigsten Jahre des Lebens in Unthätigkeit und Abhängigkeit dahinfließen zu sehen.

Darin wurde auch nichts gebessert, als sich der Erbgroßherzog mit der noch sehr jugendlichen Prinzessin Alexandrine von Preußen, der Tochter König Friedrich Wilhelms III., am 25. Mai 1822 in Berlin vermählte. Heinrich Heine, der Poet, hat uns den Eindruck bewahrt, den die Braut machte, als er im März ihr im Tiergarten begegnete: „Jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsere Alexandrine. Im braunen, fest anliegenden Reitkleide, einen runden Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht.“ Sehr treffend hatte vor Jahren einst ihrem Vater die Königin Luise ihr fünfjähriges Töchterchen gezeichnet. „Alexandrine ist,“ schrieb die Mutter, „wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungs-

gabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann auch herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nichts."

Die Prinzessin hatte nicht den hohen, phantasievollen Schwung ihres ältesten Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., nicht das hoheitsvolle Wesen ihrer Schwester, der Kaiserin Charlotte von Rußland: sie war einfach angelegt und praktisch-verständig. Damit war „Prinzessin Alex" der mecklenburgischen Art geistig und gemütlich nahe gerückt und bald in ihrem neuen Vaterlande sehr beliebt. Sie war eine starke Natur; ihre Bewegungen, ihre Ausdrucksweise bekundeten ein Gefühl der Kraft; wohl gab sie gern ihrer satirischen Ader nach, doch ohne zu verletzen. Mit ihren Geschwistern unterhielt sie regen Verkehr auch nach ihrer Verheiratung; am nächsten aber stand ihr stets ihr zweiter Bruder Wilhelm, Kaiser Wilhelm I., dem sie in höheren Jahren auch in dem Gesichtsschnitt wie in ihrem ganzen Wesen am meisten glich: mit ihm verkehrte sie in ungetrübter Innigkeit und Offenherzigkeit.

Dem jungen Paare wurden nach der Vermählung im Ludwigsluster Schlosse die Zimmer des westlichen Flügels im zweiten Stock nach dem Garten hinaus überwiesen, welche bisher die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste mit ihrer Stieftochter Helene inne gehabt hatte. Hier wurde am 28. Februar 1823 Prinz Friedrich als ältester Sohn des erbgroßherzoglichen Paares geboren. Bald folgten die Geschwister: Prinzessin Luise am 17. Mai 1824 und Prinz Wilhelm am 5. März 1827.

Die Taufe des kleinen Prinzen fand am 11. April im Goldenen Saale des Ludwigsluster Schlosses statt. Der Konsistorialrat Passow vollzog die heilige Handlung. Paten waren König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Kaiser Alexander von Rußland, dessen Gemahlin, sowie die verwitwete Kaiserin von Rußland, Großherzog Georg von Mecklenburg-

Strelitz und die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste. Der kleine Prinz erhielt die Namen Friedrich Franz Alexander.

Ein gesundes, kräftiges Kind, wuchs Prinz Friedrich fröhlich heran, sorglich behütet von Frau Klockmann, seiner Kinderfrau. Nach einigen Jahren erhielt er in Mademoiselle Garnier eine Gouvernante, der er bis an ihr Lebensende seine Anhänglichkeit bewahrt hat. Erst sechsjährig, durfte er 1829 seine Eltern nach Berlin begleiten, um an „Onkel Wilhelms" Hochzeit teilzunehmen: der einzige Hochzeitsgast mit seiner Mutter, dem es beschieden war, auch Kaiser Wilhelms goldene Hochzeit in Berlin mitzufeiern.

Eine tiefgreifende Umgestaltung der Verhältnisse brachte der 1. April 1830: Prinz Friedrich verließ die Kinderstube. In dem Hauptmann von Sell, der mit dem Erbgroßherzoge Paul Friedrich zusammen erzogen war, erhielt er einen Gouverneur, einen rechtschaffenen Mann, fromm, in allem Ernste gut, sittlich stolz, der auch dem Höchstgestellten gegenüber seine Auffassung festhielt. Mit ihm bezog der Prinz jetzt die Parterrezimmer des Ludwigsluster Schlosses links vom Eingange. Instruktor war der junge Theologe Willebrand, welcher nach streng vorgeschriebenem Unterrichtsplane den meisten Unterricht ihm erteilte. Der Religionsunterricht war anfangs dem Oberhofprediger Walter übertragen, bis Willebrand auch diesen übernahm. Daneben wurden für manche Fächer, soweit es erforderlich erschien, besondere Hülfskräfte angenommen. Zusammen mit dem Prinzen wurde Adolf von Stenglin erzogen; als dritter trat 1833 der kleine Prinz Wilhelm dazu, dessen Instruktor der Dr. Kliefoth war.

Willebrand war ein vortrefflicher Religionslehrer: sein Unterricht blieb die Grundlage für die ganze Lebensrichtung Prinz Friedrichs; ja man kann sagen, er ist entscheidend dafür gewesen.

Den Exercierunterricht erteilte den Prinzen der Feldwebel Winterfeld vom Grenadier-Garde-Bataillon. Er hatte den





Herzog Friedrich Franz im Jahre 1826.

(Nach einer Kreidezeichnung von W. Schadow.)

napoleonischen Feldzug in Rußland mitgemacht und war, obgleich verwundet, doch glücklich in die Heimat zurückgelangt. Die wechselvollen Erlebnisse des Mannes interessierten den Prinzen Friedrich aufs höchste; er wurde nicht müde, ihn erzählen zu hören und auszufragen. Aber darunter litten die Exercier-Übungen keineswegs: mit dem größten Eifer wurden sie gepflegt. Dazu kam, daß „Großpapa König“ aus Berlin gar häufig den Enkeln Bleisoldaten sandte: stundenlang ließ Prinz Friedrich sie auf dem Tische exercieren und mit Hülfe eines Lineals Schwenkungen ausführen: so groß war seine Neigung für alles Militärische.

Der Prinz wurde im täglichen Leben in größter Einfachheit erzogen. Im Winter begleitete er mitunter seine Eltern auf einige Zeit nach Berlin; im Sommer ging's nach Doberan ins Seebad, im Spätherbst nach Schwerin. Während der übrigen Zeit des Jahres wurde in Ludwigslust ein ruhiges und stilles Leben geführt, eingeteilt in reichliche Arbeit und mäßige Erholung. Um 6 Uhr wurde täglich aufgestanden; dann machte er die Arbeiten für die Lehrstunden, die um 9 begannen. Um 11 Uhr wurde eine Pause gemacht, in welcher der Prinz nach oben ging, der Mama Guten Morgen zu sagen, worauf der Unterricht bis um 1 fortgesetzt wurde. Von 1 bis 2 wurde spazieren gegangen oder gespielt. Darauf folgte das Mittagessen. Von 4 bis 7 war wieder Unterricht; dann arbeitete er noch eine Stunde bis gegen 8 und durfte nun noch eine halbe Stunde spielen. Um halb 9 gab es ein sehr einfaches Abendessen und um 9 wurde pünktlich zu Bette gegangen.

Die Kleidung des Prinzen war, wie damals allgemein üblich, eine runde blaue Jacke, zu der er im Sommer weiße, im Winter graue oder blaue Beinkleider trug. Die Uniform anzulegen, bedurfte es stets der Erlaubnis des Vaters.

Der Prinz lernte gut und erwies sich in seinen Arbeiten überaus zuverlässig. Eine besondere Freude war es ihm aber stets, wenn der Großherzog einmal in der Lehrstunde erschien

und ihm einige anerkennende Worte sagte. Ein fröhlicher und lebendiger Knabe, war Prinz Friedrich in seinem Wesen nicht grade anschmiegend, aber dessen Freund, mit dem er zu thun hatte, treuherzig, wahr, gut und freundlich gesinnt. Stets war er gehorsam, weil ein „Rüffel“ gegen seine Ehre gewesen wäre. Nur selten einmal hatte er einen schlechten Tag; dann zeigte er sich verdrossen, setzte sich wohl an seinen Arbeitstisch, arbeitete aber nicht und schrieb auch keine Zeile. Selbst Willebrand, dem er sonst sehr ergeben war, vermochte nichts auszurichten. Dann gab ihm Herr von Sell für den Tag „Prison“; der Prinz ließ ihn verdrossen über sich ergehen, denn nichts hatte dann Macht über ihn. Am nächsten Tage indes war alles verweht; er war dann, wie immer, freundlich und fröhlich.

Die gewöhnlichen Spielkameraden des Prinzen waren sein vier Jahre jüngerer Bruder Prinz Wilhelm und Adolf von Stenglin. „Hau' nur tüchtig wieder!“ lautete die Instruktion, die der Erbgroßherzog dem jungen Baron erteilte. Niemals indes kam sie zur Anwendung, da der Friede nie gestört wurde.

Keine größere Freude gab es für den Prinzen, als wenn er zur Belohnung für sein Wohlverhalten, mochte es nun in Ludwigslust oder in Schwerin sein, ankündigen durfte: „Sonntag haben wir Jungens!“ Dann wurde zu gemeinsamen Spielen eine Anzahl von Altersgenossen für den Nachmittag auf das Schloß geladen. Meist hatten deren Spiele einen militärischen Charakter, und dem Prinzen Friedrich fiel in der Regel die Rolle des Kommandierenden zu, nicht daß die Knaben auf seinen Rang sonderlich Rücksicht genommen hätten, sondern weil sie seine persönliche Überlegenheit anerkannten. Denn der Prinz besaß schon als Knabe für sein Alter ungewöhnliche Körperkräfte, die er durch eifrige Übungen immer mehr auszubilden bestrebt war. So hatte er den unter Knaben viel geltenden Ruhm, der „stärkste“ zu sein. Dazu aber kam, daß er als Knabe schon bei jedem Anlaß den großen persönlichen Mut, die Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit bewies, die den Mann

stets ausgezeichnet haben. Aber sich vorzudrängen war der Prinz stets weit entfernt. Sehr beliebt war auch „Räuber und Soldat“, sowie die junge Prinzessin Luise in einer kleinen Kalesche, vor welche die Knaben sich spannten, vier- oder sechsspännig im Garten spazieren zu fahren.

Bei den Spielen im Erbgroßherzoglichen Palais in Schwerin spielte eine ziemlich große Kanone eine hervorragende Rolle. Als ein getreues Konterfei der damals in der mecklenburgischen Artillerie geführten Geschütze hatte der Lieutenant Schumacher sie höchst geschickt angefertigt und dem Erbgroßherzoge geschenkt. Sie war so schwer, daß vier Knaben, davor gespannt, sie nur mit Mühe zu fahren imstande waren; mit der Lafette allein jedoch konnten sie mit Leichtigkeit galoppieren. In der Regel traf den Prinzen Friedrich die Wahl, Lenker des Viergespanns zu sein; aber ebenso fröhlich spannte er sich auch ein vor die schwere Last.

Viel Jubel verursachte bei den Spielgenossen auch die Einladung, welche das Erbgroßherzogliche Paar an alle zu einer großen Kinder-Maskerade erließ. Auf dieser erschien nach der hübschen Idee seiner Mutter Otto von Wickede als verwunschener Prinz. Den Verwunschenen barg eine vom Theater entlehnte Bären-Maske; entzaubert entstieg er ihr in strahlendem Seiden-Kostüme. Aber mehr als der Flimmer zog den Prinzen Friedrich das zottige Fell an: flugs hatte er, als die Entzauberung geschehen war, selbst die Bären-Maske angelegt, in der er in harmloser Ausgelassenheit so fröhlich sich tummelte, daß er nur spät sich bestimmen ließ, sie wieder abzulegen.

Ein Ereigniß von besonderer Bedeutung für den jungen Prinzen Friedrich war die Feier des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums, welche der Großherzog, sein Urgroßvater, mit aller Pracht vom 24. bis 27. April 1835 in Ludwigslust beging. War es doch das erste Mal, daß es einem mecklenburgischen Fürsten vergönnt war, auf eine halbhundertjährige Regierung zurückzuschauen. Alle Mecklenburger wetteiferten mit einander,

ihrem bei hoch und niedrig gleich sehr beliebten Landesherrn ihre Verehrung und Treue auszudrücken. Auch fremde Fürsten, die dem Großherzoge nahe standen, waren in erheblicher Anzahl zu dem seltenen Ehrentage in Ludwigslust entweder selbst erschienen, oder hatten in außerordentlicher Mission Gesandte mit ihren Glückwünschen dorthin entsandt. Den Prinzen Friedrich ernannte der Großherzog am Jubiläums-Tage zum Seconde-Lieutenant im Garde-Bataillon und verlieh ihm die ebenso kleidsame wie reiche Officiers-Uniform desselben. Das machte einen bedeutenden Eindruck auf den jungen Prinzen: mit würdevollem Ernste führte er dem am Fenster des Schlosses stehenden Großherzoge bei der Parade seinen Zug vor.

Aber die Tage des greisen Großherzogs begannen sich zu neigen. Auf den Glanz des Festes folgten Wochen voll Mißbehagen und Kränklichkeit. Wohl brachte ihm der Aufenthalt in der frischen Seeluft des geliebten Doberan merkliche Kräftigung wieder, aber nach einer ernsteren Erkrankung im Frühjahre 1836 fehlte die Kraft, die gewohnte Übersiedelung an den Meeresstrand zu unternehmen: zum ersten Male seit langen Jahren mußte er auf Doberan verzichten. Die Ermattung nahm zu und am 1. Februar 1837 schied der greise Fürst von hinnen.

Tiefbewegt stand an der Hand seines Vaters Prinz Friedrich am Sterbelager: es war das erste Mal in seinem Leben, daß die Schauer des Todes ihn anwehten. Dicht hinter dem Sarge schritt er einher, als der Leichenzug in den Park hinausging zu dem Mausoleum der Herzogin Luise, der vor langen Jahren schon dahingeschiedenen Gemahlin des jetzt heimgegangenen Fürsten. Dann eilte der Prinz mit seinem Vater nach Doberan voraus, wo am 18. Februar der feierliche Kondukt, in Dorf und Stadt mit der gleichen aufrichtigen Trauer von den Bewohnern empfangen, eintraf. In der Kirche seines lieben Doberan — so hatte es der Verstorbene bestimmt — sollte seine letzte Ruhestatt sein.

Der Tod des Großherzogs berief den Erbgroßherzog Paul Friedrich jetzt auf den altangestammten Thron. Erbgroßherzog wurde damit Prinz Friedrich; doch bestimmte der Großherzog, daß erst mit der Konfirmation dem Sohne gegenüber das ihm zustehende Prädikat der Königlichen Hoheit zur allgemeinen Anwendung kommen sollte. Für seine Umgebung blieb der junge Erbgroßherzog auf Befehl des Vaters einfach wie bisher „Prinz Friedrich“.



Zweites Kapitel.

Die Dresdener Jahre.

Wunderschön zwischen weiten Seeflächen, die in der Ferne von waldreichen Höhenzügen anmutig umzogen sind, liegt Schwerin, durch seine Lage eine der schönsten Städte des nördlichen Deutschland. Im Mittelalter Bischofssitz und berühmter Wallfahrtsort, hatte es indes durch die Reformation diese Bedeutung verloren, ohne dafür durch ein kräftigeres Aufblühen des Handels und des Gewerbfleißes entschädigt zu werden. Denn den Hauptteil des mecklenburgischen Binnenhandels hatte Rostock, als Seestadt begünstigt, an sich gezogen; und den Aufschwung der Gewerbe hemmte das Fehlen günstiger Wasserverbindungen. So war die Stadt zurückgekommen und den Bürgern der rechte thatkräftige Unternehmungsgeist verloren gegangen. Auch daß die Herzöge ihre Residenz nach Ludwigslust, wenn auch die Regierungsbehörden ihren Sitz in Schwerin

behielten, verlegt hatten, war nicht ohne weithin wirkende Folgen für die Stadt geblieben. So machte Schwerin trotz aller Schönheit seiner Lage doch einen öden und mit seinen winkligen Straßen fast dürftigen Eindruck; selbst der mächtige Bau des Doms war ohne Turm und das Großherzogliche Palais am Alten Garten war ein unansehnlicher, teilweis sogar recht baufälliger Fachwerksbau.

Wohl war es ein wichtiger Schritt vorwärts, daß die Quartiere der Altstadt, der Domfreiheit und der Neustadt sich am 1. Januar 1832 zu gemeinsamer Verwaltung vereinten, und daß die sieben städtischen Gerichte in ein einheitliches Niedergericht zusammengefaßt wurden. Aber zu nachhaltiger Blüte gedieh doch die Stadt erst dadurch, daß der neue Großherzog seine Residenz nach Schwerin zurückverlegte.

Die vornehme Zurückgezogenheit der Ludwigsluster Residenz hatte der Fürstensitte des achtzehnten Jahrhunderts und dem Sinne der herzoglichen Gründer entsprochen. Großherzog Paul Friedrich aber, voll ungeduldigen Thatendranges, verlangte nach einer Stelle, die es ihm verstattete, mit persönlichem Anteil zu wirken und zu schaffen. Das war es, was ihn nach Schwerin zog. Das Palais am Alten Garten wurde ausgebaut und nach der Ritterstraße zu vergrößert; dann siedelte der Hof hierher über. Ludwigslust sank in die beschauliche Ruhe einer zweiten Residenz zurück, während Schwerin, mit unermüdlichem Eifer und freigebiger Hand von dem Großherzoge gefördert, überraschend schnell aufblühte: der Rose von Jericho gleich, die, in Wasser gestellt, vor unsern Augen die dürren Blätter, zum Leben erwachend, frei entrollt.

Nur durch einen längeren Besuch bei dem nahe verwandten Altenburger Herzogshause unterbrochen, nahm der Unterricht des Prinzen Friedrich in Schwerin seinen Fortgang. Allein Herr von Sell besorgte von den Hoffestlichkeiten, die der Winter mit sich brachte, einen ablenkenden Einfluß auf seinen jungen Zögling; zugleich aber versprach er sich für denselben manche

günstige Anregung von dem Verkehr und Wetteifer mit Gleichstrebenden. Er brachte daher in Anregung, daß der Prinz zur Fortsetzung seiner Studien ein auswärtiges Gymnasium besuche. Der Großherzog gab den Erwägungen des Gouverneurs seine Zustimmung: die Entscheidung fiel auf die Blochmannsche Anstalt in Dresden. Zwar der Großvater, König Friedrich Wilhelm III., hätte die Wahl eines preußischen Gymnasiums lieber gesehen; aber Dresden mit seinen reichen Kunstsammlungen, als Sitz eines befreundeten Hofes, bot doch manche Vorteile, welche für die Erziehung gerade eines Thronerben nicht zu unterschätzen waren. So siedelte denn am 1. November 1837 Prinz Friedrich, begleitet von seinem Gouverneur und dem Kandidaten Dr. Kliefoth als Instruktor, nach Dresden über.

Karl Justus Blochmann, ein Schüler Salzmanns, hatte 1827 die Erziehungsanstalt gegründet. Sie war ein Privatinstitut, aber berechtigt, vor einem königlichen Kommissar Abgangsprüfungen zu halten, die zur Immatrikulation auf der Universität berechtigten. Mit dem Vitzthumschen Gymnasium war sie dadurch in die engste Verbindung gebracht, daß die Zöglinge desselben zwar ein eigenes Gebäude bewohnten, aber den gesamten Uuterricht mit den Schülern des Instituts gemeinsam hatten. Auch die Spaziergänge und Spiele, selbst die Mahlzeiten waren gemeinsam.

Den Religionsunterricht erteilte der Direktor selbst den Zöglingen: ein ernster und strenger Mann, aber zugleich doch so sehr zum Herzen sprechenden Wesens, daß er aller Liebe besaß. Mehr dem jugendlichen Frohsinn geneigt, den Mann ergänzend, war seine liebenswürdige und hochgebildete Gattin, eine Tochter der berühmten Künstlerfamilie Schnorr von Carolsfeld. Sie verstand es, die Abende in der Familie stets anregend und angenehm zu gestalten. Die Lehrer standen fast sämtlich noch in jüngeren Jahren; manche von ihnen, wie Bonitz, sind später als Gelehrte oder als Schulmänner bis in weite Kreise rühmlichst bekannt geworden.

Prinz Friedrich trat nicht als Zögling in die Anstalt ein, nahm auch an dem öffentlichen Klassenunterrichte derselben nicht Teil. Doch lag in der nächsten Nähe des Instituts, sehr freundlich in einem Garten der Dippoldiswalder Gasse (jetzt ist der Eingang Carolastraße 1c) das Haus, dessen Oberstock er inne hatte. Das Parterre-Geschoß bewohnte Herr von Sell mit seiner Familie. Zu den Lehrstunden kamen die Anstaltslehrer herüber; auch einzelne der Zöglinge nahmen an denselben Teil, während Prinz Friedrich sich in den Turnstunden und bei den Spielen fröhlich zwischen den Zöglingen tummelte. Den Rutschberg im Blochmannschen Garten benutzte er fleißig; gewöhnlich wurde Ball gespielt, aber auch auf Stelzen zu kämpfen, was sehr im Schwange war, machte ihm viel Vergnügen. Da wurden denn schnell Freundschaften geschlossen, nicht bloß mit mecklenburgischen Zöglingen, deren eine ganze Anzahl in dem Institut, wie in dem Internat des Gymnasiums war, sondern auch frei über die Grenzen der Landsmannschaft hinaus; mit einigen, wie mit dem jungen Grafen Rudolf Kanitz, bildete auch bald ein innigerer, regelmäßiger Verkehr sich aus. Denn der Prinz hielt gute Kameradschaft, war stets munter und ging freundlich auf jeden Scherz ein. Auch mit dem Dr. Kliefoth stand er in einem wahrhaft herzlichen Verhältnis. Dieser war bei seinen häuslichen Arbeiten mehr sein Berater als sein Aufseher; denn der Prinz, voll Eifer und Gewissenhaftigkeit, trieb sich allein: aber er erkannte schon selbst, wie günstig Kliefoth auf seine geistige Ausbildung wie auf seine ganze Lebensanschauung einwirke.

Früh am Morgen wurde das Tagewerk begonnen. Im Sommer stand der Prinz um 5 Uhr, im Winter etwas später auf und arbeitete dann bis 8 für sich. Von 8 bis 12 waren Unterrichtsstunden, um 10 von einer dreiviertelstündigen Pause unterbrochen, die der Prinz im Spiel mit den Instituts-Kameraden zubrachte. Um 12 Uhr wurde gewöhnlich ausgeritten; bald nach 2 Uhr wurde gegessen; dann war bis 4 frei. Von

4 bis 7 Uhr folgten wieder Unterrichtsstunden; um 9½ Uhr ging es ins Bett. Eine Zeitlang traten dazu wöchentlich zweimal von 7 bis 8 Uhr noch Reitstunden (auf dem Schulsattel ohne Steigbügel), an denen auch Herr von Sell Teil nahm.

Eine angenehme Unterbrechung der gleichmäßig dahin gehenden Arbeitstage gewährten dem Prinzen die Einladungen zu Hofe. Zumal die Königin, eine Schwester der Kronprinzessin von Preußen, nahm sich ihres jungen Verwandten sehr freundlich an; soweit es nur die Rücksicht auf den Unterricht zuließ, wurde er zu den Familientafeln und Hofkoncerten zugezogen. Das gewährte ihm manche geistige Anregung und reichliche Gelegenheit, sich in den Formen der großen Welt zu üben.

Auch den Schmerz, welchen Prinz Friedrich empfand, das Weihnachtsfest nicht in der Heimat verleben zu können, wußte ihm die Königin zu lindern. Sie lud ihn auf den Weihnachtsabend zu sich zur Bescherung. Auf einem besonderen Tische hatte sie die Geschenke seiner Eltern und Geschwister für ihn aufgebaut; sie fügte selbst zwei hübsche Tassen hinzu, während König Friedrich August ein Paar wertvolle Hemdenknöpfe ihm bescherte. Auch im Institut erhielt der Prinz wie jeder Zögling seinen Weihnachts-Stollen mit Äpfeln und Nüssen aufgebaut.

Der Sylvester-Abend wurde ebenfalls in der Familie des Direktors Blochmann begangen mit all den Zöglingen, welche nicht zu den Ihrigen gereist waren. Die jugendliche Gesellschaft war sehr vergnügt; bis 11¼ Uhr wurde eifrig getanzt. Dann trat der Ernst der Jahreswende in sein Recht. Der Cotillon wurde abgebrochen und nach einer kurzen Pause der inneren Sammlung der Choral „Des Jahres letzte Stunde" angestimmt. Dann hielt Blochmann an seine jungen Gäste eine ergreifende Ansprache. Mit dem Mitternachts-Schlage beendigte er sie; und unter gegenseitigen Glückwünschen wurde das neue Jahr angetreten.

Es ging seinen ruhigen, gleichmäßigen Gang dahin. Der strenge Winter wich und der fröhliche Frühling kam herauf, mit gutem Humor von dem jungen Prinzen begrüßt. „Daß ich

so ungemein und unverzeihlich faul im Schreiben bin", schrieb er nach Hause, „kommt davon, daß es Frühling wird. So hat auch der Frühling seine zwei Seiten. Er ist sehr erfreulich, indem die Natur erwacht, es grün wird, die mit jungem Laub bewachsenen Bäume von leichtbeschwingten Gästen wimmeln, das Korn wächst und man hinaus kann in den Sonnenschein. Er ist aber auch auf der andern Seite höchst traurig, denn Gefahr und Lärm ist von allen Seiten: die Bäume schlagen aus, der Kohl schießt, die Vögel singen, die Kinder, die draußen herumgetragen werden, schreien, die Großen sprechen, ich, der ich jetzt meine Abendstunden im Garten oder beim Spielen zubringe, anstatt wie im Winter zu schreiben, unterlasse dieses und bin unnütz. So wirkt die Natur auf den Menschen!"

Auch sein Jugendkamerad Adolf von Stenglin, der den Prinzen nicht nach Dresden begleitet hatte, sondern auf die Ritter-Akademie nach Brandenburg gekommen war, beklagte sich über die Saumseligkeit, daß er nun schon auf mehrere Briefe noch immer keine Antwort bekommen hätte. Den alten, treuen Adolf zu versöhnen, griff Prinz Friedrich zu einem außerordentlichen Mittel: er machte Verse! — und war schalkhaft genug, die Wirkung, die er sich steigend von jeder Strophe versprach, selbst gleich dabei anzudeuten. Jetzt wird nicht mehr dem schönen Frühling alle Schuld aufgebürdet, wenn Prinz Friedrich (am 10. März 1838) schreibt:

„Ach, mein lieber Adolphe,
Ich bin gleich einem Wolfe,
Der seinen Freunden Böses thut
Und nie für sie nimmt ab den Hut.

Du bist milder gestimmt!

Du wirst wohl gar sehr böse sein,
Und sagen: das ist von Dir nicht fein,
Daß Du nicht mehr antwortest mir,
Der ein so treuer Freund ist Dir.

Du sagst: ja . . . . ja . . . .!"

Die dritte Strophe steigert die Wirkung:

„Du sagst: Na, laß nur gut sein."

Die vierte weist auf die Sorgen der Arbeit hin:

„Du sagst: Ah, das ist was anderes!"

Die fünfte appelliert an die alte Freundschaft:

„Du sagst: Du bist doch ein guter Junge!"

Die sechste:

„Befind'st Du Dich denn glücklich dort,
Seitdem Du von der Heimath fort?
Doch Mecklenburg vergesse nicht!
Das Heimathsland, vergiß es nicht!

Du schluchzest, gelobst ewige Freundschaft und schreibst bald an mich.

F F v M-S."

Gewiß hat „der traute Adolf, Thränen des Mitleids vergießend" — wie Prinz Friedrich erwartet — „den reuigen Sünder wieder zu Gnaden angenommen." —

Im Sommer, meist bis tief in den Herbst hinein wohnte das sächsische Königspaar in der Regel auf seinem Weinberg bei Pillnitz. Das Wohnhaus war nur sehr klein, aber alles freundlich und höchst ansprechend eingerichtet; der Garten überdies gewährte schöne Ausblicke in das Elbthal. Hier lebte der König behaglich wie ein Gutsbesitzer: alle Etikette war verbannt. Da erschien denn Sonntags zur Freude des Prinzen Friedrich gar häufig der Wagen des Königs, um ihn nach Pillnitz abzuholen. Dann wanderte der König mit seinem jungen Gaste in dem Garten umher, um ihm die schönsten Aussichtspunkte zu zeigen, oder sie wandten sich nach dem Tiergarten, dessen Rehe und Hirsche so zutraulich waren, daß sie von dem Prinzen aus der Hand gefüttert werden konnten. Bei Tische ging es stets sehr ungezwungen zu, wie es dem ländlichen Charakter des Ortes entsprach, sodaß Pillnitz dem Prinzen für sein ganzes Leben eine besonders liebe Erinnerung geblieben ist.

Im September kamen die Herbstferien. Die freie Zeit wurde zu einem mehrwöchentlichen Ausfluge in die Alpen — die erste größere Reise, die Prinz Friedrich machte — angewendet. Meist wurde im Gebirge zu Fuße marschiert; nur große Touren wurden mit Extrapost zurückgelegt. Gesund und kräftig, wie er war, konnte der Prinz Bergtouren sehr gut aushalten. So wurde der ganze Weg von Zug über den Rigi bis nach Interlaken zu Fuße gemacht.

Von Meran ging es ins Passeier-Thal hinein. Der Weg war schattenlos und warm schien die Sonne herab. Es wurde daher schon in Hofers Hause am Sande für den Tag Rast gemacht. Zudem war es der 15. September, des Großherzogs Paul Friedrich Geburtstag. Den Tag zu feiern ließ Herr von Sell Champagner bringen. Aber der Wirtin ungewandten Händen entschlüpfte der Pfropf, fuhr in den Glasbehang des ehrwürdigen Kronleuchters und überschüttete die ganze Gesellschaft mit Glasscherben und fünfzigjährigem Staube: ein Schreck, der bald in allgemeine Heiterkeit sich auflöste.

Zum Wiederbeginn des Unterrichts pünktlich nach Dresden zurückgekehrt, hatte Prinz Friedrich die große Freude, dort wenige Tage später seine Eltern zum Besuche eintreffen zu sehen. Das Großherzogliche Paar wohnte im Hotel de Saxe, da der König in Dresden nicht anwesend war. Von dort aus wurden nun fast täglich gemeinsame Ausflüge in die Umgegend unternommen: Stunden glücklichsten Zusammenseins und herzerquickender Freude für die Eltern wie für den Sohn. Im Fluge gingen die schönen Tage dahin; dann durfte Prinz Friedrich noch bis Leipzig den Eltern das Geleite geben. Das war die erste Eisenbahn-Fahrt, die er machte; denn eben erst war die Linie Dresden-Leipzig, eine der ersten in Deutschland, eröffnet worden.

In ruhigem Gleichschritt nahm der Winter seinen Verlauf: und doch, welche bedeutungsvolle Entscheidung sollte er für den jungen, in das Jünglingsalter soeben eintretenden Prinzen Friedrich in sich schließen! Der Unterricht ging seinen gewohnten

Gang; aber der gesellige Verkehr hatte sich etwas weiter entwickelt. Bei Hofe, wie bisher, ein häufiger und stets gern gesehener Gast, verkehrte der Prinz auch in mehreren Familien der höchsten Kreise. So hatte er in Pillnitz den Oberstallmeister General von Fabrice kennen gelernt. In dessen Hause nun war es, daß Prinz Friedrich zuerst die Prinzessin Auguste von Reuß sah. Die jugendliche Prinzessin, geboren am 26. Mai 1822, machte auf den um einige Monate jüngeren Prinzen sofort den tiefsten Eindruck; ihre anmutig erblühende Erscheinung, die Klarheit und Sicherheit ihres Wesens, ihre von wahrhaftiger Frömmigkeit durchwärmte Gesinnung fesselten den Prinzen bei jeder Begegnung mehr. Sie war die Tochter des Prinzen Heinrich LXIII. Reuß jüngerer Linie, Köstritzer Zweiges, der unweit Dresden das Rittergut Klipphausen besaß, den Winter hindurch jedoch in Dresden an der Bürgerwiese zu wohnen pflegte. Hier in ihrem Elternhause wie in dem Hause ihrer Tante, der Prinzessin Clementine Reuß, einer geborenen Prinzessin Carolath, sah Prinz Friedrich während des Winters die junge Prinzessin wiederholt; und als dann 1839 ihr ältester Bruder, Prinz Heinrich IV., in das Blochmannsche Institut eintrat, knüpften die Fäden sich dichter. Jetzt war auch in Klipphausen Prinz Friedrich — „Prinzchen“ scherzend im Hause genannt — öfter zu Gaste; ganz umfing ihn der Zauber der ersten Liebe: aber er barg das süße Geheimnis streng in der eignen Brust.

Die Osterferien des Jahres 1839 brachte Prinz Friedrich bei seinen Verwandten in Altenburg zu, die Pfingstferien in der ihm ebenfalls nahe verwandten großherzoglichen Familie in Weimar. Gegen den Herbst wurde wieder mit Herrn von Sell und Kliefoth eine Reise in die Alpen unternommen; auch sein junger Dresdener Freund, Graf Rudolf Kanitz, begleitete den „Grafen von Grabow“. Unter diesem Namen reiste Prinz Friedrich.

Diese Reisen gereichten dem jungen Prinzen nicht nur zur Kräftigung und körperlichen Erfrischung; sie haben auch viel

dazu beigetragen, den feinen Sinn für Naturschönheiten, welchen er besaß, auszubilden und zu entwickeln. In schönen Gegenden zu reisen war sein Leben lang ihm ein hoher Genuß; sich in eine stimmungsvolle Landschaft zu versenken, gewährte auch in trüben Stunden ihm eine innere Erhebung. Jetzt freilich herrschte unterwegs eitel Fröhlichkeit. Besonders machte es dem Prinzen großen Spaß, wenn irgendwo das Incognito durchscheinend wurde, durch demonstrative Höflichkeit gegen den jungen Kanitz Wirt und Gäste in den Hotels zu dem Glauben zu bringen, daß dieser der Erbgroßherzog wäre, und dann durch ebenso demonstrative Zurückhaltung die Verwirrung vollends unentwirrbar zu machen. Unendlich ergötzte es ihn, dann die Wirte in Zweifel zu sehen, wem sie den tieferen Bückling machen sollten.

Mit dem Rheinfall bei Schaffhausen begann die Reihe der großartigen Naturbilder, welche die Reise brachte. Dann ging es nach Zürich, wo es ein Stückchen Schweizer Revolution zu sehen gab. Aus Anlaß der religiösen Wirren hatte dort ein Volkshaufe sich des Rathauses bemächtigt und strebte mit viel Geschrei danach, die Regierung in seine Hand zu bringen. Natürlich wurde dadurch Zürich nicht angenehmer. Die Weiterfahrt führte über den herrlichen Vierwaldstädter See die St. Gotthardstraße hinauf, dann aber von Hospenthal westwärts ins Rhone-Thal hinab zum Genfer See.

Am 17. September traf die Reise-Gesellschaft zu Schiff in Genf ein. Da — welche freudige Überraschung! An der Landungsbrücke des Dampfers stand „Onkel Wilhelm,“ Prinz Wilhelm von Preußen. Vor wenigen Stunden erst in Genf auf einer Erholungsreise angelangt, nahm Prinz Wilhelm sofort seinen jungen Neffen und dessen Begleiter mit sich in das Hotel des Bergues, in welchem er mit seiner Gemahlin als „Graf von Lingen“ wohnte, und behielt ihn auch zu Tische bei sich. Das war für Prinz Friedrich eine ganz außerordentliche Freude; denn gerade an seinem Onkel Wilhelm hing er mit ganzer

Hingebung. Am Abend ging man ins Theater. Es wurde le précepteur en embarras gegeben, wobei denn wohl manche scherzhafte Anspielung auf die Dresdener Verhältnisse bei den jungen Zuschauern fiel.

Nachdem Prinz Wilhelm abgereist war, folgte der junge Prinz Friedrich dem Zuge seines Herzens und suchte diejenigen Personen und Stätten auf, mit welchen sich die Erinnerung an die Erziehung seines Vaters ihm verknüpfte. Der Großherzog Paul Friedrich hatte von Ende 1814 bis 1817 in Genf geweilt; um so größer war die Freude des jungen Prinzen, nach so langer Zeit die Wohnung, welche sein Vater in dem Hause des Mr. Naville inne gehabt hatte, fast unverändert zu finden. Bei allen Genfern, mit denen Paul Friedrich damals in Berührung gekommen, stand er noch im besten Andenken, und der sehnliche Wunsch, ihn noch einmal wiederzusehen, war allgemein. Es läßt sich denken, daß diese pietätsvolle Anhänglichkeit an den Vater den stets so warm fühlenden Sohn auf das wohlthuendste berührte: ganz Genf erschien ihm dadurch in so freundlichem Lichte, daß er nur ungern zur Abreise sich entschloß.

Die Weiterfahrt nach Chamounix zu dem majestätischen Montblanc ließ sich denn auch recht unerquicklich an. Das Wetter war höchst widerwärtig: man fror und — hungerte. Denn Herr von Sell, etwas verstimmt, mochte nichts essen und übersah dabei, daß die Reisegefährten keineswegs seine Stimmung teilten. In St. Gervais war Aufenthalt, da die Pferde gewechselt werden mußten. Prinz Friedrich, dessen Appetit die frische Morgenluft noch mehr angeregt hatte, schaute nach Frühstück aus: nichts erschien. Da machte er mit Dr. Kliefoth lachend ein Komplott. Sie gingen in eine nahe Konditorei und erquickten sich dort mit Schokolade und Kuchen. Herr von Sell sah es, überlegte einen Augenblick und trat dann auch ein. Damit war die Fröhlichkeit wieder hergestellt. Zugleich hellte das Wetter sich auf; die Bergriesen um Chamounix entschleierten

ihre Häupter, und der Tag, der so unbehaglich begonnen, endete in der heitersten Reisestimmung.

Zum Wiederbeginn des Unterrichts war man nach Dresden zurück. Wieder ward dem Prinzen die große Freude zu Teil, daß seine Eltern auf einige Tage im Oktober ihn besuchten; und zwei Wochen nach ihrer Abreise durfte er am 2. November nach Schwerin ihnen folgen.

Die Konfirmation des jungen Prinzen stand bevor. Es war eine Zeit der inneren Sammlung für ihn, die er jetzt in Schwerin verlebte. Durch sechswöchentlichen Unterricht bereitete der Oberhofprediger Walter ihn vor; dann erfolgte am 10. Dezember durch denselben in der Schloßkirche in Gegenwart der ganzen Großherzoglichen Familie die weihevolle Handlung, und zum ersten Mal ging nach derselben Prinz Friedrich mit seinen Familien-Angehörigen zum Tische des Herrn. Unter den Glückwünschenden befanden sich auch die beiden Erblandmarschälle von Lützow und von Maltzan, welche die in Sternberg tagenden Landstände, dem jungen Prinzen ihre guten Wünsche auszusprechen, nach Schwerin entsandt hatten. Den Geburtstag Friedrich Franz des I. hatte der Großherzog zum Konfirmationstage ausgewählt, um seinem Thronerben das Vorbild des Regenten vor Augen zu stellen, der so lange zum Segen über Mecklenburg geboten. Zugleich ernannte er ihn zum Premier-Lieutenant und verstattete nunmehr, daß die dem Erbgroßherzoge gebührenden Ehren ihm zu Teil würden.

Auch das nahe Weihnachtsfest durfte der junge Erbgroßherzog noch im Elternhause verleben. Da sah man ihn denn, wie es schon in Dresden seine Gewohnheit gewesen war, ganz ohne Begleitung in Schwerin auf dem Weihnachtsmarkte umhergehen und den frierenden Knaben, die mit lauter Stimme ihre vergoldeten Nüsse oder Pflaumentoffel oder Waldteufel ausboten, ihre Vorräte von seinem Taschengelde abkaufen, um sie auf dem Heimwege armen Kindern, die ihm begegneten, zu schenken. Aber nach den ernsten gingen auch die frohen Tage

vorüber: am 6. Januar 1840 kehrte er nach Dresden zu seinen Studien zurück. Nur in Berlin verweilte er auf den ausdrücklichen Wunsch seines königlichen Großvaters einige Tage. Auf eine Überraschung hatte es der dem Enkel stets sehr wohlgesinnte König abgesehen: er verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden, den höchsten der preußischen Orden, den ersten, welchen der junge Erbgroßherzog empfing, und bereitete ihm dadurch eine ganz außerordentliche Freude, wie der Prinz, ganz überglücklich, sofort den Eltern nach Hause schrieb. Auch daß er ganz bescheiden zu Fuß in Berlin seinen Einzug gehalten, schrieb er ihnen voll guter Laune. Dicht vor der Stadt war die Hinterachse des Reisewagens gebrochen; so hatte der Prinz mit seiner Begleitung, anstatt zu warten, es vorgezogen, wenn auch tiefer Schnee lag, zu Fuß das letzte geringe Stück Weges zurückzulegen. Graf Hessenstein, der mecklenburgische Gesandte am preußischen Hofe, war nicht wenig erstaunt, als er den Erbgroßherzog so bei sich eintreten sah.

Mit allem Eifer nahm der Prinz in Dresden seine Studien nach der langen Unterbrechung wieder auf. Denn im Herbste gedachte er der Entlassungsprüfung zur Universität sich zu unterziehen. Von den Hofbällen, an denen er jetzt Teil nahm, brach er stets nach dem Souper auf, um an andern Morgen frisch am Arbeitstische zu sitzen. Auch sonst trat die Geselligkeit etwas mehr zurück; nur beim Fürsten Reuß und bei der Prinzessin Clementine Reuß sah man ihn öfter.

Nur eine kurze Unterbrechung der Arbeitszeit brachten die Oster-Ferien vom 10. bis 24. April. Der Erbgroßherzog brachte sie in Schwerin zu, um dort der Konfirmation seiner einzigen Schwester, der Herzogin Luise, am 14. April beizuwohnen. Stets wurde der Abschied von Hause ihm schwer, diesmal aber nach den das Gemüt in der Tiefe bewegenden Tagen doppelt schwer. Ein fast unbezwingliches Heimweh zog ihn zurück. Noch durch die Kutscher sandte er der Schwester seine letzten Grüße. Auch der Rasttag in Berlin war bewölkt.

Den geliebten Großvater fand er schwer leidend und matt und die königliche Familie von banger Sorge erfüllt.

Es währte denn auch nur noch wenige Wochen, daß eine Staffette den jungen Erbgroßherzog nach Berlin zurückberief. Er fand Eltern und Schwester dort vor; auch das russische Kaiserpaar und die übrigen Angehörigen der königlichen Familie waren anwesend. Aber der so lange der allverehrte Mittelpunkt des großen Kreises gewesen war, der König war am Nachmittage des ersten Pfingsttages heimgegangen. Tief bewegt trat der Enkel an den schlichten, schwarzen Sarg, in den man, in die Uniform des ersten Garde-Regiments gekleidet, den König gebettet hatte. Wohl war Friedrich Wilhelm III. kein Mann weit ausgreifender Entwürfe und kühner Entschlüsse gewesen; aber er hatte die schwere Leidenszeit Preußens mit seinem Volke zusammen mannhaft ertragen, er hatte in langer Friedensepoche die Regierungsmaschine streng nach der Vorschrift des Gesetzes, indem er die eigene Person durchaus zurücktreten ließ, in gleichmäßigem, sorgsam überwachtem Gange gehalten, ja durch die persönliche Verehrung, die er bei seinem Volke genoß, allein gegen das Zeitbewußtsein die absolute Regierungsform in Preußen bis an seinen Tod aufrecht erhalten. Mit inniger Verehrung hatte der Enkel zu ihm gestanden und das Wohlwollen des königlichen Greises in ganz besonderem Maße genossen: in ihm sah er das Muster eines Regenten. Die dankbare Verehrung, welche das ganze Preußenvolk für den heimgegangenen Herrscher kund gab, konnte dafür dem jungen Prinzen wohl als Beweis gelten, daß die beste Regierung die sei, welche sich nicht auf Rang und Herrscheramt, sondern auf die persönliche Geltung des Herrschers bei dem Volke stützt. Unverkennbar hat das Beispiel des Großvaters über Jahre hin auf den jungen Prinzen eingewirkt.

Am Donnerstag, den 11. Juni, fand die feierliche Beisetzung des Königs statt. Der junge Erbgroßherzog schritt unter den nächsten Familien-Angehörigen in dem langen Zuge einher, der

den Sarg aus dem bescheidenen Palais des Königs nach dem Dome geleitete, und nachts um ein Uhr gab er von dem Charlottenburger Schlosse aus dem Heimgegangenen das letzte Geleite bis zu dem Mausoleum im Parke. Denn an der Seite der Königin Luise hier zu ruhen — so hatte es der König gewollt.

Der Erbgroßherzog wohnte in Sanssouci. Er schied nicht von dem an Hohenzollern=Erinnerungen so reichen Potsdam, ohne die Garnisonkirche zu besuchen, den Tempel preußischer Ehren, von deren Pfeilern die in so mancher blutigen Feldschlacht eroberten Fahnen, verblaßt und von Kugeln zerrissen, herabwehen. Er ließ in der Kirche die Königsgruft sich öffnen; da stand er an den Särgen Friedrichs des Großen und König Friedrich Wilhelms I., seiner Ahnen: beide für ihren Enkel leuchtende Vorbilder, jener der gefeiertste Fürst des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Preußens größter „innerer" König, der Ordner und Ausgestalter des Staates, dessen Bedeutung für Preußen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Der Gruft solcher Männer naht sich kein fühlender Mensch ohne tiefe Bewegung: wir ahnen, was der fürstliche Jüngling hier in der letzten Ruhestatt seiner erlauchten Ahnen empfand, wenn er diese Junitage „eine traurige und doch erhebende Zeit" nennt.

Es wurde dem Erbgroßherzoge nicht ganz leicht, sich in Dresden in den gewohnten Gang der Arbeit zurückzufinden, zumal jetzt Dr. Kliefoth, der in die mecklenburgische Heimat zurückgekehrt war, ihm nicht mehr ratend und fördernd zur Seite stand. Aber mit rastlosem Eifer wurden die Wochen, die bis zur Abschluß=Prüfung noch frei waren, ausgenutzt. Im Juli galt es dann Rechenschaft abzulegen. Eine schriftliche und mündliche Prüfung in allen Fächern des Unterrichts fand vor der Prüfungs=Kommission des Instituts statt. Sie wurde sehr wohl bestanden und dem Erbgroßherzoge die Reife für die Universitäts=Studien unbedenklich zugesprochen.

Damit war denn der erfreuliche Abschluß der Dresdener Vorbereitungszeit erreicht. Direktor Blochmann vereinigte die Freunde und Unterrichtsgenossen zu einer Abschiedsfeier, bei der er mit warm zu Herzen gehenden Worten den Erbgroßherzog entließ. Zum Gedächtniß pflanzte dieser im Anstaltsgarten eine Eiche, die als „Friedrichs-Eiche" die Erinnerung an den Prinzen auch späteren Geschlechtern gegenwärtig halten sollte; eine musikalische Aufführung beschloß den Abend.

Aber der Erbgroßherzog ließ es sich nicht nehmen, auch seinerseits den Mitschülern ein heiteres Abschiedsfest zu geben. Dann fuhr er nach Klipphausen hinaus, um sich bei dem Fürsten Reuß und dessen Familie zu verabschieden, und ging am nächsten Tage zu seinen sämtlichen Lehrern; jedem überbrachte er mit Worten des Dankes und des Abschieds ein Andenken an die schöne Dresdener Zeit, vielfach so bewegt, daß er kaum des Wortes mächtig war. Er hat ihrer keinen vergessen, auch seine Schulgenossen nicht; noch als regierender Herr hat er gern die Erinnerung an Dresden festgehalten und gar manchem, der in Bedrängnis an ihn sich wandte, mit seinem Einflusse und stets offener Hand beigestanden.

Am 9. August traf der Erbgroßherzog in Doberan bei seinen Eltern ein, um hier im Seebade von der Anstrengung der letzten Wochen sich zu erholen, bevor er zu höheren Studien weiter zöge.



Drittes Kapitel.

Student in Bonn.

Die jüngste der preußischen Universitäten ist die Bonner, erst 1818 gestiftet.

Gar anmutig liegt die Stadt Bonn da, wo der Rhein aus dem Schiefergebirge heraustritt, um nunmehr durch das buchtenartig vordringende Flachland seinen Weg zu nehmen. Nur ein schmales Gelände bleibt zwischen dem mächtig dahin flutenden Strome und den keck sich erhebenden Vorhöhen der Eifel frei. Auf diesem liegt hart am Strome die Stadt, landeinwärts sanft ansteigend, während in dem Alten Zoll, einer Bastion vor dem Coblenzer Thore, ein Ausläufer der Berge bis unmittelbar an den Strom vortritt. Eine uralte Fährstelle, ist die Stadt, seit der preußischen Besitznahme bis zum Jahre 1840 ihre Bewohnerzahl mehr als verdoppelnd, westwärts mit ansehnlichen neuen Vierteln ins Land hineingewachsen; nach Süden am Bergeshang hin reiht sich, von Gartenanlagen umgeben, Landhaus an Landhaus. Eine Allee führt nach dem nahen Poppelsdorf. Weiterhin folgt Kessenich und etwa 10 km von Bonn die Krone dieser Uferorte, Godesberg, ein kleiner Flecken, über den auf einem Basaltkegel die Ruine Godesberg sich erhebt. Wer auf dieser Höhe steht, hat in wundervollem Panorama das ganze Siebengebirge, das jenseits des Rheins in kühn geformten Gipfeln aufsteigt, vor sich ausgebreitet. Zumal der trotzig an den Strom vortretende Drachenfels fesselt den Blick. Am nördlichen Fuße des Gebirges, in höchst anmutiger Umgebung, liegt der kleine

Ort Ober-Cassel, von wo die Fähre über den Rhein nach Bonn zurückführt.

Nach Norden läuft die Stadt alsbald in flaches Gelände aus. In diesem liegt, nur 8 km von der Stadt entfernt, das Rittergut Bornheim mit dem stattlichen Schlosse des Freiherrn von Carnap.

Der Universität verdankte die Stadt ihr rasches Aufblühen: 1840 hatte sie schon gegen 20 000 Einwohner. Die Universität war daher in allen öffentlichen Angelegenheiten das bestimmende Moment. Ihr Heim hatte sie in dem imposanten alten Schlosse der Kurfürsten von Köln. Auch von der preußischen Regierung wurde die Universität mit Sorgfalt gehegt; sie war mit vorzüglichen Sammlungen und Hülfsmitteln des Studiums ausgestattet, und die ersten Meister ihres Faches wirkten als Lehrer an ihr. Unter diesen hatte Ernst Moritz Arndt 20 Jahre lang in unfreiwilliger Muße gefeiert; erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hatte ihm die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, zurückgegeben. Die Universität feierte dies Ereignis damit, daß sie den greisen Sänger der Befreiungskriege zu ihrem Rektor wählte.

Weit über die Rheinlande hinaus wirkte die Anziehungskraft der Stadt und der Universität. Die in Bonn wohnenden Engländer und auch Amerikaner bildeten eine eigene, jedoch keineswegs sich abschließende Kolonie; und aus den höheren und höchsten Ständen studierten aus allen Gauen Deutschlands nicht wenige in Bonn. Auch Mecklenburg stellte unter den mehreren hundert Studenten seine Gruppe.

So traf denn gar manches zusammen, um Bonn zur Universität für den jungen Erbgroßherzog zu empfehlen. Bevor er indessen zu den Studien des Winters sich dorthin begab, begleitete er seinen Vater zur Huldigungsfeier nach Berlin.

Denkwürdige Tage für den jungen Prinzen! Er war noch zu jung, um die Genialität seines königlichen Oheims recht zu fassen, diese Künstlerseele voll hohen Fluges der Phantasie und

fein geläuterten Geschmackes, aber auch voll der Unruhe einer solchen und ihrer Eigenwilligkeit. Der König imponierte ihm; aber doch nahm er ihn, wie er in seinem Tagebuche sagt, nur zum „teilweisen“ Muster.

Mit großen Erwartungen hatte man allerorten den Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms begrüßt, und seine ersten Regierungshandlungen waren auch von der Art, daß sich die schönsten Hoffnungen zu erfüllen schienen. Vollends die Feier in Königsberg, in welcher der König die Huldigung der Stände der nicht zum deutschen Bunde gehörenden Provinzen Preußens entgegennahm, hatte lauten Jubel in allen Herzen entzündet: man hatte ihn dahin verstanden, daß er geneigt sei, Preußen eine konstitutionelle Verfassung zu verleihen. Das ging weiter, als er gemeint hatte: Verstimmung blieb daher nicht aus, und mit geringerer Erwartung sah man allgemein der Huldigungsfeier der deutschen Provinzen Preußens in Berlin entgegen. Zudem war der 15. Oktober ein regnerischer, kühler Herbsttag. Umgeben von den Prinzen seines Hauses und seinen fürstlichen Verwandten, nahm der König zuerst im Weißen Saale des Berliner Schlosses die Huldigung der Standesherren und der Ritterschaft entgegen; dann trat er auf die Tribüne nach dem Lustgarten hinaus, den außer den ständischen Vertretern des Bürger- und Bauern-Standes wohl an die 60 000 Menschen füllten. Mit feierlichem Wort, des Regens nicht achtend, wandte er sich an die Stände, ob sie ihm helfen wollten, „Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Tugendkraft“ immer herrlicher in Preußen zu entfalten. Vielstimmig antworteten die Reihen der Zunächststehenden, die ihn verstanden hatten, mit lautem Ja; dann ergriff die Bewegung auch die Fernerstehenden: mit immer sich erneuernden Hochrufen und Vivats gaben sie Antwort. Auf den jungen Erbgroßherzog aber machte es tiefen Eindruck zu sehen, wie der König mit gewaltigem Wort die vielen Tausende beherrschte. Handgreiflich war ihm „das felsen-

feste Vertrauen“ entgegen getreten, „auf dem der preußische Thron gegründet steht“. Nur auf wenige Tage begleitete er seine Eltern nach Schwerin zurück; dann machte er sich mit Herrn von Sell auf den Weg nach Bonn.

Je näher man dem Rhein kam — man brauchte damals drei Tage von Schwerin nach Bonn — um so deutlicher tönte der grollende Kriegslärm, den die Franzosen damals verübten, den Reisenden verhallend entgegen. Frankreich empfand es als einen Schimpf, daß die Großmächte, ohne Frankreich zuzuziehen, sich daran machten, das Verhältnis Ägyptens zur Türkei zu ordnen. In allen französischen Zeitungen erklang der Ruf nach Rache. „An den Rhein!“ war die Losung. Laut hatte Köln, des Rheines alte Wächterin, am Geburtstage des Königs Antwort gegeben. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ hatte man damals mit unendlichem Jubel im Theater gesungen. Und jetzt klang Nikolaus Beckers „Rheinlied“ auf allen Straßen den Reisenden entgegen. In Köln herrschte noch eine erregte kriegerische Stimmung; sie ergriff auch den Erbgroßherzog, der eben damals dort anlangte: höher schlug dem jungen Prinzen das Herz bei dem Gedanken, daß er mit hinausziehen würde, das Vaterland gegen den wutschnaubenden Erbfeind zu verteidigen. Dreißig Jahre später erfüllte sich ihm dies Verlangen; aber 1840 kamen die Franzosen doch allgemach zur Besinnung und verstummten schließlich mit ihrem wüsten Geschrei nach dem linken Rheinufer.

Spät abends am 30. Oktober traf der Erbgroßherzog in Bonn ein. Hier war die vinea domini, die reizende Villa des Herrn von Lorch, hart am Rhein gelegen, für ihn gemietet. In wenigen Tagen war den neuen Verhältnissen ihre Gestalt gegeben. Am 5. November wurde der Erbgroßherzog in Gegenwart des Rektor magnificus, Ernst Moritz Arndts, durch den Professor Deiters, den zeitigen Dekan der juristischen Fakultät, als Student der Rechte immatrikuliert und durch Handschlag verpflichtet.

Nach dem Vorgange des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Strelitz, der unlängst seine Studien in Bonn beendigt hatte, wurden die Studien des Erbgroßherzogs in der Weise geregelt, daß die Vorlesungen ihm als privatissima in seiner Wohnung gelesen wurden. Jedoch wurde in Aussicht genommen, daß er in jedem Semester, um auch mit der Studentenschaft in Berührung zu bleiben, eine öffentliche Vorlesung hören solle. Die Privatissima des ersten Semesters waren bei Professor Walter: römisches Recht, bei Professor Perthes: deutsches Privatrecht, bei Professor Löbell: allgemeine Geschichte, bei Professor Urlichs: Kunstgeschichte. Außerdem hatte er bei den Professoren Nadaud und Lassen französische und englische Stunden, besuchte wöchentlich zweimal den Fechtboden und fand doch noch Zeit, unter guter Anleitung das Flötenspiel wieder aufzunehmen.

Die öffentliche Vorlesung, die der Erbgroßherzog besuchte, war die von E. M. Arndt über die Germania des Tacitus. „In so einem Hörsaale," schreibt er launig, „geht es recht eigenartig zu. Da sitzen Jünglinge mit langen Haaren in kurzen abgetragenen Sammeträcken. Andere kommen herein und steigen über Tische und Bänke auf ihren Platz. Dann wird die Mappe aufgemacht, das Papier hervorgeholt, die Federn besehen und das Tintenfaß hingestellt. Der Professor kommt, steigt aufs Katheder, öffnet sein Heft und den Mund — und die Nase auf dem Papier wüten wir mit der Feder darauf herum, glaubend, daß wir schreiben, denn es geht so schnell, daß man nur mit Mühe seine eigene Schrift lesen kann." Schon in Dresden war die Germania ein Lieblingsbuch des Erbgroßherzogs gewesen: nicht minder als der Geist zog ihn die kraftvolle Sprache an. Um so mehr bedauerte er, daß Arndts weitschweifige Vortragsweise nicht auf der Höhe des anziehenden Stoffes stand.

Den Vorträgen der übrigen Professoren dagegen folgte der Prinz mit steigendem Interesse: Löbells Behandlung des

Mittelalters zog ihn sehr an, und Walter und Perthes erschlossen ihm ganz neue Gebiete.

Durch die Vorlesungen war die Regel des Tages gegeben. Über die übrige Zeit verfügte der Erbgroßherzog jetzt ganz frei. Er widmete sie hauptsächlich Ausflügen in die schöne Umgebung der Stadt und dem Verkehre mit Standes- und Altersgenossen. Sein täglicher Tischgast war Bernhard von Bülow, ein ungewöhnlich ernster und charaktervoller junger Mann, der schon seit Ostern 1840 in Bonn studierte. Sein Vater war Ober-Stallmeister des Großherzogs gewesen. Natürlich standen die in Bonn studierenden Mecklenburger — wie von Suckow, von Storch, von der Lühe, von Wickede, Graf Blücher, von Gülich, von Meerheimb — überhaupt ihrem künftigen Landesherrn besonders nahe; mehrere waren schon von Dresden her ihm vertraut. Durch diese veranlaßt, schloß der Erbgroßherzog sich dem Corps „Borussia" an, besuchte dessen Kneipe und nahm auch wiederholt an den Kommersen des Corps teil; doch fand er an dieser Art studentischer Geselligkeit im Grunde nicht viel Gefallen und gab die Beziehungen zu dem Corps mit dem Ende des Winters auf.

Auch sonst machten manche Studenten, wie Graf Münster, Prinz Hohenlohe, von Wedell, von Behr u. a., in der Vinea domini ihren Besuch und wurden von Zeit zu Zeit eingeladen. Überhaupt machte der Erbgroßherzog ein sehr gastfreies Haus, wie er denn auch selber wegen seiner Anspruchslosigkeit und jugendlichen Heiterkeit allenthalben ein sehr gern gesehener Gast war. Auch mit dem Offiziercorps des 7. Ulanen-Regiments, das in Bonn stand, knüpften sich bald freundliche Beziehungen an. Der Oberst desselben von Flotow wie der Major von der Lancken und der Rittmeister von der Lancken waren geborene Mecklenburger. Ebenso bildete sich mit einigen Familien der Professoren-Kreise und der englischen Kolonie mit der Zeit ein freundlicher Verkehr heraus.

Den intimsten Umgang indeß unterhielt der Erbgroßherzog mit dem Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg (dem jetzigen Könige von Dänemark) und dem Prinzen Friedrich von Hessen. Auf Veranlassung des Königs von Dänemark hielten sich beide zu ihrer Ausbildung in Bonn auf; sie wohnten ganz in der Nähe der Vinea domini. Zwar waren sie älter als der Erbgroßherzog, hatten aber keine eigentliche Schulbildung erhalten, sodaß sie nicht wie dieser Universitäts-Studien machen konnten. Sie empfingen daher Schul-Unterricht, waren aber so fleißig und von so angenehmen Sitten, daß bald herzliche, täglich gepflegte Freundschaft mit dem Erbgroßherzoge sie verband.

Weniger Anregung dagegen gewährte naturgemäß der Umgang mit dem erst vierzehnjährigen Prinzen Georg von Preußen, der in Bonn seine Ausbildung erhielt. Der Altersunterschied war zu groß, um sich zu verleugnen. Sie trieben zusammen abends französische Lektüre oder turnten auch wohl; aber dann war der Erbgroßherzog, in allen körperlichen Übungen, wie Reiten, Fechten, ein Meister, dem jüngeren Prinzen an Kühnheit, Kraft und Gewandtheit so sehr überlegen, daß dieser sich meist bald auf die Rolle des bewundernden Zuschauers zurückzog.

Ein häufiger Gast, über Bonn hinaus, war der Erbgroßherzog auch in Bornheim. Die Schwester des Freiherrn von Carnap war mit dem Freiherrn von Plessen in Mecklenburg verheirathet; das gab manche freundliche Beziehungen. Sehr gern folgte der junge Prinz den Einladungen nach Bornheim zur Hasenjagd, noch lieber denen zum Ball. Denn er tanzte gern und die Carnapschen Bälle, deren erste Zierde die beiden Töchter des Hauses waren, zeichneten sich dadurch aus, daß mit fröhlichem Eifer, schier unermüdlich (von 7 Uhr abends bis 4½ Uhr morgens) getanzt wurde; auch empfand der Prinz bei seiner Schüchternheit Damen gegenüber es dankbar, daß namentlich die ältere Baronesse mit anspruchsloser Freundlichkeit ihm entgegen kam.

Nicht minder war dem Erbgroßherzog ein angenehmes Haus das des Grafen von Lippe-Biesterfeld, der wunderschön jenseit des Rheins in Ober-Cassel wohnte.

Durch häufige kleine Diners bemühte sich der Erbgroßherzog den Dank für empfangene Gastlichkeit abzustatten. Zu diesen wurde auch mehrfach August Wilhelm von Schlegel eingeladen. Noch immer eine litterarische Berühmtheit der Zeit, machte er sich doch vielfach durch seine Eitelkeit lächerlich: aber las vortrefflich französisch vor. Auch arrangierte der Prinz bei sich „englische" Abende, an denen Shakespeare vorgelesen wurde.

Gewiß lag in einer so ausgedehnten und mannigfaltigen, die verschiedensten Kreise umfassenden Geselligkeit, wie sie der Erbgroßherzog empfing und erwiderte, die Gefahr der Zerstreuung. Daher war denn auch Herr von Sell sorgsam bemüht, jede Störung der Studien fern zu halten und namentlich zeitige Heimkehr von den Bällen zu bewirken. Aber der junge Prinz selber behielt mit der Gewissenhaftigkeit, die stets ihn auszeichnete, unverrückt den Zweck seines Bonner Aufenthalts im Auge. Oft arbeitete er bis um 11 Uhr in der Nacht, wenn für den nächsten Tag eine Störung drohte. Um so fröhlicher gab er dann den geselligen Anregungen sich hin.

Unablässig war er daneben bestrebt, sich sittlich zu festigen und zu fördern. Jeden Morgen, bevor er sich an den Arbeitstisch setzte, las er für sich, wie es seine Mutter, die Großherzogin Alexandrine, ihm dringend anempfohlen hatte, einen Abschnitt aus der Bibel. Auch des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi", ein Buch, das ihn sehr ansprach, las er im Winter, um sich für die rechte Feier des Osterfestes vorzubereiten.

Zugleich begann er auf den Rat des Herrn von Sell mit Neujahr 1841 regelmäßig ein Tagebuch zu führen als Chronik seines „äußeren und inneren Lebens". Knapp zeichnete er in diesem besonders denkwürdige Begegnisse und Eindrücke auf; aber auch Wünsche und Hoffnungen kommen zum Ausdruck, zumeist jedoch Selbsttadel und Vorsätze für die Zukunft. „Fleißig,





Erbgrossherzog Friedrich Franz
als Bonner Student im Jahre 1841.

Nach einer Lithographie von A. Hohneck.

wahr, fröhlich, zufrieden, liebevoll gegen andere" zu werden, ist sein heißes Verlangen; und die junge Seele, voll Unruhe, nach Läuterung verlangend, schwingt sich gar oft auf diesen halb vergilbten Blättern zu dem Gebet um Gottes Beistand empor. Nur selten einmal ist hinter dem Datum ein kurzes, fröhliches „Nix" eingetragen.

Der Sonntagmorgen ist dem jungen Prinzen stets eine Weihestunde; er sieht in der erhebenden Stimmung, die er ihm bringt, ein „großes Gnadengeschenk Gottes". Damit ist der Boden bereitet für die Predigt des trefflichen Wichelhaus, die regelmäßig besucht wird. Professor Nitsch, der Universitäts-Prediger, sprach ihn weniger an.

Nicht so sehr als Leiter wie als Berater stand dem Erbgroßherzoge in Bonn Herr von Sell, inzwischen zum Major und unlängst zum Oberstlieutenant befördert, zur Seite. Das Verhältnis zu ihm war ein durchaus freundliches. Freilich fehlte es mitunter nicht an kleinen Reibungen: denn der Prinz war bei erwachtem Selbständigkeitsgefühle gegen Erinnerungen sehr empfindlich und verschloß sich dann leicht. Doch kam es nie zu einer dauernden Verstimmung. Dazu trugen die wöchentlichen Besprechungen mit Herrn von Sell an jedem Sonnabend Abend, um deren Beibehaltung auch in Bonn der Erbgroßherzog ausdrücklich gebeten hatte, viel bei. In ruhiger Erwägung glichen sie alles aus, was etwa die Woche getrübt hatte, und erhielten dem Prinzen die Überzeugung, daß Herr von Sell es überall am besten mit ihm meine.

So gestaltete sich der Übergang — man kann sagen — von der Schule zur Universität für den jungen Erbgroßherzog leicht und förderſam. Rasch gingen die Monde dahin und die ersten Ferien, die Weihnachts-Ferien, waren da. Sie wurden in Bonn zugebracht. Am Weihnachtsabend versammelte er die mecklenburgischen Landsleute alle um sich. Eine stattliche Tanne brannte als Weihnachtsbaum in der Mitte des Saales; dazu kam eine Lotterie von allerhand kleinen Geschenken und harmlosen

Überraschungen, sodaß bald die fröhlichste Stimmung herrschte. Für die Festtage folgte dann der Erbgroßherzog der Einladung des Grafen Lippe nach Ober-Cassel, von wo die Rückkehr schwierig war, da der Rhein mit Eisschollen trieb.

Zum Jahreswechsel lud der Prinz Friedrich von Preußen, der Vater des Prinzen Georg, den Erbgroßherzog zu sich nach Düsseldorf ein. Mit althergebrachten Scherzen wurde hier der Sylvester-Abend begangen: die Prinzen gossen Blei und warfen, sich auf die Erde setzend, den Pantoffel.

Auf den 3. Januar 1841 war die Rückreise festgesetzt. Aber Sturm und Schneetreiben herrschte und der Eisgang bei Düsseldorf machte es unmöglich, den Rhein zu überschreiten. Auf jede Weise bemühte sich Prinz Friedrich, seinen jungen Gast von der Fahrt zurückzuhalten. Aber der Erbgroßherzog wollte jedenfalls zum Wiederbeginne der Vorlesungen rechtzeitig wieder in Bonn sein: er ließ sich nicht halten und fuhr getrost in das Unwetter hinaus. Erst bei Köln, wo das Eis noch stand, war es möglich, das linke Rheinufer zu gewinnen. Und pünktlich, wie er es gewollt, nahmen am nächsten Morgen die Studien ihren Fortgang.

Das nahende Frühjahr brachte den Karneval, den nach alter Sitte Köln ganz abweichend von der norddeutschen Art zu feiern pflegt. Gern nahm daher der Erbgroßherzog die Einladung des Prinzen Friedrich von Preußen an, mit ihm die Karnevalstage in Köln zu verleben. Zu Dampfschiff wurde am Sonntage vor Fastnacht die kurze Fahrt gemacht; dann begab er sich sogleich in das „Narren-Comité“, wo er den Prinzen fand. Ein eigenartiger Anblick! Tausend Menschen, alle mit Narrenkappen auf dem Kopfe, saßen dichtgedrängt in einem Saale, singend, lärmend und trinkend; dennoch herrschte Ordnung und Sitte bei der fröhlichsten Laune in der Narrheit.

Am nächsten Tage mischte er sich mit dem Prinzen Friedrich in das dichteste Narrentreiben und ergötzte sich an den mannigfaltigen närrischen Veranstaltungen, die getroffen waren. In

der „Befestigung von Paris" wurde er gefangen genommen, kaufte sich jedoch um ein billiges wieder frei. Auf einer Tribüne wohnte er der „Lösung des gordischen Knotens" bei: unter Kanonenschlägen stürzte sich ein Bajazzo von einer Höhe auf den mächtigen Knoten, zerriß ihn und ein Genius erstand daraus, den auffliegende Tauben begrüßten.

Ganz besonderes Interesse aber gewährte dem jungen Erbgroßherzoge der Vorbeimarsch des großen satirisch-humoristischen Festzuges. Voran ritt der Fest-Präsident auf einem Schimmel; dann folgte mit einem Trompeter-Corps eine Schar Kölner „Funken", ein Hochzeitszug, das französische Kabinet Thiers, der Rattenfänger von Hameln, die Expedition nach St. Helena zur Abholung der irdischen Reste Napoleons I., das Kölner „Hänschen", endlich der Sonnenwagen, von acht Rossen gezogen, mit dem Prinzen Karneval und dem Genius des Festes.

Die Fröhlichkeit wurde noch dadurch gesteigert, daß zur Fastnacht auch die dem Erbgroßherzoge nahe befreundeten Prinzen Christian von Holstein und Friedrich von Hessen nach Köln kamen. Gemeinsam wurde schon am Vormittage das Theater besucht, wo von dem Narren-Comité zwei — wie die Prinzen fanden — „ungeheuer amüsante" Stücke aufgeführt wurden. Abends gingen sie zusammen maskiert auf den Gürzenich, wo etwa viertausend Menschen in engstem Gewühle bei furchtbarer Hitze mit und ohne Maske auf und ab wogten. Allein der hier herrschende ordinäre Ton verscheuchte die jungen Prinzen bald: auf der „charmanten" Schauspielhaus-Redoute verbrachten sie in Frohsinn die letzten, mit dem Mitternachtsschlage endigenden Karneval-Stunden, um noch in der Nacht nach Bonn zurückzukehren.

Wenige Tage später beging der Erbgroßherzog seinen Geburtstag. Die ihm näher Stehenden alle hatten gewetteifert, ihm den Tag festlich auszuzeichnen. Sein Kammerdiener Tesch hatte die Partitur des „Vaterlandsliedes" aus der in Schwerin mit Beifall gegebenen Oper von Lappe „die Obotriten" kommen

lassen: mit den Klängen dieses Liedes weckte am Morgen das Trompeter-Corps des Ulanen-Regiments den jungen Prinzen. Nachdem er dem Gottesdienste beigewohnt — es war Sonntag — begab er sich auf den Markt, wo das Ulanen-Regiment, der Oberst an der Spitze, in Parade aufgestellt war. Der Erbgroßherzog nahm die Parade ab — es war das erste Mal in seinem Leben — obgleich er gegen diese Ehrenerweisung bescheiden sich sträubte. In der Vinea domini hatten unterdessen zahlreich Gratulanten sich eingestellt, unter ihnen die Prinzen Christian und Friedrich, die ihm jeder eine Tasse mit ihrem Wappen schenkten und ihn nach Godesberg einluden, wo sie das Festmahl hatten zurichten lassen. Zu Fuß über die Berge durch den Schnee wurde dahin gewandert und dort dann der Tag fröhlich begangen und beschlossen.

Mit dem Ablaufe des Semesters endigte auch der Aufenthalt der beiden Prinzen in Bonn. Mit Schmerz sah der Erbgroßherzog die Freunde scheiden. Ihnen zu Ehren gab er am 27. März in seiner Wohnung einen Ball, den ersten, bei dem er selbst den Wirt machte; und mit Befriedigung nahm er wahr, daß seine zahlreichen Gäste sich gut unterhielten. Dann ließ er es sich nicht nehmen, da die Osterferien Muße gewährten, bis Frankfurt den Freunden das Geleit zu geben, um noch einige Tage in ihrer Gesellschaft zu verleben. Am 6. April nahm er in schmerzlicher Bewegung Abschied von ihnen. „Diese Freundschaft wird dauern!“ schrieb er in sein Tagebuch.

Drei Tage danach, am Charfreitag, ging der junge Prinz bei Wichelhaus zum heiligen Abendmahle. Die Feier machte einen herrlichen Eindruck auf ihn. Mit tiefer Befriedigung fühlte er die leisen Zweifel, die sich in seinem nach Erkenntnis strebenden Geiste erhoben, völlig überwunden. Die Einsicht rang sich in ihm durch, daß, um seine christliche Erkenntnis zu mehren, „nicht der wissenschaftliche Weg einzuschlagen sei, sondern der, auf dem Grunde eines unerschütterlichen Glaubens in der Bibel zu lesen und durch Ausüben, durch Folgeleisten dem Gebote der

Liebe von selbst in den Geist und dadurch in das Verständnis des Werkes Christi einzudringen.“ In dieser Stimmung beging er dann Ostern, sein Lieblingsfest.

Für die weitere Ferienzeit war ein Ausflug nach Belgien und Holland in Aussicht genommen, der die Gelegenheit dem Erbgroßherzoge bieten sollte, der jüngsten Schwester seiner Mutter, der Prinzessin Friedrich der Niederlande, im Haag einen Besuch abzustatten.

Mit freudiger Erwartung sah der Prinz, von fast ungeduldiger Reiselust erfüllt, den neuen Eindrücken entgegen. Des Morgens um 5½ Uhr am 13. April wurde von Bonn aufgebrochen. Über Aachen und Lüttich ging es nach Brüssel. Gewissenhaft wurden alle Sehenswürdigkeiten durchwandert. Dem Schlachtfelde von La belle Alliance widmete der Erbgroßherzog einen ganzen Tag. Von Mont St. Jean, wo am Ausgange des Dorfes das Denkmal der deutschen Legion steht, ging er zu Fuß nach La Haye sainte. Allenthalben waren hier im Dorfe noch deutliche Spuren des Kampfes zu sehen. Weiter wurde der Weg nach dem Meierhofe La belle Alliance genommen, dann links nach dem schönen Monument der gefallenen Preußen bei Plancenois abgebogen, auch das Dorf und die Kirche besucht, wo der die Schlacht eigentlich entscheidende, furchtbare Kampf gewütet hatte. Nun wurde, indem man über die Chaussee zurückkehrte, das Schloß Hougomont aufgesucht, das die Beschauer getreu in den Schlachttag zurückversetzte. Es war noch ganz in dem Zustande, in welchen es die Schlacht versetzt hatte: die Gebäude niedergebrannt bis auf die Kapelle, die Mauern mit Schießscharten versehen und fürchterlich durch Gewehrfeuer zerschossen. Den Beschluß der Wanderung machte der Besuch des niederländischen Löwen: auf einer ungeheuren, kegelförmigen Erdsubstruktion errichtet, überragt das Denkmal, weithin sichtbar, das ganze Schlachtfeld und gewährt dem, der hinaufsteigt, einen Überblick über das Kampfgelände.

In Antwerpen sah der Erbgroßherzog zum ersten Male die großen überseeischen Dreimaster; in Rotterdam bot ihm die Besteigung des St. Lorenz-Turmes eine echt holländische Landschaft im großen Stil: zu den Füßen die gedrängte Stadt, ringsum weites, grünes Flachland, von breiten Kanälen durchzogen, jede Bodenschwelle mit Windmühlen besetzt.

Am 22. April wurde der Haag, das eigentliche Reiseziel, erreicht. Alsbald erschien denn auch Prinz Friedrich der Niederlande, um den lange erwarteten Neffen zu sich zu holen. Im behaglichen Gespräche verbrachte hier im engsten Familienkreise der Erbgroßherzog den Abend; mit Bewunderung schaute die eben erblühende Cousine, Prinzessin Luise — in der Familie mit holländischem Kosenamen „Putje" genannt — auf den stattlich herangewachsenen Vetter.

Am nächsten Morgen war schon um 10 Uhr „Onkel Fritz" wieder da, den Neffen zum Frühstück abzuholen. Durch „Tante Luise" wurde der Erbgroßherzog dann dem Niederländischen Königspaare vorgestellt. Für den Abend lud ihn die Königin zu einer Soirée ein, auf der er die Prinzessin Sophie, die Tochter des Königs Wilhelm, kennen lernte. Die junge Welt unterhielt sich mit Pfänderspielen und tanzte nachher mit vielem Vergnügen nach dem Klavier. Im heitersten Verkehre mit der Familie des Onkels und des Königs vergingen die nächsten Tage: es wurde auf das Landgut des Prinzen Friedrich hinausgefahren, getanzt, diniert, ein Ausflug nach Scheveningen unternommen, wo der Erbgroßherzog, tief ergriffen von der Majestät des Anblicks, zum ersten Male die rauschende Nordsee sah. Nach einem zwanglosen Familien-Diner unterhielt der König seinen jungen Gast damit, daß er ihm einige von seinen Bildern zeigte. Plötzlich, von den Bildern ablenkend, richtete er einige scherzende Worte an ihn und überreichte ihm den Orden des Niederländischen Löwen. Die Überraschung war vollständig gelungen und die Freude des Erbgroßherzogs um so größer. Schon am nächsten Tage konnte er ihn zu der Parade anlegen,

die der König ihm zu Ehren über die im Haag garnisonierenden Truppen abhielt. Zwischendurch ließ es „Onkel Fritz“ sich nicht nehmen, den Neffen persönlich durch die Gemälde-Galerie, die in dem Stier von Potter und der Rembrandtschen Sektion weltberühmte Schätze besitzt, sowie durch die sonstigen interessanten Sammlungen zu führen. Auch das nahe Delft wurde besucht.

Den Beschluß der schönen Tage machte ein Ball, den Prinz Friedrich dem scheidenden Neffen gab. Der junge Prinz war in der fröhlichsten Stimmung. Der 17jährigen Prinzessin Sophie widmete er sich mit Eifer: Walzer und Cotillon tanzte er mit ihr und führte sie zu Tische. „Sie ist charmant“, schrieb er in sein Tagebuch, „sehr liebenswürdig, recht hübsch, sehr talent- und gefühlvoll, munter, tanzt ganz ausgezeichnet und graziös.“ Als Großherzogin von Sachsen-Weimar sollte sie noch oft später ihm begegnen, wie „Putje“ als Gemahlin des Königs Karl XV. von Schweden.

Das nächste Ziel waren die großen Marine-Etablissements in Helder an der Nordspitze Hollands. Durch ein flaches, freundliches, wiesen- und mühlenreiches Land, stets an Kanälen und Ortschaften hin, häufig über schwimmende Brücken ging die Fahrt nach Nieuwe-Diep, dem erst seit 1823 entstandenen Hafenort. Die Magazine, die Docks, die Schleusen, die abgetakelten, unter Holzdächern liegenden Kriegsschiffe erregten das größte Interesse des Erbgroßherzogs. Das Wachtschiff, eine Fregatte und ein Kanonenboot wurden bestiegen und eingehend besichtigt. Dann ging es durch den langen, fast ganz von einstöckigen Häusern eingefaßten Helder-Kanal nach dem hoch gelegenen Fort Kykduin, an dessen hohem Leuchtturm, dem Texel gegenüber, alle einlaufenden Schiffe vorüber müssen.

So lehrreich auch, so wenig angenehm doch war die Fahrt gewesen. Von dem warmen Frühlingswetter, das im Haag geherrscht hatte, war nichts mehr zu spüren; eisig fuhr der Wind, zuzeiten fast in Sturm ausartend, über die flache Landschaft. Unwohl langte Herr von Sell, an Zahnschmerzen leidend

der Erbgroßherzog in Amsterdam an. Das beeinträchtigte den Eindruck sehr, den sonst das so ganz eigenartige Amsterdam auf jedes empfängliche Gemüt macht. Den Schmerz nicht achtend, fuhr der Prinz doch mit Bernhard von Bülow, der auf der Reise von Bonn ihn begleitete, in der interessanten Stadt umher, erfreute sich an der Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen, besuchte auch am folgenden Tage noch das Museum und das Grab des Admirals de Ruyter und besichtigte mehrere Kriegsschiffe. Aber die Folgen blieben nicht aus: mit aller Willenskraft war der Schmerz nicht mehr zu bändigen. Damit hatte wirklich Amsterdam den Reiz für den Prinzen verloren; er war froh, sobald die Schmerzen am nächsten Tage nur ein wenig nachließen, den traurigen Aufenthalt dort zu beendigen. Am 3. Mai verließ er Amsterdam und langte über Utrecht und Düsseldorf am 5. wieder in Bonn an.

Bonn prangte im schönsten Frühlingsschmuck, und nicht zum wenigsten entfaltete die Vinea domini jetzt alle Reize ihrer Lage. Gleichwohl überkam den Erbgroßherzog oft eine trübe Stimmung in dem Gedanken, daß die schöne Kindheit für ihn vorbei sei, und er wurde dann der schönen Gegenwart nicht von Herzen froh; aber unerschütterlich stand ihm der Vorsatz fest, durch strenge Nutzung der Zeit den möglichsten Gewinn aus den Studien zu ziehen.

Alsbald nahmen daher die Vorlesungen des Sommers ihren Anfang: Professor Perthes, ein echt deutscher Mann von klarer politischer Anschauung, las ihm deutsches Privatrecht, Professor Löbell Neuere Geschichte und Professor Walter setzte die Vorlesungen über römisches Recht fort. Als öffentliche Vorlesung wurde Professor Walters Kolleg über deutsche Rechtsfälle gewählt.

Schmerzlich vermißte der Erbgroßherzog jetzt, wo das Leben wieder in das gewohnte Geleise einbog, den Prinzen Christian von Holstein. „Mir fehlt sehr jemand," klagte er, „mit dem ich mich einmal ganz aussprechen kann." Wohl war Bernhard von Bülow, der aus dem Corps der Borussen jetzt

ausgetreten und ganz zu dem Prinzen gezogen war, diesem ein lieber Studiengenosse und vertrauter Freund, aber für die Ideale, welche das Herz des Erbgroßherzogs erfüllten, und für dessen tiefernstes Ringen nach sittlicher Läuterung hatte er doch nicht das Verständnis wie Prinz Christian. Wohl war auch der Erbprinz Leopold von Lippe-Detmold, der jetzt zum Beginne seiner Studien nach Bonn gekommen war und ganz in der Nähe der Vinea domini seine Wohnung genommen hatte, bald mit dem Erbgroßherzoge befreundet geworden; aber bei großer Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit war er doch geistig nicht bedeutend genug, um diesem den Prinzen Christian ersetzen zu können.

Jedoch hatte die Freundschaft mit dem Erbprinzen zur Folge, daß jetzt Ober-Cassel sehr häufig zum Ziele der Ausflüge in die Umgegend gewählt wurde. Es wurde sogar ein Flaggensignal verabredet, durch das die Prinzen in Bonn über den Rhein hinweg sich mit dem Schloßherrn von Ober-Cassel verständigen konnten.

Unter fleißigen Studien, Besuchen und, soweit es nur der regnerische Sommer verstattete, häufigen Ausflügen, gingen gleichmäßigen Schrittes die Sommermonate dahin. Eine kurze Unterbrechung nur bildete im Juli eine Rheinreise nach Koblenz und Bad Ems, wo sich die Königin Amalie von Griechenland befand, deren Schönheit und freundliches Wesen einen großen Eindruck auf den jungen Prinzen machte.

Für die Herbstferien war eine Reise nach Oberitalien in Aussicht genommen, auf die sich unter Herrn von Sells Anleitung der Erbgroßherzog sorgfältig vorbereitete. Er trat sie am 21. August mit der Erwartung an, daß sie „eine sehr schöne, belehrende, auf das Gemüt belebend wirkende“ werden würde. Wieder bildeten Herr von Sell und Bernhard von Bülow seine Begleitung.

Bei herrlichem Wetter ging die Fahrt über Mainz die Bergstraße entlang nach Heidelberg. Einen tiefen Eindruck machte dem Prinzen hier die großartige Ruine des Schlosses,

von dessen Terrasse und Altane aus eine erhebend schöne Aussicht sich bot. Nun ging es das anmutige Neckar-Thal bis Neckargemünd hinauf. Allenthalben belebte die Heuernte die Landschaft. Über Stuttgart und Überlingen führte dann der Weg rasch an den Bodensee.

In Konstanz interessierten den Erbgroßherzog auf das lebhafteste die Erinnerungen an das Koncil; man zeigt den Thronhimmel dort mit dem Sessel, auf dem Kaiser Sigismund gesessen haben soll, und die Thür, mit der Johann Hussens Gefängnis verwahrt war. Von Lindau schweift der Blick frei über die blaue Seefläche zu den Appenzeller Bergen und dem Säntis. Jetzt aber hatten sich die Bergeshäupter in dichte Wolken gehüllt; doch zerriß am Abend der Schleier und die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten auf einen Moment die grauen Gipfel in wunderbarer Pracht.

Zwischen hoch bewachsenen, massigen Bergen auf der Schweizer und schrofferen rauheren Bergen auf der Tiroler Seite führt das breite Rheinthal ins Gebirge hinauf. Sennhütten liegen auf den grünen Matten, und jäh stürzen von den Höhen sich Gießbäche herab, als wollten sie von dem glücklichen Leben dort oben Kunde bringen. Ohne es zu ahnen, durchfährt man unversehens das Fürstentum Liechtenstein, dessen ganze Armee — damals 52 Mann und 2 Officiere stark — in dem hoch gelegenen Schlosse Garnison hat. Allmählich wird das Thal enger: mehr Schneehäupter treten heran und einzelne Gletscher zeigen sich, bis es schließlich kesselförmig sich ausrundet, der Vereinigung des Vorderrheins mit dem Hinterrhein bei Reichenau breiten Raum gewährend.

Einen großartigen Rückblick auf das ganze Thal hatten die Reisenden, als sie im Thale des Hinterrheins weiter bergan stiegen: Reichenau mit seinen weißen glänzenden Häusern lag vor ihnen im Grunde, in der Tiefe rauschte der graue Rhein, ringsum zogen sich die grünen Berge und im Hintergrunde schneebedeckte Riesenhäupter. Doch bald schloß Thusis das

Domleschger Thal, und mit erwartungsvollem Schauer betraten die Reisenden die Via mala.

Hoch am jähen Felsen läuft die Straße hin, während unten der Rhein schäumend sich durch die engen Felsen drängt. Bald stürzt er gewaltig über Steinmassen hinweg, bald saust er, in der Tiefe verloren, zwischen fast sich berührenden Bergwänden hindurch. An den kahlen Felswänden, über dem tobenden Flusse, bald an diesem, bald an jenem Ufer einen Halt suchend, schwebt die Straße. Allmählich indes verliert die Scenerie den rauhen Charakter; sie wird freier und offener: bei dem Dorfe Splügen ist die Höhe gewonnen.

Jedoch nicht die viel begangene Splügen-Straße schlugen die Reisenden ein; durch das Rheinwaldthal wandten sie sich rechts zum Aufgang über den Bernhardin. Ganz zu Fuß, die Windungen der Straße meist durch geraden Abstieg abschneidend, erstiegen sie die 2063 m hohe Paßhöhe. An der bescheidenen Casa di Refugio, dem Wirtshaus auf der Höhe, und dem kleinen Moësola-See vorüber, aus dem die das Misocco-Thal durchströmende Moësa abfließt, ging es dann im Wagen mit unglaublicher, fast tollkühner Schnelligkeit den weit steileren Abhang nach der italienischen Seite, dem Misocco-Thal, hinab. Die Sonne ging unter: erst beim Sternenschimmer wurde Bellinzona erreicht. Nur zwei Stunden Schlaf gönnten hier sich die Ungeduldigen; schon um 2½ Uhr nachts wurde wieder, um das Dampfschiff des Langensees rechtzeitig zu erreichen, nach Magadino aufgebrochen.

Reizend sind die dunklen Ufer des Sees mit den weißen Ortschaften, die blaugrüne weite Wasserfläche in der hellen Beleuchtung des Südens. Bezaubernd aber wird das Bild, wenn der Busen sich aufthut, in dem die borromeischen Inseln liegen: Isola bella mit ihrer entzückenden Aussicht und in anderer Weise ebenso schön Isola madre. Zur Andacht stimmte das Bild den jungen Prinzen, daß Gottes Güte, die Menschen zu beglücken, so herrlich sich offenbare. Von Isola bella wurde

nach dem reizend am Westufer des Sees sich ausbreitenden Pallanza übergesetzt, und nach einigem Aufenthalt dort eine Barke gemietet, um quer über den See nach Luino am Ostufer zu fahren. Aber ein Gewitter zog herauf und entlud sich in strömenden Regengüssen; der Ostwind wurde immer heftiger, peitschte die Wogen des Sees hoch auf und hemmte die Fahrt. Nur mit Mühe und in der Dunkelheit erst wurde Luino erreicht.

Ein Fußmarsch führte die Reisenden am nächsten Morgen in fünf Stunden durch eine herrliche, südlich beleuchtete Landschaft an den See von Lugano; eine Barke trug sie dann nach Capolago am südlichen Ende des Sees. Die Ufer sind reizend durch die bald einsam-wilden, bald romantisch-heiteren Ausblicke, die sie gewähren; sie erinnern an die schönsten der Alpenseen, nur daß die Staffage ganz italienisch ist. Das tiefblaue, krystallklare Wasser des Sees verlockte den Prinzen zu einem Bade, worauf die Fahrt nach dem nahen Como den schönen Tag beendigte — oder vielmehr noch nicht beendigte; denn bis spät in die Nacht hinein ertönte, während er im Albergo dell' Angelo am Schreibtische saß, die Eindrücke des Tages seinem Tagebuche anzuvertrauen, vom Hafenplatze am See und von der Straße das laute Treiben des Volkes, Musik in den Häusern, fröhliches Lachen und Gesang zu ihm herauf: der Wiederhall des fremdartigen italienischen Lebens, das den Nordländer wunderbar fesselt.

Die schönlinigen, steilen, oft wilden Berge der Ufer mit ihren Dörfern, Kirchen und Kapellen, die wundervolle Vegetation, die reichen Landhäuser mit ihren Gärten und Terrassen, das herrliche Farbenspiel des Wasserspiegels begründen den Weltruf der Schönheit des Comer Sees. In seiner südlichen Hälfte spaltet er sich in zwei Arme. Auf der Spitze des trennenden Landrückens liegt das Städtchen Bellagio, über dem hoch, den Ausblick auf alle drei Seearme gewährend, die Villa Serbelloni auf dem Kalkfelsen thront. Südlich von Bellagio an dem Arme von Como liegt inmitten der herrlichsten Gartenanlagen die

großartige Villa Melzi, ihr gegenüber am westlichen Ufer des Armes, reich ausgestattet mit wundervollen Kunstwerken, die Villa Somariva (jetzt Carlotta).

Einen ganzen Tag widmete der Erbgroßherzog dem herrlichen See. Erfüllt von den bezaubernden Bildern des Langensees war er bereit, während das Schiff den Arm von Como bei bewölktem Himmel hinauffuhr, dem Langensee den Preis der Schönheit zuzuerkennen. Je mehr aber die Fahrt vordrang und nun auch die Sonne das Gewölk durchbrach und mit vollem Glanze die wundervolle Scenerie der Ufer beleuchtete, um so mehr neigte auch er sich dem Comer See zu. Die Villa Melzi entzückte ihn; und als er dann auf der Höhe der Villa Serbelloni stand, gestand er frei, daß die Aussicht doch alles übertreffe, was er am Langensee gesehen. Auch Villa Somariva zog ihn auf das lebhafteste an.

Mailand mit seiner Fülle des Bedeutenden und Interessanten fesselte den Prinzen mehrere Tage. Sein erster Gang dort galt dem gewaltigen Marmorbaue des Doms, der mit tausend schneeweißen Spitzen gen Himmel weist. Lange stand er auch im Refektorium des Klosters Maria della Gratia, auf dessen Seitenwand Lionardo da Vinci das Abendmahl gemalt hat. Er hatte den Eindruck, daß doch am meisten aus den verwischten Zügen der Kopf Christi den inneren Wert ausstrahle.

Der Genuß der Fahrt über den azurblauen Gardasee wurde durch die herrschende, furchtbare Hitze sehr beeinträchtigt. Dennoch unternahm der Erbgroßherzog die Fahrt nach der Halbinsel Sermione, um die Reste der einzig gelegenen (sogenannten) Villa des Catull zu besuchen.

In Verona wurde nicht lange verweilt; denn magisch zog es die Reisenden nach Venedig. In Fusine verspürten sie schon den Seegeruch, als sie die Postgondel bestiegen. Des Regens, der vom Himmel rieselte, nicht achtend, erkletterte der Erbgroßherzog alsbald das Dach der Gondel, um freieren Ausblick zu haben. Wunderbar hob sich die mächtige Lagunenstadt aus

den Wellen; immer mehr steigerte sich die Erwartung, bis endlich die Gondel in den Canale grande, die große Schlagader der Stadt, einlenkte.

Schwerlich giebt es noch eine andere Stadt, die durch das Fremdartige ihrer Erscheinung, wie durch die Fülle und Wucht ihrer historischen Erinnerungen ein empfängliches Gemüt so tief bewegt, wie Venedig. Auf das höchste fesselten den jungen Erbgroßherzog die Kanäle mit ihren Palästen, Kirchen und den zahlreichen schwarzen Gondeln. Die tiefe Stille, die über dem Ganzen liegt, hatte fast etwas Beunruhigendes. Schier in eine andere Welt aber versetzte ihn der Markusplatz: die nach dem Oriente weisende Markuskirche, deren Inneres ein geheimnisvolles Halbdunkel erfüllt, der Ehrfurcht gebietende Dogenpalast, der Glockenturm, von dessen Höhe er einen herrlichen Rundblick über die ganze Stadt gewann.

Gleich am ersten Tage besuchte der Prinz den Dogenpalast, den Erinnerungen an die gewaltigste Vergangenheit umwehen. Er stieg die Riesentreppe empor, betrat das Versammlungszimmer des Rates der Zehn, das Sitzungszimmer der drei Staatsinquisitoren, ging über die Seufzerbrücke, stieg hinab in das schauerliche Gefängnis der Brunnen, hinauf zu den Bleikammern, bewunderte die Gemälde, welche die Größe Venedigs darstellen und sah in dem großen Versammlungssaale das Bild des hingerichteten Dogen Marino Falieri von schwarzem Vorhang verhüllt. Fast überwältigten ihn die mächtigen Eindrücke. Welche Freude dagegen war es am anderen Tage für ihn, bei einem Ausfluge nach dem Lido am Meeresstrande zu stehen! Seine Gedanken flogen nach Doberan, wo vielleicht alles, was ihm lieb, auch am Strande stand. Wundervoll war vom Lido die abendliche Rückfahrt nach der lichterhellen Stadt; die Gondel landete an der Piazetta und noch lange saßen in die laue Nacht hinein die Reisenden, die Eindrücke bewegend, zusammen auf dem Markusplatz.

Dem Arsenal, den Kirchen, den Kunstsammlungen wurden noch weitere Tage gewidmet; dann nahm der Prinz, „voll von dem wunderbaren Eindrucke“, den das „alte, prachtvolle“ Venedig auf ihn gemacht, Abschied von der Lagunenstadt. Mit kurzem Aufenthalte in Padua und Bologna ging es über den Kamm der Apenninen, deren Vorhöhen in immer fruchtbarer werdender Senkung bis an das schöne Arno-Thal, ja fast bis vor die Thore von Florenz sich erstrecken.

Inmitten dieses Thales zu beiden Seiten des Flusses liegt Florenz, ein herrliches Bild, wenn man von der weit vortretenden Höhe von San Miniato auf die Stadt niederschaut. Aber über die landschaftliche Schönheit hinaus erhält die Arno-Stadt durch die Fülle der Meisterwerke jeglicher bildenden Kunst, die sie umschließt, ihren besonderen Reiz. Jahrhunderte hindurch war ein tüchtiges Stadtregiment, ein kunstsinniges Fürstenhaus unablässig bemüht gewesen, die Stadt durch herrliche Bauten, die Plätze durch Statuen, die öffentlichen Gebäude durch Gemälde zu schmücken.

Nicht wie ein Genießender durcheilte der junge Erbgroßherzog flüchtig die Stadt und die herrlichen Sammlungen. Ihm galt es, ein wirkliches Verständnis der Kunstwerke zu gewinnen und dadurch den Genuß zu vertiefen und zu läutern. Im vergangenen Winter hatte er bei Urlichs Kunstgeschichte gehört; das Heft, welches er damals nach den Vorträgen sich ausgearbeitet, führte er mit sich. Auf Grund desselben entwarf er sich jetzt einen eingehenden Plan für jeden einzelnen Tag nach Vormittag und Nachmittag, was er sehen wolle, worauf er dabei zu achten habe, sorgfältig zu jedem Werke die Paragraphenzahl des Heftes setzend und durch Zeichen dazu anmerkend, in welche Epoche der Kunstgeschichte es gehöre. Die kleinen, ganz vergilbten Blätter dieses Planes mit ihren zahlreichen Spuren fleißigen Gebrauches — wie rührend zeigen sie die gewissenhafte Treue des Prinzen, dem es mit allem, was er vornimmt, so ganz ein Ernst ist!

Es war ein Sonntag — der 12. September — an dem der Erbgroßherzog in Florenz anlangte. Die großen Sammlungen waren alle geschlossen. So richtete er denn seinen Schritt zuerst nach dem Großherzogs-Platze, an dem die berühmte, mit Statuen der Renaissance geschmückte Loggia de' Lanzi liegt, nach dem Dome, der mit seiner Kuppel und dem schlanken Glockenturme einen tiefen Eindruck auf ihn machte, und zuletzt nach dem Boboli-Garten. Hinter dem Palazzo Pitti, der Residenz des Großherzogs — Toscana war damals noch ein selbständiger Staat — erstreckt sich, in französischem Geschmacke angelegt, der großartige Garten, einen herrlichen Blick auf die Stadt, auf Fiesole und alle gegenüber liegenden Berge darbietend.

Den folgenden Tag aber zog es ihn vor allem in die Uffizien, die, mit dem Palazzo Pitti durch eine bedeckte Galerie verbunden, eine der herrlichsten Kunstsammlungen der Welt umschließen. In dem kleinen achteckigen Saale der Tribuna aber sind die Perlen der ganzen Sammlung vereint, an den Wänden Rafaels Madonna mit dem Stieglitz, Michel Angelos Heilige Familie, Sebastiano del Piombos Fornorina, Tizians Venus, davor im inneren Kreise fünf Marmorbilder des griechischen Altertums, der Thür gegenüber die Mediceische Venus des Kleomenes. Raschen Schrittes durcheilte der Prinz die langen Galerien: zuerst suchte er das „Heiligtum", die Tribuna, um das Schöne, das sie ihm versprach, mit ganz frischer Seele in sich aufzunehmen. Und öfter noch kehrte er auch in den nächsten Tagen zu den Uffizien, zur Tribuna zurück, um immer von neuem in jene Meisterwerke sich zu versenken.

Der Kunst, den Kirchen, den Denkmälern, den Sammlungen gehörten die Tage; aber nachmittags gab er auch gern den Eindrücken der schönen Natur sich hin. Er bestieg die Kuppel des Doms bis zur Laterne und erfreute sich an dem Niederblicke auf die gleichsam von Ameisen wimmelnde Stadt, an der Aussicht auf die reiche, mit Landhäusern übersäete Umgegend. Noch mehr entzückte ihn der Ausblick von San Miniato, der das beste Bild

von der zugleich anmutigen und großartigen Lage der Stadt bietet. Auch Fiesole wurde besucht, das den wundervollsten Blick auf das von Anhöhen umschlossene Arno-Thal gewährt; vom Kloster der Franciskaner aus sah der Prinz die Sonne über der lieblichen, ganz italienischen Landschaft untergehen: ein unvergeßliches Bild.

Den Führer durch die Kunstsammlungen, besonders des Palastes Pitti, hatte vielfach Herr von Reumont, Attaché der preußischen Gesandtschaft, gemacht. Von ihm begleitet, machte der Erbgroßherzog auch dem Großherzoge von Toscana seinen Besuch. Mit viel Freundlichkeit begrüßte der greise, in seinem Lande sehr beliebte Fürst den jungen Prinzen. Lange währte das Gespräch; denn mit den Verhältnissen Mecklenburgs und seines Fürstenhauses gänzlich unbekannt, ließ sich der Großherzog darüber ausführlichen Bericht erstatten. Gegen Abend stattete er seinen Gegenbesuch ab: über die freundlichen Formen kam man nicht hinaus.

In Lucca dagegen wurde der Erbgroßherzog wie ein alter Freund des Hauses von dem Herzoge aufgenommen. Über Pisa, wo der Prinz den berühmten schiefen Turm erstieg, durch den ersten Blick auf das tiefblaue ligurische Meer belohnt, war von Florenz die Fahrt dorthin gegangen. Sobald der Herzog — denn auch Lucca war damals ein selbständiger kleiner Staat — von der Anwesenheit des Erbgroßherzogs vernahm, erschien er selbst im Theater, ihn dort zu begrüßen. Mit einem reichen Wechsel von Bewirtungen und Ausflügen wußte er die zwei Tage, welche der Prinz für Lucca bestimmt hatte, zu erfüllen, sodaß sie angenehm, wenn auch nicht gerade inhaltreich vergingen.

Um Mitternacht verließ der Erbgroßherzog das gastliche Lucca. Es ging in die Nacht hinein, an den Marmorbrüchen von Carrara vorüber, die Apenninen hinan. Hinter Massa ging die Sonne auf. Der Weg machte eine Wendung und plötzlich lag im ersten Frühlicht vor den schlaftrunkenen Augen der Reisenden das Meer ausgebreitet. Augenblicklich war der Prinz

wach: die Großartigkeit des Anblicks, die südliche Färbung des Bildes, die wachgerufenen Erinnerungen ergriffen ihn auf das tiefste. Es war der herrliche Golf von Spezia, zu dem der Weg hinabführte. Dicht über den brandenden Wogen, häufig zwischen Schilf und Aloestauden zog er sich hin. Erst zu später Stunde wurde das Reiseziel Chiavari erreicht, und es war schon völlige Nacht, als der Erbgroßherzog noch zum Strande hinabstieg, dem Rauschen der Wogen ganz nahe zu lauschen.

Mit Recht ob ihrer Schönheit hoch gepriesen ist die Uferstraße, die von Spezia bis Genua und dann weiterhin bis zur französischen Grenze den breiten ligurischen Golf gürtet. An dieser (östlichen) Riviera hin ging nun am andern Tage die Fahrt. Der Weg lief zuerst dicht am Meere über der Brandung auf einem aufgemauerten Straßenbau hin, dann wand er sich um zahlreiche, höchst malerische Buchten an den mit blassen Oliven, dunklen Cypressen, leuchtend grünen Feigenbäumen und riesigen Aloen bewachsenen Berghängen bis zu den kahlen Kuppen hinauf, durch Felssprengungen und Tunnels häufig den Boden ihnen abringend. Mit jedem Tunnel that ein neues Bild sich auf, eins lachender und liebreizender als das andere; wie eine Wandeldekoration in stetem Wechsel zog die Riviera an dem entzückten Auge der Reisenden vorüber: sie waren einig in dem Lobe, daß sie Schöneres doch noch nicht gesehen.

Ganz reizende Orangenhaine in den Schluchten kündigen dem Kundigen der Fahrt nahes Ende an: unvermutet tritt der Weg an das Meer heran und bewundernd umfaßt mit einem Blicke das Auge das weite blaue Meer und das stolz zur Rechten an den Bergen emporsteigende Genua.

Von allen Seiten suchte der Erbgroßherzog das Bild der Stadt, die mit Recht „la Superba“ sich nennt, zu erfassen. Im Boot fuhr er hinaus aus den schützenden Molen des Hafens auf das in breiten Wogen schwer atmende Meer. Damit nahm er das schönste Bild vorweg. In einem weiten Bogen die schäumende Brandung umspannend, lag die Stadt vor ihm;

hinter den Hafendämmen ein dichter Mastenwald, von dem aus die hellen Häuser zuerst in dichten Massen, dann immer zerstreuter terrassenförmig emporstiegen, bis fern am Horizonte die scharfen Linien der Bergbefestigungen das Bild abschnitten. Am nächsten Morgen dagegen wurde auf kleinen Ponnies ein Ritt über die befestigten Höhen unternommen: prachtvoll war der Niederblick auf die Stadt, den Hafen und das in endloser Ferne verblauende Meer. Endlich bestieg am letzten Tage der Prinz auch noch den Leuchtturm, der an der Westseite des Hafens zu ansehnlicher Höhe sich erhob. Wiederum war das Bild verändert, aber kaum weniger schön. In kräftigen Farben schieden sich Stadt und Meer, und weit reichte der Blick an der westlichen Riviera hin.

Von hohem Interesse war es für den Prinzen, in der Kathedrale von Genua die Schüssel des heiligen Gral zu sehen, die zu finden im Mittelalter das Ziel so mancher Ritterfahrt gewesen war. Nach der Sage dem Könige Salomo von der Königin von Saba geschenkt, war sie schließlich verschollen gewesen; 1171 aber in Cäsarea wieder aufgefunden, von Genuesen im Triumphe in ihre Vaterstadt gebracht worden.

Am 25. September wurde die Heimfahrt angetreten. Sie ging über Pavia, wo um der berühmten Certosa willen ein kurzer Aufenthalt gemacht wurde, nach Mailand und dann weiter zum Langensee. In einem Nachen fuhr der Erbgroßherzog von Stresa nach Isola bella hinüber; noch tiefer als auf der Herfahrt bewegte ihn die Schönheit der Insel. Der Besuch der Terrasse, der Baumhalle und des runden Altans ergriff ihn, als wenn tief im Innern Saiten wiederklängen. Und in Baveno sah man ihn noch lange spät abends am Ufer des stillen, mondbeglänzten Sees auf und ab wandeln, von dem er sich gar nicht trennen konnte.

In dem schönen Thal der Toce ging es nun nordwärts durch eine lachende Landschaft italienischen Charakters; als aber der Weg in das Val Vedro einbog, wurde die Gegend düster

und rauh. Wilde Bergwasser hatten die Landstraße zerstört. In langer Fahrt erst wurde das Dorf Simpeln erreicht. Den Weg über den Simplon machte der Erbgroßherzog mit Bülow zu Fuß. Der Abend brach herein, als die Wanderer das Hospiz auf der Paßhöhe erreicht hatten. Kahle Felsen bildeten die Umgebung, über welche die eisbedeckten Hochgipfel emporragten. Da trat silberglänzend, in nie gesehener Klarheit der Mond über die Berge hervor, das Bild mit zauberischen Schimmer erfüllend, und leuchtete den Wanderern bis Brieg, das sie erst spät in der Nacht erreichten.

Immer fruchtbarer und freundlicher wird, wenn man von Brieg dem Rodden abwärts folgt, das Thal. Auf diesem Wege war es, wo Herr von Dachröden, ein Bekannter aus Mecklenburg, dem Erbgroßherzoge begegnete und ihm die unvermutete Mitteilung machte, daß er in Genf die ganze Großherzogliche Familie antreffen würde. Eine größere Freude hätte dem jungen Prinzen nicht zu Teil werden können: er konnte sich vor innerer Glückseligkeit über die Kunde kaum fassen, und alles an diesem Tage erschien ihm in ganz verklärtem Lichte. Nun wurde geeilt, so viel es nur möglich war; selbst durch die Freude, von Martinach an in vertrautem Gelände sich zu befinden — denn vor zwei Jahren war er von Chamonix zu Fuß über den Col de Balme nach Martinach herangewandert — ließ er sich nicht aufhalten. Noch am Abend wurde St. Moritz erreicht, und am nächsten Tage in Villeneuve das Dampfschiff nach Genf bestiegen. Bei schönstem Wetter war es eine herrliche Fahrt über den See; aber dem Ungeduldigen schien das Schiff eine Schnecke zu sein. Endlich legte es im Hafen von Genf an. Fast überwältigt von freudiger Erwartung sprang der Erbgroßherzog ans Land und stürmte über den Pont des Bergues davon. Da erkannte auch schon Bülows schärferes Auge die Großherzogin Alexandrine und den jungen Herzog Wilhelm auf dem Balkone des Hotels. Sie eilten die Treppe herab, den Heranstürmenden entgegen, und glückselig lag der

Erbgroßherzog in den Armen von Mutter und Bruder. Oben begrüßte nicht minder zärtlich ihn die Herzogin Luise, im Familienkreise Wiwi genannt, die zur Jungfrau erblühende Schwester. Und lebhaft gab auch der Großherzog Paul Friedrich seiner Freude Ausdruck, den Sohn und Thronerben in blühender Frische und Kraft wieder vor sich zu sehen.

In Genf hatte der Großherzog die schönsten Jahre seiner Jugend verlebt. Treu und dankbar bewahrte er die Zeit im Gedächtnisse. Jetzt lebte er durchaus in Jugenderinnerungen, suchte die ihm lieb gewordenen Stätten mit seinen Söhnen zusammen auf und widmete sich ganz dem Verkehre mit seinen alten Lehrern und Freunden. Das gab diesen Genfer Tagen einen gefühlswarmen Ton, der auch in dem Sohne wiederklang. Der Erbgroßherzog hatte die Empfindung, als ob die Reise in Italien ein „goldener Traum" gewesen, aus dem erwachend er in die Arme seiner Eltern und Geschwister gesunken wäre. Einen schöneren Abschluß konnte die italienische Fahrt gar nicht finden.

Nach acht Tagen, am 8. Oktober, trat die Großherzogliche Familie über Bern und Basel die Heimreise an. „Unendlich traurig" stimmte es bei der Fahrt von Basel nach Straßburg den jungen Erbgroßherzog, das schöne, städtereiche Elsaß mit seinem deutschredenden Volke unter französischer Herrschaft zu sehen. Wie trostreich würde ihm der Gedanke gewesen sein, daß auch er berufen sein sollte, zur Befreiung des deutschen Landes einst das Schwert zu führen.

Das nächste Ziel der Reise war Bonn. Die Eltern wünschten mit eigenen Augen zu sehen, wie ihr Student dort wohne und verkehre. Sie quartierten sich daher als Gäste des Erbgroßherzogs dort in der Vinea domini ein; der Prinz machte den sorgfältigen und aufmerksamen Wirt. Die ganze Familie saß am nächsten Morgen zum Frühstück beisammen, als auch alsbald einige Besuche in der Villa erschienen, deren Ungezwungenheit und Ungewohntheit viel Heiterkeit bei den fürstlichen

Eltern erweckten. Ein Ausflug nach Rolandseck und Godesberg füllte den Tag angenehm aus; am Abend setzte das Großherzogliche Paar mit den jüngeren Kindern die Heimreise nach Schwerin fort. Der Erbgroßherzog folgte ihm am nächsten Tage.

Es war für den Prinzen eine große Freude, nach fast jähriger Abwesenheit Schwerin und die bekannten Kreise wiederzusehen. Auch Ludwigslust besuchte er auf einen Tag und durchwanderte hier mit Herzog Wilhelm zusammen alle die Spielplätze einer glücklichen Jugend durch die Linden-Allee hinter dem Schlosse nach dem großen Kanal bis zum Springbrunnen, die so viel liebe Erinnerungen in ihm wachriefen.

Einen tiefen Eindruck machte es auf den Erbgroßherzog, als er in Schwerin zum ersten Mal wieder nach einer Pause von mehr als zwei Monaten einem evangelischen Gottesdienste beiwohnte. „Danket Gott für alles“ war das Thema der Predigt, und er fühlte dabei, wie die italienische Reise ihn in der Auffassung bestärkt habe, alles in Beziehung auf Gott anzuschauen.

Mit dem Oktober verrann auch die Ferienzeit. Am Abend des 2. November verließ der Erbgroßherzog nach einem sehr schmerzlichen Abschiede von den Seinen Schwerin, um zu den Studien des Winters nach Bonn zurückzukehren. Noch ein Jahr, war der Gedanke des Großherzogs, sollte der Prinz in Bonn studieren und dann durch ein zweijähriges Studium auf der Landes-Universität Rostock seine Ausbildung zum Abschlusse bringen.

Die Vorlesungen, welche dem Erbgroßherzoge während des Winters gehalten wurden, waren Staatsrecht von Professor Perthes und Logik von Professor Brandis; außerdem setzte Professor Löbell seine Vorlesung über die Geschichte der Neueren Zeit fort. Die öffentliche Vorlesung, die der Prinz besuchte, war die des Professor Löbell über Goethes Faust. Außerdem nahm er bei Professor Urlichs Unterricht im Italienischen, einer Sprache, die nach den Eindrücken der Herbstreise ihn auf das

höchste interessierte. Daneben gingen die regelmäßigen „französischen Abende“ — zweimal in der Woche — bei denen nur französisch gesprochen werden durfte, mit dem Prinzen Georg von Preußen einher, der mit fortschreitender Entwickelung dem Erbgroßherzoge näher trat.

Intimer noch gestaltete sich mit der Zeit das Verhältnis zu dem Erbprinzen Leopold zur Lippe, dessen Gutherzigkeit und offener Sinn den Erbgroßherzog mehr und mehr gewannen. Hauptsächlich Englisch trieb er unter Professor Lassens Leitung mit ihm; auch den Vorträgen Löbells über litterarische Gegenstände, die bei dem Erbprinzen stattfanden, wohnte er gern bei; wie denn dort auch A. W. von Schlegel etwas gesucht-geistreiche, doch stets interessante Vorträge „über den Rhein“ und anderes hielt. Für sich selbst las der Erbgroßherzog E. T. A. Hoffmanns Serapionsbrüder und Meister Martin, der Küfner.

Die angenehmste Gelegenheit im Englischen sich zu üben bot die Erneuerung des Verkehrs mit einigen Familien der englischen Kolonie; in der des alten Oberst Senyth wurden gewöhnlich die Sonnabend-Abende zugebracht. Auch einige neue Familien traten hinzu. Aus diesen stellte ihm die junge Miß Sneed, wie er meinte, deutlich die Ellen aus Bulwers Pelham vor Augen, wie er es denn überhaupt liebte, Konterfeis dichterischer Persönlichkeiten in den Kreisen seiner Bekannten aufzusuchen.

Auf das freundlichste gestaltete sich auch der Verkehr wieder mit den Familien der Bonner Gesellschaft, wie der des Generals von Rummel und des Obersten von Flotow. Aber die naive Freude am Tanzen stand nicht mehr wie im vorigen Winter im Vordergrunde; im Grunde zog der Prinz eine angeregte Unterhaltung dem Tanze vor. Die satirische Ader des sehr lebhaften und geistvollen Fräuleins von Flotow ergötzte ihn sehr wie die treffenden Bemerkungen des anziehenden Fräuleins von Rummel, welche ihm die Antonie in den Serapionsbrüdern wiederspiegelte.

„Little lovely“ war der Scherzname, den er in diesen jugendfröhlichen Kreisen führte.

„Auf einem Balle fühle ich mich heimatlos,“ meinte der Erbgroßherzog einmal. Es war unverkennbar, wie er gereifter und ernster in seinem Wesen geworden war. Ein Gespräch mit dem Hauptmann von Alvensleben, dem Gouverneur des Erbprinzen Leopold, über den echten Geschmack an der Musik bereitete ihm einen wahren Genuß. Er liebte es, weite einsame Spazierritte in die Umgegend zu unternehmen. Er kämpfte ernst gegen den Einfluß der Schmeichelei an, die sich an ihn herandrängte. Noch strenger als bisher war er gegen sich selbst. Das tägliche Lesen in der Bibel, die Predigten von Wichelhaus, die Wochenschluß-Gespräche mit Herrn von Sell brachten ihm Anregung und Befestigung. Aber seine ganze Natur verlangte nach Bethätigung der ihn erfüllenden Gesinnung. „Es ist viel leichter, andächtig zu schwärmen,“ sagte er, „als gut zu handeln.“ Täglich strebte er Liebe zu üben; und es betrübte ihn, daß es ihm noch nicht so recht gelingen wollte.

Einen sehr tiefen Eindruck machte in dieser Zeit der Tod der Gräfin Emma zur Lippe auf den Prinzen. Den Martinstag hatte die gräfliche Familie noch fröhlich mit den Bonner Freunden durch eine Tanzgesellschaft in Godesberg gefeiert, wobei die Gräfin Emma unter den Fröhlichen eine der Fröhlichsten gewesen war. Kurz danach erkrankte sie, und die Gewalt der Krankheit steigerte sich so schnell, daß um die Mitte des Dezembers das Ende in 14 Tagen nach dem Ausspruche der Ärzte zu erwarten stand. Die Kunde hiervon bewegte den Erbgroßherzog auf das schmerzlichste. Wenn ihm das bevorstände, fragte er sich. Ein jeder sterbe doch einmal: warum denn das nicht immer als den rechten Maßstab für alles irdische Streben vor Augen haben? „O mein Gott,“ betete er, „halte mir die Augen immer offen!“ Die Ärzte behielten beinahe Recht: am 10. Januar starb die Gräfin. Der Prinz sah sie, durch den Anblick schmerzlich bewegt, im Sarge und gab ihr zu Fuß von

Oberkassel das letzte Geleit zum Erbbegräbnis der Familie in Heisterbach. Den ganzen Tag klang die tiefernste Stimmung in ihm nach, und am Abend beim Thee kam es zu einem sehr eingehenden Gespräche über die Grundsätze, die sein Herz erfüllten. Mit Nachdruck vertrat der junge Erbgroßherzog den Satz: man muß alles, was einem im Leben begegnet, was man selbst thut, irgendwie in Beziehung setzen mit seiner menschlichen höheren Bestimmung, dem Christentum, der Selbstheiligung. Man will und darf in dem Verständnis des Christentums weiter kommen. Man kann das nicht am besten, sondern allein erreichen, indem man Glauben hält und Liebe übt. Und das Bekenntnis des Jünglings — wie hat es der Mann bewährt!

So war unter stetig fortschreitenden Studien, unter mancherlei Anregungen heiterer und ernster Art das Jahr 1841 zu Ende gegangen. Der Erbgroßherzog hatte auch die Befriedigung gehabt, bei einem Preis-Schlagen mit dem Grafen Münster als letzter Sieger einen Preis-Schläger zu gewinnen. Zum Weihnachtsfeste hatte er wieder die Mecklenburger Bonns um sich versammelt und durch zahlreiche verlooste Geschenke Überraschung und Freude bereitet.

Nicht anders ließ sich das Jahr 1842 an. Den Neujahrsglückwünschen entzog sich der Erbgroßherzog zum guten Teil dadurch, daß er sich zu Herrn von Lorch und nachher zum Erbprinzen zur Lippe begab. Dann lenkten die Tage in das gewohnte Geleise ein. Eine Unterbrechung brachte nur eine Fahrt nach Köln, wo er König Friedrich Wilhelm IV. auf dessen Durchreise nach England und einige Wochen später wiederum nach dessen Rückkehr von England begrüßte. Auch der Kölner Karneval wurde besucht; doch fand er ihn nicht so gelungen wie im vorigen Jahre.

Die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Frau rief Herrn von Sell am 15. Februar unerwartet nach Mecklenburg. Damit war der Erbgroßherzog zum ersten Mal in seinem Leben sich selbst überlassen. Aus dem Vertrauen, das

damit ihm erwiesen war, entnahm er nur die Pflicht, es zu rechtfertigen. Sorgsam mied er jede Abweichung von der Tages- und Hausordnung. Nur die Feier des Geburtstages rechtfertigte eine Ausnahme, zumal da der Erbgroßherzog am 28. Februar 1842 sein neunzehntes Lebensjahr vollendete und damit nach der mecklenburgischen Erbfolge-Ordnung großjährig und regierungsfähig wurde. So wurde der Tag für ihn zu einer Lebensmarke: und noch ganz anders, als die zahlreichen Glück Wünschenden es ahnen konnten.

Schon um sechs Uhr morgens, um der erste der Gratulanten zu sein, holte der junge Prinz Georg von Preußen den Erbgroßherzog zu einem Spazierritte ab. Die Zurückkehrenden empfing ein Ständchen des Trompeter-Corps der Ulanen. Bülow hatte unterdessen die Bescherung, zu der auch die andern mecklenburgischen Studenten erschienen, aufgebaut. Die Parade des Ulanen-Regiments schloß sich daran. Zum Mittag hatte Graf Julius zur Lippe „Ganz Mecklenburg" aus Bonn zu sich nach Obercassel eingeladen. Über die Rheinbrücke fuhr der Erbgroßherzog mit seinem Viererzuge dorthin. Die Mittagstafel war außerordentlich fröhlich; nach Tische wurde eine gemeinsame Spazierfahrt zum Drachenfels und nach Königswinter bei herrlichem Frühlingswetter unternommen. Auf der Rückfahrt überließ der Erbgroßherzog sein Viergespann dem Grafen Julius, während er selber ritt. Da wollte es denn das Mißgeschick, daß der Graf den Wagen mit allen darin sitzenden Herren und Damen umwarf. Schnell sprang alles, Hülfe zu leisten, herbei; indes niemand von den Insassen war verletzt. So trug der Unfall nur noch dazu bei, die allgemeine Fröhlichkeit zu erhöhen. Gesellschaftsspiele, bei denen die junge Welt sich vortrefflich unterhielt, erfüllten den Abend. Erst um 11 Uhr schieden die Gäste. Die Nacht war wunderbar schön und ungewöhnlich milde; magisch leuchtete der Mond auf den Rhein herab. Man entschied sich daher dafür, die Rückfahrt gemeinsam in einem Nachen den Strom hinab nach Bonn zu machen. Fröhlich ging

die Fahrt von statten; am alten Zoll wurde angelegt, und dort trennte man sich um Mitternacht in heiterster Laune.

Es war der letzte Tag fröhlich-sorgenloser Jugendzeit für den Erbgroßherzog. Am nächsten Tage langte eine Stafette bei ihm an mit der Aufforderung Herrn von Sells, thunlichst bald wegen der Erkrankung des Großherzogs nach Mecklenburg zu kommen. So verließ er denn am Mittage des 2. März, nur von Bülow begleitet, mit Kurierpferden Bonn: die Lehrjahre waren abgeschlossen. Der Ernst des Lebens verlangte den Mann.

Viertes Kapitel.

Der Regierungsantritt.

Der Großherzog Paul Friedrich ging in den Lebensjahren mit dem Jahrhundert: ein stattlicher Mann in der Fülle der Kraft. Aber doch bewegte zuzeiten ihn die Ahnung, daß er dies Jahr nicht überleben würde; denn auch sein Vater wäre mit 42 Jahren gestorben. Dann richteten mit doppelter Innigkeit sich seine Gedanken auf den ältesten Sohn, mit dem das herzlichste Vertrauen, niemals getrübt, ihn verband.

In festlichster Weise mit Parade und Ball war noch am 23. Februar bei Hofe der Geburtstag der Großherzogin Alexandrine gefeiert worden, als am anderen Tage der Großherzog erkrankte. Die Ärzte erkannten die Anzeichen einer leichten Unterleibsentzündung; zu irgendwelchen Besorgnissen sahen sie keine Veranlassung. Dennoch verlangte den hohen Kranken

ahnungsvoll danach, den fernen Sohn bei sich zu haben; er ließ Herrn von Sell bitten, bei der Nähe der Osterferien den Erbgroßherzog lieber schon jetzt nach Mecklenburg kommen zu lassen. Erschrocken eilte Sell von Ludwigslust an das Bett des Großherzogs: er fand ihn verändert und abgemagert, seinen Zustand aber nicht so gefährlich, wie er gefürchtet hatte. Dennoch wiederholte ihm der Großherzog seinen Wunsch, daß der Erbgroßherzog, wenn auch noch keine Gefahr vorhanden sei, lieber sogleich abreisen möchte. Unverzüglich ging jetzt die Stafette nach Bonn ab; doch bat Sell den Prinzen, sich nicht zu beunruhigen.

In Boizenburg betrat der Erbgroßherzog den Boden Mecklenburgs. Ein Brief der Großherzogin erwartete ihn hier, der ihm jetzt erst die Gefahr, in welcher der Vater schwebte, enthüllte. Ohne Verzug eilte er weiter; nachts um ein Uhr war er in Ludwigslust. Hier meldete ihm ein zweiter Brief der Mutter von einer geringen Besserung in dem Befinden des Großherzogs. Sofort suchte er Herrn von Sell auf. In der Stille der Nacht saßen sie eine Stunde beisammen, von allem Traurigen sprechend: Herr von Sell tief gebeugt durch den Tod seiner Frau, der vor wenigen Tagen erfolgt war, der Erbgroßherzog voll banger Sorge, aber doch auch fest auf Gottes Gnade vertrauend. Weiter ging es in die Nacht hinein: um halb fünf Uhr morgens langte er in Schwerin an. Die Großherzogin war noch wach, den Sohn zu empfangen und mit der Nachricht aufzurichten, daß die Besserung anzudauern scheine. Wirklich ließ sich auch der Tag hoffnungsvoller an: es war der Geburtstag des jungen Herzogs Wilhelm, und die Freude des Sohnes schien den Großherzog zu kräftigen und anzuregen, wie denn die Anwesenheit des Erbgroßherzogs sichtlich beruhigend auf ihn einwirkte. Man schöpfte zuversichtlichere Hoffnung; zumal der Erbgroßherzog wollte nicht mehr an Gefahr glauben: froh gab er sich der Freude des Wiedersehens hin.

Doch schon der nächste Tag, ein Sonntag, brachte die schmerzlichste Enttäuschung. Der kalte Brand stellte sich ein:

die Ärzte gaben den Großherzog auf; nur nach Stunden noch bemaßen sie seine Lebensspanne. Und doch war es schwer ihnen zu glauben, daß der Fürst bei ungetrübter Besinnung, bei durchaus unveränderter Sprache dem Tode so nahe sein sollte. Auch er selbst gab die Lebenshoffnung nicht ganz auf. Dicht gedrängt erfüllte die Bevölkerung Schwerins die benachbarten Straßen, lautlos der Nachrichten harrend, die aus dem Palais kamen. Aber sie lauteten mit jeder Stunde trüber. Am Nachmittage versammelte der sterbende Fürst die Kinder um sich. Mit kräftiger Stimme sprach er ergreifend zu ihnen und segnete sie; besonders innig klangen die Mahnungen, die er an den Erbgroßherzog richtete: ihm empfahl er die Diener, vor allem den neben ihm stehenden Minister von Lützow. Dann erschien auch auf einige Augenblicke die verwitwete Erbgroßherzogin Auguste am Sterbelager. Gegen Abend indessen hoben sich die Kräfte des Großherzogs wieder; man begann wieder Hoffnung zu schöpfen, sodaß sich die völlig erschöpfte Großherzogin und der Erbgroßherzog um Mitternacht zur Ruhe begaben. Aber schon um zwei Uhr wurden sie wieder geweckt: das Ende nahte heran. Schwer kämpfte der kräftige Körper gegen die Auflösung an. Die Sprache wurde undeutlich. Die Kinder knieten am Bette. Einem jeden, dann auch den andern Anwesenden reichte der sterbende Fürst die Hand; er röchelte laut; ein Blutsturz trat ein und 19 Minuten nach 5 Uhr morgens (am 7. März) hatte er ausgelitten. Lange noch lag die Großherzogin tief erschüttert mit den Kindern auf den Knien am Sterbelager.

Die Schauer der Ewigkeit umwehten den jungen Erbgroßherzog; so nahe war ihm der Tod noch niemals getreten. Immer wieder, nachdem er die erste Betäubung überwunden, ging er in das Sterbezimmer und versenkte sich in den Anblick der auch im Tode noch freundlichen Züge des geliebten Vaters. Nach langen Jahren einmal hatte er gedacht, dem Vater auf den Thron Mecklenburgs zu folgen; bis zur letzten Stunde hatte er mit nicht zu erschütternder Zuversicht auf die Wieder-

genesung des Vaters gehofft: jetzt war er wider jedes Erwarten, mitten aus der Vorbereitungszeit zum Regiment berufen. Als das größte Leid und Elend, das ihm hätte widerfahren können, empfand er dies. Er sah das Wesen des hohen Amtes, das so plötzlich über ihn gekommen war, darin: für eine halbe Million Erdenbewohner nach Gottes Willen zu sorgen, soweit es über ihre eigene Kraft hinausgeht, sowohl in Beziehung auf ihr äußeres Leben als auf ihre eigentliche Bestimmung hienieden. Einen vollkommenen Menschen schien ihm das zu erfordern. „Und was bin ich," sagte er sich, „trotz aller guten Ansätze und trotz meines guten Willens!" Aber sein frommes Gemüt holte sich Stütze und Kraft an der richtigen Quelle; aus Gottes Wort schöpfte er Zuversicht. So nahm er sein verantwortungsvolles Fürstenamt mit ernster Fassung und Pflichttreue auf sich. Die günstige Erwartung seines treuen Volkes kam ihm entgegen. Gesund an Leib und Seele, sittlich durchaus rein, empfänglich für christliche Wahrheit, voll selbstloser Herzensgüte, offenen und bescheidenen Wesens: so machte der junge Landesherr den erfreulichsten Eindruck. Mecklenburg hatte Grund, das beste von ihm zu hoffen.

Viel Unruhe brachten die ersten Tage des jungen Regiments. Die Truppen wurden auf Großherzog Friedrich Franz II. vereidigt; denn diesen Namen hatte in Erinnerung an seinen Urgroßvater der junge Großherzog sich entschieden fortan zu führen. Die Mitglieder der Großherzoglichen wie der städtischen Behörden und der Geistlichkeit waren zu empfangen; Botschaften mit der Meldung von der Thronbesteigung waren an die fremden Höfe abzusenden; Verwandte waren zu begrüßen, die teilnahmsvoll persönlich in Schwerin erschienen.

Am 19. März fand die Beisetzung des Großherzogs Paul Friedrich in der Heiligen Blutskapelle im Schweriner Dom statt. Der König von Preußen mit seinen drei Brüdern war hierzu eingetroffen sowie der Erbgroßherzog von Strelitz und der Kronprinz von Dänemark. Auch der greise Herzog Gustav,

Friedrich Franz des I. letzter Sohn, schritt mit seinen beiden Großneffen hinter dem Sarg einher. Voll teilnehmender Bewegung umarmte, als der Sarg unter Kanonendonner in die Kapelle hinabgetragen wurde, König Friedrich Wilhelm den jungen Großherzog, der unter strömenden Thränen wie betäubt dastand. Und nachdem die Fürsten zu Fuß zu der ganz in namenlosem Schmerze aufgelösten Großherzogin-Mutter Alexandrine zurückgekehrt waren, suchte er ihm dadurch eine Freude zu bereiten, daß er ihn zum Chef des 24. preußischen Infanterie-Regimentes ernannte und die zu dem Zwecke nach Schwerin beschiedenen Offiziere des Regimentes ihm vorstellte. Auch andere dem jungen Großherzoge näher stehende Fürsten wünschten ihn zu erfreuen: der Kaiser von Rußland sandte ihm den St. Andreas-Orden mit der Kette, der König von Dänemark den Elefanten-Orden, der König von Hannover den Georgs-Orden. Aber der Empfang der Gesandten, das Erteilen von Audienzen, das Beantworten der Glückwunsch-Schreiben fremder Souveräne machte ihm innere Unruhe; er ging am Mittwoch in der Charwoche zum Abendmahl, um sich zu sammeln und innerlich zu stärken. Auch der Frieden des Osterfestes that ihm wohl.

Um so schwerer aber empfand der junge Fürst, als das schöne Fest vorüber war, den Druck der neuen Lebensstellung. Ihn verlangte nach mehr Zurückgezogenheit und festerer Tagesordnung, als das Wohnen im Palais sie bieten konnte.

Auf einer Insel im Schweriner See, mit dem Alten Garten durch eine Brücke verbunden, lag das alte Schloß der Herzöge, ein weitläuftiger Bau, an dem aber seit 1662 nichts mehr geschehen war. So waren denn manche Teile baufällig geworden und kaum benutzbar; andere aber hatten sich besser erhalten. Hier ließ der junge Fürst eine Reihe von Räumen für sich instand setzen. Dahin siedelte er bald nach dem Osterfeste über; ein Ecktürmchen, das schönen Ausblick auf den See gewährte, machte er zu seiner Hauskapelle; hierher zog er sich zurück, um

in der Bibel zu lesen und im Gebet mit seinem Gott allein zu sein. Der Gedanke, den Schloßbau mit möglichster Schonung der alten Teile in den Gedanken seiner Vorfahren zur Vollendung zu führen, beschäftigte ihn schon damals.

Der erste große Staatsakt, zu dem das alte Schloß den Rahmen abgab, war die Huldigung der Landstände, welche der junge Großherzog dort am 18. April entgegen nahm. Angeführt von dem Erblandmarschall von Lützow, erschien die Deputation der Ritter- und der Landschaft vor dem Landesherrn, ihm Treue zu geloben. Er erbat sich der „getreuen" Ritter- und Landschaft Vertrauen und rege Mitwirkung zum Wohle des Landes. „Dann wird," schloß er, die Stimme erhebend, „der Segen Gottes auch ferner mit unserm schönen Mecklenburg sein!"

Aber hatte er denn selbst Vertrauen zu sich? Das Wohnen in dem öden Schlosse hatte etwas Bedrückendes. Da saß er abends bei einer Astrallampe in seinem kleinen Arbeitszimmer mutterseelenallein, oft in trübe Gedanken mitten bei der Arbeit versunken. Man hätte meinen sollen, daß gerade bei seinen jungen Jahren der Glanz der Krone mit einem Gefühle des Stolzes ihn erfüllen würde; aber er war der demütigste Mensch, den es geben konnte. Vorübergehend bewegte ihn damals sogar der Gedanke, die Krone niederzulegen. „Ich hänge gar nicht daran!" sagte er eines Abends zu Kliefoth. Denn zu dem Zweifel, ob er ihren Anforderungen gewachsen sei, gesellte sich die Vorstellung, daß er durch seine neue Lebensstellung Schaden an seiner Seele leiden möchte. Dazu kam die schwärmerische Erinnerung an Bonn, der ungestillte Durst, seine wissenschaftliche Bildung zu vervollständigen, die Trauer um die jetzt hinter ihm liegende freie, fröhliche Jugendzeit, das Gemüt des jungen Fürsten zu bedrücken.

Auch Louis „Mohr" starb damals, der alte Ludwigsluster Spielgefährte. Angestellt in der Kammer-Kanzlei, hatte er erst das Jahr zuvor mit der Tochter des Kaufmanns Bauch in Schwerin sich verheiratet. Nur wenige Wochen später folgte er

dem Großherzoge Paul Friedrich, seinem Wohlthäter, an der gleichen Krankheit in den Tod. Der Witwe des Spielgenossen, der Frau Christiansen, gewährte der junge Großherzog eine lebenslängliche Pension von 600 ℳ.

Indessen der nahende Frühling brachte dem für die Schönheit der Natur so sehr empfänglichen jungen Fürsten freudige Anregung; zumal die Morgen-Spaziergänge, die er liebte, erhoben ihn innerlich. Noch mehr aber that ihm die allgemach sich herausbildende Erkenntnis wohl, daß, je mehr von ihm gefordert wurde, er um so mehr zu leisten imstande sei. Ihm schien das ein deutlicher Beweis der Mithülfe Gottes zu sein. Und als er dann auf seinen Reisen sah, mit welchem Jubel allerorten sein Volk ihn begrüßte, da begann denn die trübe Stimmung der ersten Zeit sich allgemach zu lichten und dem Ernste des Fürsten gesellte sich mehr und mehr der natürliche Frohsinn des 19jährigen Jünglings.

Den verwandten und näher befreundeten Höfen galten, wie fürstliche Sitte es vorschreibt, die ersten Besuchsreisen. Allen stand das verbrüderte Strelitzer Haus voran. Längsten Teiles führte der Weg dorthin durch Schweriner Land. Da wetteiferten denn die Städte mit einander, den neuen Landesherrn festlich und herzlich zu empfangen. In Güstrow begrüßten schon an der Stadtgrenze ihn Bürger zu Pferde und geleiteten ihn in die mit Laubgewinden geschmückte Stadt, deren Straßen von freudig bewegten Menschenmassen wogten. Zwanglos zu Fuß wanderte der Großherzog umher, die öffentlichen Gebäude bis zur Tretmühle und Armenschule herab sich anzusehen. Ein Fackelzug der Bürger und Illumination der Häuser endigte den festlichen Tag. Am andern Tage ging die Fahrt über Teterow, Malchin und Stavenhagen weiter: allenthalben machte der Großherzog Aufenthalt, um die Ausschmückung der Straßen zu besichtigen und Blumensträuße und wohlgemeinte Begrüßungsreden anzunehmen.

In Strelitz war große Cour, den hohen Gast zu ehren; ein Ausflug nach Hohenzieritz schloß sich daran. Lange verweilte er, von Erinnerungen bewegt, in dem Sterbezimmer der Königin Luise, seiner Großmutter.

Am 6. Juni traf der Großherzog von dort über Berlin in Sanssouci bei König Friedrich Wilhelm ein. Er nahm an der Vorlesung teil, die abends beim Thee Ludwig Tieck bei Hofe hielt, und beging am nächsten Tage, dem Todestage König Friedrich Wilhelms III., das Gedächtnis seines Großvaters zusammen mit der königlichen Familie durch eine Trauerfeier in der Kapelle des königlichen Palais in Berlin und durch Gebet am Sarge des Entschlafenen in dem Mausoleum in Charlottenburg. Die nächsten Tage wurden Ausflügen in die herrliche Umgebung Potsdams gewidmet: so nach dem Brauhausberge, wo eine wundervolle Abendbeleuchtung alle Gemüter entzückte, nach dem Pfingstberge, zu Wasser nach der Römerschanze, wo zwanglos im Freien biwakiert wurde. Doch schied der Großherzog nicht von Potsdam, ohne den alten Spielgefährten Adolf von Stenglin, der als Lieutenant im 2. Garde-Regiment in Berlin stand, bei sich zu sehen und die alte Freundschaft aufs neue zu befestigen. In treuer Teilnahme war in den schweren Märztagen Stenglin herbeigeeilt, dem fürstlichen Jugendgenossen mit dem Zuspruch des Freundes beizustehen; dann aber in seine Garnison zurückgekehrt, hielt er es doch für passend, an den jungen Großherzog zu schreiben, daß er das altvertrauliche Du nunmehr dem regierenden Herrn gegenüber nicht ferner anwenden dürfe. „Allergnädigster Herr Baron!“ schrieb der Großherzog scherzend zurück — „denn wie soll ich Dich, da Dich sich nicht mehr paßt, nunmehr nennen?“ und lud ihn auf das herzlichste ein, seinen „alten Freund Fritz“ in Sanssouci zu besuchen.

Um die Vorlesung von Tieck in Sanssouci nicht zu versäumen, verschob der Großherzog die Weiterreise auf die Nacht. Er wollte sein Regiment in Neu-Ruppin ganz unvermutet besichtigen. Morgens um halb sechs Uhr traf er dort ein,

empfing um sieben das Offizier-Corps, befahl auf acht ein Parade-Exercieren des Regiments, frühstückte im Kreise der Offiziere und verließ um Mittag die Stadt wieder, Mecklenburg zustrebend.

An der Grenze seines Landes begrüßten die Bürger von Lübz zu Pferde den heimkehrenden Landesherrn und begleiteten ihn — die Nacht war hereingebrochen — in ihre festlich illuminierte Stadt. Aber um fünf Uhr morgens sah man den jungen Fürsten schon wieder mit Interesse die zahlreichen gewerblichen Anlagen der Stadt in Augenschein nehmen. Weiter ging es dann nach dem Elde-Kanal, auf dem an Bord der „Aurora" eine Fahrt unternommen wurde. Auch Parchim hatte sich festlich geschmückt und begrüßte den Großherzog mit Ansprachen und Blumensträußen, welche die jungen Mädchen der Stadt ihm darbrachten. Dann ging die Fahrt nach Krivitz, dessen hübsche Lage der junge Fürst vom Weinberge aus mit Interesse betrachtete. Am Abend spät traf er in Schwerin wieder ein.

Eine Woche lang hielt den Großherzog die Arbeit auf, welche inzwischen sich angesammelt hatte. Dann brach er — am 17. Juni — auf, um Rostock, der größten Stadt des Landes, seinen Besuch abzustatten.

Zunächst ging die Fahrt nach Sternberg, wo die Förster und eine Ehrengarde zu Pferde den jungen Landesherrn einholten. Blasende Postillone ritten ihm voran, als er durch eine mächtige Ehrenpforte in die festlich geschmückte und freudig erregte Stadt seinen Einzug hielt. Zahlreiche Bürger begleiteten ihn dann nach Rühn, wo das Kloster besichtigt wurde. Weiter wurde in Bützow verweilt. Ein Gnadenakt bezeichnete den Besuch des Großherzogs in der nahe gelegenen Strafanstalt Dreibergen: drei Sträflingen, die sich besonders gut geführt hatten, gab er die Freiheit wieder. 200 Bauern zu Pferde geleiteten nun den Wagenzug ihres Fürsten nach Schwaan, wo an der Stadtgrenze unter einer Ehrenpforte der Bürgermeister Ahrens ihn begrüßte und Bauermädchen, ihrer Freude Ausdruck

zu geben, mit Blumen ihn bewarfen. Erst am Abend um neun langte der Großherzog in Rostock an. Denn die Herzlichkeit, mit der man allerorten ihn bewillkommnete und zu bewirten strebte, war mitunter nicht ohne Umständlichkeit gewesen und die Vorstellung der Beamten, Geistlichen, Lehrer, die er alle kennen zu lernen wünschte, hatte manche Verzögerung gebracht.

War aber nun schon in allen Orten der Jubel, welcher den jungen Landesherrn empfing, groß gewesen, so schien sich Rostock vollends gar nicht genug thun zu können. Des Hurra-Rufens der in den festlich erleuchteten Straßen hin und her wogenden Menschenmassen war gar kein Ende; fast geschoben von ihnen wurde der Wagen des Fürsten; Kanonendonner erdröhnte von den Wällen. Die Studenten brachten ihm einen Fackelzug und zwei Tage später die Bürgerschaft. Bis zum Abend des 21. Juni weilte der Großherzog in Rostock; denn es galt Rostock als Universitätsstadt, als Sitz der obersten Justizbehörden, als See- und Handels- und als Industriestadt kennen zu lernen und zu würdigen. Eine Fahrt hinab nach Warnemünde unterbrach diese Tage der Besichtigungen und Besprechungen, bei welcher die Illumination der Ufer vielfach mit farbigen Flammen der abendlichen Rückfahrt einen romantischen Reiz verlieh.

Am 22. Juni fuhr der Großherzog von Rostock, von berittenen Bauern geleitet, nach Doberan. Durch eine große Ehrenpforte geschah der Einzug in den Flecken. Kröpelin dann auf der Weiterfahrt zeichnete sich durch Herzlichkeit des Empfanges aus: am Rathause begrüßten die jungen Damen der Stadt den einziehenden Landesherrn.

Gegen Abend langte der Großherzog in Wismar an, dessen reich mit Fahnen geschmückte Straßen einen sehr festlichen Anblick darboten. Die altertümliche Stadt, erst 1803 mit den Ämtern Poel und Neukloster durch den Großherzog Friedrich Franz I. von den Schweden zu hundertjährigem Pfandbesitze erworben, bot des eigenartig Interessanten gar viel. Anziehend war auch die Fahrt, die der Großherzog auf einem Lübecker

Dampfschiffe nach dem „Walfisch“, dem zwischen der Insel Poel und dem Festlande liegenden kleinen Eiland, unternahm; besonders bot bei der nächtlichen Rückfahrt das illuminierte Wismar einen sehr schönen Anblick dar.

Damit hatte der junge Landesherr zwar bei weitem noch nicht alle, aber doch die wichtigsten Städte seines Landes besucht. Mit eigenen Augen hatte er ein erstes Mal ihre Einrichtungen und Verhältnisse geprüft, mit den maßgebenden Personen einer jeden sich bekannt gemacht und an den freudigen Erwartungen, an den herzlichen Begrüßungen, mit denen er allerorten empfangen war, sein oft so kleinmütiges Herz erquickt. Darin lag die Bedeutung dieser Fahrten und ihr erster Ertrag für ihn.

Am Abend des Johannistages fuhr der Großherzog nach Schwerin zurück. Seine Mutter kam eine Strecke Weges ihm entgegen gefahren, um den geliebten Sohn in seine Hauptstadt selbst „einzuholen.“

Fünftes Kapitel.

Die ersten Regierungsjahre.

„Unser schönes Mecklenburg!“ Der junge Großherzog hatte damit den huldigenden Ständen nicht zu viel gesagt: mit seinen üppigen Feldern, seinen hochwipfligen Buchenwäldern, seinen 300 lieblichen Landseen, den ragenden Zinnen seiner altertümlichen Städte ist Mecklenburg ein schönes Land. Von dem breiten Landrücken, der den Süden durchzieht, dacht es sich sanft zum Meere ab, ein hügeliges Flachland, von breiten Niederungen

durchzogen: zu drei Vierteln fruchtbares Ackerland, in den Niederungen üppige Wiesen.

Niklot, der Ahn des Fürstenhauses, war 1160 mit dem Schwerte in der Hand, sein Land gegen die deutschen Eroberer verteidigend, gefallen. Aber sein Sohn Pribislaw nahm das Christentum an und behauptete sich als deutscher Vasall in seinem Besitz. Seine Nachkommen indes befreiten sich aus der Abhängigkeit: am 8. Juli 1348 wurden sie von Kaiser Karl IV. zu Herzögen ernannt und damit als vollberechtigte Fürsten des Deutschen Reiches anerkannt. Die Hauptlinie residierte in dem Stammschlosse Mecklenburg, die seit 1229 davon abgezweigte jüngere Linie zu Werle (Fürstentum Wenden). Durch Heirat war 1301 die brandenburgische Herrschaft Stargard erworben. Die andere in Rostock residierende Nebenlinie war schon 1314 erloschen; seitdem hatte sich Rostock durch Anschluß an die Hansa zu einer mächtigen See- und Handelsstadt entwickelt, ohne indes die erstrebte Reichsstandschaft erlangen zu können. 1471 waren alle Landteile im Besitze der Hauptlinie wieder vereinigt; auch die bisher getrennten Landstände von Mecklenburg, Wenden und Stargard wurden nunmehr zu gemeinsamen Landtagen berufen. Infolge dieser Vereinigung wuchs die Bedeutung der Landstände außerordentlich. Um daher den Gefahren einer neuen Zertrennung ein für alle Mal zu begegnen, schlossen die Prälaten, Mannen und Städte der mecklenburgischen Lande am 18. August 1523 eine Union, durch welche sie sich für unteilbar erklärten. Wirklich erfolgte auch eine neue Teilung des Landes 1621 in die beiden Herzogtümer Schwerin und Güstrow: aber die Stände hielten ihre Union aufrecht. Der westfälische Frieden trennte für Schweden von Mecklenburg Wismar mit den Ämtern Poel und Neukloster ab; es erhielt dafür als Entschädigung die säkularisierten Bistümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter-Komtureien Mirow und Nemerow.

1695 erlosch die Güstrower Linie. Der Schweriner Herzog Friedrich Wilhelm nahm nun den Gesamtbesitz in Anspruch,

willigte aber nach vielen Verhandlungen in den Hamburger Teilungsvergleich vom 8. März 1701, durch welchen sein Oheim Adolf Friedrich die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow und das Fürstentum Ratzeburg erhielt. So entstand neben der Schweriner Hauptlinie die Linie Strelitz. Die Union der Stände wurde auch jetzt bewahrt; nur daß das Recht sie zu berufen allein dem Herzoge von Schwerin vorbehalten blieb.

Die wiederholten, selbst mit Hülfe preußischer und russischer Truppen unternommenen Versuche der Schweriner Herzöge, die Stände unter die Gewalt des Herzogs zu beugen, waren erfolglos: am 18. April 1755 stimmte Herzog Christian Ludwig dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche zu, in dem er die Ansprüche der Stände anerkannte. Danach durfte ohne ihre Zustimmung keine ihre Privilegien berührende neue Verordnung ergehen, keine neue Steuer ausgeschrieben werden. Selbst bei den althergebrachten Steuern sollte eine jährliche Bewilligung formell erforderlich sein. Auch bei allen allgemeinen Landesgesetzen, selbst wenn sie nicht die ständischen Privilegien berührten, sollte doch zuvor das „ratsame Erachten" der Stände eingeholt werden. Genau wurde die Weise der Steuererhebung festgesetzt, auch bestimmt, daß die Kammergüter der Herzöge gleich den ritterschaftlichen zur Tragung der Staatskosten herangezogen werden sollten. Nur für das Domanium wurden Gesetzgebung und Besteuerung den Herzögen unbeschränkt überlassen. An diesen Bestimmungen änderte auch das „organische Staatsgesetz" des Großherzogs Friedrich Franz I., 1817 erlassen, nichts.

Die Stände setzten sich aus dem „Corps der Ritterschaft und der Landschaft" zusammen. Zur Ritterschaft gehörten alle mit einem Rittergute Angesessenen, gleichgültig, ob adligen oder bürgerlichen Standes; zum Corps der Landschaft die 45 Landstädte. Die Seestadt Rostock nahm daneben eine besondere Stellung ein; denn Rostock hatte sich — wie auch Wismar — ausgedehnte Selbstverwaltung und sogar manche Hoheitsrechte bewahrt. Ritter- und Landschaft gliederten sich nach dem

Herzogtume Schwerin, das den Kreis Mecklenburg bildete, und nach dem Herzogtume Güstrow, das die Kreise Wenden und Stargard umfaßte. Jeder Kreis hatte einen Erblandmarschall und jedes Herzogtum vier Landräte: diese elf Mitglieder bildeten mit einem Deputierten der Stadt Rostock das Landesdirektorium. Neben diesem stand der Engere Ausschuß, der als ständiges Kollegium die Landstände vertrat; er wurde gebildet durch je einen Landrat für jedes Herzogtum, durch je einen ritterschaftlichen Deputierten für jeden Kreis, durch je einen Deputierten der Vorderstädte Parchim, Güstrow und Neubrandenburg für die Landschaft und durch einen Deputierten der Stadt Rostock. Ritter- und Landschaft tagten in einer Versammlung; nach absoluter Stimmenmehrheit faßten sie ihre Beschlüsse. Doch stand jedem Stande jederzeit abgesonderte Beschlußfassung, was man itio in partes nannte, frei; fielen dann die Beschlüsse der beiden Stände nicht übereinstimmend aus, so kam ein Landtagsbeschluß nicht zu stande. Nur schriftlich und durch Vermittelung der Landmarschälle durften die Kommissarien der Regierung mit den Ständen verhandeln, aber nicht in den Versammlungen zugegen sein.

Abwechselnd in Sternberg und Malchin fanden diese Versammlungen der Stände statt; doch konnten auch jederzeit außerordentliche Landtage berufen werden. Gewöhnlich waren dies „Konvokationstage", zu denen nur der eine der Landesherren die Stände seines Landesteils berief. Auch unter sich hielten die Stände zuzeiten „Konvente".

Unbeschränkter Gebieter dagegen war der Großherzog in dem Domanium, welches von den 13 303 qkm Areal des Großherzogtums Schwerin mit Einschluß der 69 Kammergüter 5835 qkm mit gegen 200 000 Einwohnern umfaßte. Nahezu ebensoviel Einwohner kamen auf die Städte, sodaß auf den ritterschaftlichen Grund und Boden nur $^1/_5$ der Bewohnerzahl, aber mehr als $^2/_5$ des Areals des Landes entfielen. Auch die Stadt Wismar wurde, als sie 1803 zu Mecklenburg zurückkehrte,

nicht wieder in die Landstandschaft aufgenommen, wie denn auch das Fürstentum Ratzeburg als neue Erwerbung von dieser ausgeschlossen blieb.

Erst das letzte Jahrhundert hatte die Bevölkerung des ritterschaftlichen Gebietes so dünn gemacht, daß nicht mehr als 25 Bewohner auf 1 qkm wohnten. Aus dem Dreißigjährigen Kriege waren noch eine Menge von Bauerndörfern existenzfähig hervorgegangen. Seitdem aber nach dem Vorgange des Herrn von der Lühe, etwa seit 1730, die ertragreiche Koppelwirtschaft Holsteins auf den mecklenburgischen Rittergütern mehr und mehr Eingang fand, schwand mit dem Aufblühen der Rindviehzucht ein Bauerndorf nach dem andern hin: die Bauernäcker wurden in Weidetriften umgewandelt. Über seine Gutseingesessenen übte der ritterschaftliche Besitzer Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt. Aber die alteingesessenen Familien, wie die Hahn oder die Maltzan, übten ein mildes und fürsorgliches Regiment. Viel schlimmer waren sie auf neugekauften Gütern daran, deren Besitzer eine hohe Rente herauszuwirtschaften strebten. Zwar hatte die Aufhebung der Leibeigenschaft Befreiung von der Scholle dem ritterschaftlichen Arbeiter gebracht: aber, wenn er dem Dienstherrn kündigte, wo fand er ein anderes Unterkommen, wo „Hüsung"? Und vollends, wenn Not oder Krankheit über ihn kam, wie war dann oft die Unterkunft beschaffen, die der alte Dienstherr nach der Heimats-Gesetzgebung ihm zu gewähren verpflichtet war?! Überdies war die Zahl der bürgerlichen, meist jung eingesessenen Gutsbesitzer größer als die der adligen, vollends der altadligen: sie betrug von den 618 Gutsbesitzern des Großherzogtums etwas über die Hälfte (1846: 320 gegen 298), wenn sie auch von dem ritterschaftlichen Grund und Boden nur ein Drittel besaßen. Die Führung auf den Landtagen hatten durchaus die alteingesessenen Adligen in Händen. Dazu zählten nur diejenigen, welche schon seit 1572 im Besitze der Landstandschaft waren. Doch „recipierten" sie auch gegen hohe Gebühren fremdländische Adlige, die sich in Mecklenburg ankauften.

Günstiger waren für die ländlichen Bewohner die Verhältnisse im Domanium. Schon Friedrich Franz I. hatte damit begonnen, die Zeitpachtbauern in Erbpächter umzuwandeln; und als Pächter von Domanialgütern wurde nur zugelassen, wer seine Leute gut hielt.

Auch in den Städten spielte der Ackerbau eine große Rolle. Den Handwerker schützten Zunft- und Bannrechte; behaglich lebte er dahin, weder durch große Konkurrenz eingeengt, noch durch Fabrikbetrieb empfindlich gedrückt. Nur in den größeren Städten begann ein Großbetrieb sich zu entwickeln. Dem Handel waren die vielfachen Zölle nicht günstig; es gab allein 83 landesfürstliche Zollstellen; außerdem erhoben manche Städte, wie Rostock und Wismar, noch ihre eigene Zölle. Auch für Verbesserung der Wege war wenig geschehen; 1826 war die erste Chaussee im Lande gebaut worden. So lebten die Städter ohne viel Verkehr nach außen hin gemächlich für sich nach der Väter Weise. Selbst eine Stadt wie Rostock, deren Schiffe nach China und Indien gingen, hatte mit ihrem mecklenburgischen Hinterlande kaum Verkehr; war doch die Landstraße von Rostock über Neukloster nach Schwerin (nach amtlicher Notiz) „nur bei trockenem Wetter zu passieren.“ An Eisenbahnen vollends dachte damals noch niemand.

An den Großherzog Paul Friedrich waren während seiner Regierung große Entscheidungen von prinzipieller Bedeutung nicht herangetreten. Verstimmungen aufkommen zu lassen widersprach seinem ganzen menschenfreundlichen und lebensfrohen Wesen. Als eine Zeit ungetrübten Glückes erschien daher das kurze Lustrum, während dessen er den Thron Mecklenburgs inne gehabt. Ihn sich zum Vorbild zu nehmen, war also naturgemäß.

Der junge Großherzog begann demnach seine Regierung damit, daß er alle Hof- und Staatsbeamte bis zum untersten hinab, auch alle Spezial-Kommissarien in ihren Ämtern und Stellungen, die Erneuerung des Diensteides ihnen erlassend, bestätigte: ein Ausdruck von Vertrauen, der den besten Eindruck

im ganzen Lande machte. An der Spitze der Geschäfte standen die Minister Lützow und Levetzow. Ludwig von Lützow, Geheimratspräsident und Vorsitzender der Regierung und der Lehnkammer, war ein Mann von freundlichen Verkehrsformen und geistiger Beweglichkeit, Reformen keineswegs abgeneigt. Dagegen hielt Theodor Dietrich von Levetzow, Vorsitzender des Kammer-Kollegiums, dem die Domänen und Forsten untergeben waren, streng an dem bewährten Alten fest. Man kann nicht sagen, daß die beiden Männer sich widerstrebten; zu Reibungen kam es nie; aber Levetzow wirkte stets mäßigend auf die Unruhe Lützows ein. Beide hörte der junge Fürst an: dann erst gab er seine Entscheidung. Chef des Civil-Kabinets war Prosch, Chef des Militär-Kabinets der älteste Flügel-Adjutant Obristlieutenant von Hopffgarten. Doch holte der Großherzog in militärischen Fragen von Belang mitunter auch die Meinung des greisen General-Lieutenants von Both ein, der, nachdem er vor Jahren schon den Abschied genommen, in Ludwigslust seinen Lebensabend verlebte.

Aber der junge Fürst war weit davon entfernt, sich des eigenen Urteils zu begeben. Wie sich der Anlaß bot, ließ er von den Ministern und Räten die in Frage kommenden staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte ausführlich darlegen, sodaß er allmählich eine bis ins Einzelnste gehende Verwaltungskenntnis gewann. Und die dann gewonnene Überzeugung hielt er fest und übernahm für jede Regierungshandlung stets die Verantwortung selbst. Vertraute hatte er nicht; wohl besprach er manche Angelegenheit mit mehreren Leuten, denen er ein Urteil darin zutraute; aber am ganzen Hofe gab es keine Persönlichkeit, der er seine Gedanken und Wünsche rückhaltslos anvertraut hätte. Wohl fühlte er öfter das Verlangen danach, und Herr von Sell prophezeite ihm, wenn er diesem Verlangen nicht nachgäbe, immer größere Abgeschlossenheit: aber er ließ sich nicht umstimmen. „Es ist traurig, ja vielleicht schädlich für mich,“ meinte er, „solchem Verlangen zu widerstreben; doch es liegt in den Verhältnissen begründet.“

Da erkrankte er. Es war das erste Mal in seinem Leben. Er bekam die Masern. Wie ein Geschenk Gottes erschien ihm die Krankheit. Jetzt konnte er, wonach er inmitten des unruhevollen Lebens der letzten Monate rechte Sehnsucht gehabt, sich wieder sammeln und in der Stille des Krankenzimmers den klaren Aufblick zu Gott wiedergewinnen, den ihm der anspruchsvolle neue Lebensberuf zuzeiten doch, wie er mit Unruhe empfand, verdunkelt hatte.

Schmerzlich erschütternd klang in diesen Frieden die Kunde von dem Tode des Herzogs von Orleans hinein, der am 13. Juli auf einer Spazierfahrt ein schreckliches Ende gefunden. Wohl hatte sich die Herzogin Helene wider den Willen ihres Bruders, des Großherzogs Paul Friedrich, mit dem ältesten Sohne König Ludwig Philipps von Frankreich vermählt. Aber den jungen Großherzog Friedrich Franz verband mit „Tante Helene" die herzlichste Sympathie. Die Zeit lag noch nicht so gar weit zurück, wo er als Knabe in Ludwigslust in dem stillen Palais der verwitweten Erbgroßherzogin Auguste, in welchem auch ihre Stieftochter, die Herzogin Helene, fröhlich aufwuchs, ein häufiger Gast gewesen war. Einen ganzen Schrank voll Spielsachen hatte die Erbgroßherzogin für die Enkelkinder stets zur Verfügung gehabt, und die Herzogin Helene, voll jugendlicher Munterkeit, hatte dann immer so schön die Spiele zu leiten gewußt. Namentlich die Neigung zur Musik hatte sie, selbst sehr musikalisch, bei dem Prinzen Friedrich, der viel Sinn für Musik und ein feines musikalisches Gehör besaß, rege erhalten. Jetzt in der Blüte der Jahre war sie Witwe geworden. Sofort sandte der Großherzog Herrn von Sell nach Paris, um der Herzogin seine Teilnahme auszudrücken und sich ihr ganz zur Verfügung zu stellen.

Zu Anfang des August war der junge Fürst so weit hergestellt, daß er nach Doberan ins Seebad gehen konnte. Mutter und Schwester folgten ihm bald dorthin. Er empfand, wie der Aufenthalt belebend und aufheiternd auf ihn wirkte und fühlte

sich innerlich ganz glücklich; aber zuweilen brach doch der Schmerz über den Tod des Vaters mit plötzlicher Heftigkeit hervor und der Gedanke bedrückte ihn, wie wenig er dessen Platz auszufüllen imstande sei.

Die Einladung des Königs von Preußen, an dem Dombaufeste in Köln teilzunehmen, rief den Großherzog vom Ostseestrande fort. Er nahm sie um so lieber an, als die Hoffnung, sein geliebtes Bonn wiederzusehen, ihm damit in unerwartete Nähe gerückt war.

Erst wenige Monate waren seit jener Nacht des 4. März vergangen, in welcher er, an das Krankenlager des Vaters eilend, bei Boizenburg über die Elbe gesetzt war und den Boden Mecklenburgs ahnungslos betreten hatte. Jetzt begrüßte die Grenzstadt den jungen Landesherrn in „wahrhaft erhebender“ Weise. Am Eingange der Stadt warteten seiner die Behörden; am Triumphbogen auf dem Markte stand eine anmutige Schar junger Mädchen versammelt, in deren Namen Fräulein Crull den jungen Fürsten willkommen hieß, und selbst beim Eintritte in das Hotel Klepper begrüßte ihn nochmals eine erlesene Schar, für die, durch Schönheit ausgezeichnet, Fräulein Knaut das Wort führte. Und nach dem Festmahle geleitete die freudig aufgeregte Volksmenge ihn zu dem Dampfschiffe, auf welchem, die Elbe hinab, bis Artlenburg die Reise fortgesetzt wurde.

Über Hannover ging dann die Fahrt nach Pyrmont, wo der Großherzog als fünfjähriger Knabe einst mit seiner Mutter einige Wochen geweilt, jetzt aber doch noch manche Örtlichkeit, wie den Brunnen und die Hauptpromenade, wieder erkannte. Oberhalb Mühlheims tauchten dann die wohlbekannten Formen des Siebengebirges am Horizonte auf, und am Abend war Bonn erreicht.

Es waren herrliche Tage, die der junge Fürst jetzt in der schönen Musenstadt im Kreise der Freunde, in Obercassel, in Bornheim verlebte. In Godesberg versammelte er die Professoren um sich zum Festmahle, das in einem dankbaren

Hoch auf die „Universitas Fridericia Guilelmia rhenana“ gipfelte. Am 3. September war er in Köln.

Unter dem Staufer Friedrich II. begonnen, hatte der Bau des Kölner Doms jetzt seit drei Jahrhunderten geruht. Es war der Gedanke des jüngst ernannten Erzbischofs von Geissel, nunmehr ihn zu vollenden. Mit Wärme ging König Friedrich Wilhelm IV. darauf ein: ein Denkmal der deutschen Kraft und Einigkeit sollte ihm der vollendete Bau werden. Als ein Nationalfest erschien ihm daher die Feier der Grundsteinlegung am 4. September. Mit begeistertem Worte sprach er zu den zahlreichen Fürsten, die seiner Einladung gefolgt waren, zu der dicht gescharten, unabsehbaren Volksmenge die großen Gedanken, welche ihn bewegten, aus. Tief ergriffen fühlte sich der junge Großherzog, der dicht hinter dem Könige stand; und ein erhebender Moment war es ihm, als dann, von einem Krahn emporgewunden, der erste Stein zu dem Turme emporstieg.

Diese Stimmung war allgemein; sie klang auch noch bei dem Festmahle nach, als Erzherzog Johann von Österreich sich erhob und, nicht sehr deutlich sprechend, den später so sehr mißverstandenen Trinkspruch ausbrachte: „So lange Preußen und Österreich, so lange das ganze übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge reicht, einig sind, so lange werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge!“ Eine abendliche Fahrt auf dem Rheine gab dem Feste den würdigen Abschluß. Der Anblick der illuminierten und mit feuernden Geschützen besetzten Ufer entzückte den Großherzog, zumal als auf einem Turme ein Feuerwerk, das eine mit Leuchtkugeln feuernde und durch Gewehrfeuer gedeckte Batterie darstellte, abgebrannt wurde und aus den Fenstern des Doms ein tief dunkelroter Feuerschein erstrahlte.

An das schöne und bedeutungsvolle Kölner Fest schloß sich ein Feldmanöver des achten preußischen Armeecorps an, dem der Großherzog als Gast des Hauptquartiers beiwohnte. Ein bewegtes militärisches Treiben, dessen Mittelpunkt das Schloß

Brühl war, erfüllte die Tage, Gefechtsübungen, Fahnenweihen, Paraden, nach deren Beendigung der junge Fürst noch einmal nach Bonn zurückkehrte. Hier hielt er einen großen Empfang in der Vinea domini für die ganze höhere Gesellschaft der Stadt. Mit einem Gedichte, das A. W. von Schlegel für diese Gelegenheit gedichtet hatte, begrüßte Fräulein von Hymmen den Fürsten; dann folgte die Cour.

Den nächsten Tag — es war der 15. September, der Geburtstag des Großherzogs Paul Friedrich — verlebte der junge Fürst in stiller Zurückgezogenheit. Auf einem einsamen Morgenspaziergange nahm er Abschied von dem Siebengebirge. Doch noch einmal, war der Wunsch aller befreundeten Familien, an den erinnerungsreichen Stätten mit ihm zusammen zu sein. Gern stimmte er zu. Ein gemeinsamer Ausflug nach der Löwenburg wurde unternommen; in Königswinter wurde soupiert. Das Los entschied über die Ordnung der Plätze: Fräulein von Flotow fiel als Tischdame dem Großherzog zu. Zu Schiffe mit Gesang wurde heimgekehrt und im Mondscheine am Alten Zoll zum letzten Mal Abschied genommen. In der Frühe des 17. September verließ der Fürst Bonn.

Rheinaufwärts ging die Fahrt. Die Königin Elisabeth von Preußen hatte den jungen Großherzog zu sich nach ihrer Burg Stolzenfels bei Coblenz eingeladen. Wahrhaft erhebend war ihm der Blick von der Höhe der Burg weit über den Rhein hinaus. Er lockte ihn, nach Lahnstein überzusetzen und zu der Ruine Lahneck emporzuklimmen, deren Trümmer noch deutlich die alte Gestalt der Burg zeigen. Auch die noch ziemlich wohl erhaltene Katz wurde erstiegen. Dann ging es wieder zum Rheine hinab, wo die Pfalz inmitten des Stromes ragt. Die wunderliche Burg wurde besucht, ihr interessantes Inneres genau besichtigt und endlich nach Mainz gefahren. Viel lebhafter indessen als die alte Rheinfestung zog den Großherzog das nahe Worms an mit seiner Fülle historischer Erinnerungen. Vor dem Südportale des Doms wurde ihm der Streit der Königinnen

aus dem Nibelungenliede lebendig. und die evangelische Kirche auf dem Markte, an der Stelle erbaut, wo früher der Saal der Reichsversammlungen war, führte ihm Luthers mannhaftes Auftreten auf dem Wormser Reichstage vor die Seele. Schmerzlich dagegen war der Eindruck, den das kahle Innere des Doms in Speier auf ihn machte: in den Raubkriegen hatten die Franzosen jede Spur früheren Glanzes darin vernichtet und selbst die ehrwürdigen Kaiser-Gräber nicht verschont.

In Frankfurt sodann hatte der Großherzog den trefflichsten Führer an dem Sohne des mecklenburgischen Bundestagsgesandten, dem Legationsrate Adolf von Schack. Er hatte den um einige Jahre älteren, feingebildeten jungen Diplomaten schon im Jahre zuvor kennen gelernt, dann auf der Ferienreise an den lombardischen Seen wieder getroffen: jetzt in Frankfurt mit einander umherwandernd, wurden sie sich noch näher geführt. Noch war Schack der Überlegene, aber er konnte keinen für alles Schöne und Ideale empfänglicheren Schüler haben, als der junge Fürst es war.

Soweit war freie Neigung des Großherzogs Führerin gewesen; jetzt nahm die fürstliche Etikette ihn bei der Hand. Von Frankfurt fuhr er über Wiesbaden nach der Platte, dem tief im Walde auf dem Anstiege des Taunus gelegenen kleinen Jagdschlosse des Herzogs Adolf von Nassau, um dort die herzogliche Familie zu begrüßen. Die beiden jungen Fürsten fühlten sich bald in Sympathie zu einander hingezogen: am Nachmittage machten sie zusammen einen Pirschgang auf Hirsche, der dem Großherzog sehr interessant war, obgleich das Jagdglück ihm nicht lächeln wollte.

Durch eine freundliche, etwas bergige Gegend führte am nächsten Tage die Fahrt über die alte Bischofsstadt Würzburg nach dem anmutigen Meiningen, dann aber durch den Thüringer Wald nach Eisenach. Mächtig zog es den jungen Fürsten nach der Wartburg, an die aus Mittelalter und Reformationszeit so bedeutende Erinnerungen sich knüpfen. Mit Interesse verfolgte

er die unlängst zur Wiederherstellung der Burg begonnenen Arbeiten; aber den schönen Blick auf Berg und Ebene, den man sonst von der Höhe genießt, verhüllte ihm ein dichter Wolkenschleier.

Noch an demselben Abend langte der Großherzog über Gotha und Erfurt im Belvedere bei Weimar zum Besuche der großherzoglichen Familie an. Der Empfang im Kreise der Verwandten war der allerherzlichste. Eben schickte der Erbgroßherzog sich an, die Prinzessin Sophie der Niederlande, die im vergangenen Jahre im Haag auf den jungen mecklenburgischen Fürsten einen so freundlichen Eindruck gemacht hatte, als Gemahlin heimzuführen. Weimars Sehenswürdigkeiten und den Erinnerungen an Deutschlands größte Dichter war der nächste Tag geweiht.

Vollends in vertraute Kreise trat der Großherzog in Altenburg; denn die Gemahlin des Herzogs Georg war die rechte Schwester des Großherzogs Paul Friedrich gewesen. Jetzt waren deren Nichten, die jungen Prinzessinnen Marie, Therese und Elisabeth, herangewachsen. Viel wurde mit den Cousinen „geschwätzt", wobei der junge Fürst mit Befriedigung bemerkte, daß er zwar wohl noch immer verlegen, doch weniger als sonst es wäre. Am Abend wurde sogar getanzt.

Das letzte Ziel war Dresden. Am Abend des 1. Oktober traf der Großherzog dort ein. Sein erster Gang war, seinen Bruder, den Herzog Wilhelm, zu besuchen, der nunmehr — wie er selbst noch vor wenig Jahren — dort im Anschlusse an das Blochmannsche Institut seine Ausbildung erhielt. Im Institute selbst fand der Großherzog alles verändert; aber auch er selbst war ein anderer geworden: so empfand er an der vertrauten Stätte ein Gefühl von Fremdheit, das fast an Trauer streifte. Am Hofe dagegen herrschten die alten freundlichen Verhältnisse, in denen rasch die Besuchswoche verging. Am 9. Oktober betrat der junge Fürst wieder den Boden Mecklenburgs.

Es war vor allem die Sorge um eine würdige Ausschmückung der Ruhestätte seines Vaters, welche den Großherzog nach Schwerin führte. Sie anzuordnen war eine seiner ersten Regierungshandlungen gewesen; aber jetzt galt es die Pläne zu prüfen und die maßgebende Entscheidung zu treffen. Diese fiel dahin, daß die Heilige Bluts-Kapelle zu einer halbunterirdischen Grabkapelle für die ganze großherzogliche Familie eingerichtet und durch ein kunstvolles Broncegitter gegen das Innere des Doms abgeschlossen werden sollte. In dieses weiter als bisher vorgerückt, sollte ein neuer gotischer Hochaltar, geschmückt mit der Kreuzigung von Lenthe, errichtet und endlich drei gemalte Fenster, die Himmelfahrt, Maria und die Apostel darstellend, nach Kartons von Cornelius durch Gillmeister ausgeführt werden. Pietätsvoll bewahrte auch die Bevölkerung von Schwerin das Andenken an den Großherzog Paul Friedrich: aus freiwilligen Beiträgen errichtete sie ihm ein ehernes Standbild im Alten Garten.

Zu längerem Aufenthalte begab sich nunmehr der Großherzog nach Ludwigslust, mit einem Fackelzuge von der Bürgerschaft seiner Geburtsstadt bewillkommnet. Es war Jagdzeit und weitherum fehlte es nicht an Wild. So wurde denn fleißig dem edlen Waidwerke obgelegen, und vielfach war der junge Fürst dazu bei den benachbarten Gutsbesitzern zu Gaste. Nach einem der üblichen Jagddiners traten die Jagdgefährten an den Großherzog mit der Frage heran: was nun? sonst wäre gespielt worden. „Ja wohl!“ war die überraschende Antwort. „Ist hier wohl einer unter den Herren, der Schach spielt?“

Es war eine fröhliche Zeit. Zwar zur Strecke brachte der junge Fürst nur wenig; doch erlegte er am Martinstag im Weselheider Tannenkamp seinen ersten Fuchs. Es war vielmehr die heitere Geselligkeit und die Bewegung im Freien, was ihn bei der Jagd anzog. Aber doch empfand er das Zerstreuende; es schien ihm, als wenn sein Eifer für die Nachfolge Christi nachlasse; ja, ihm kamen Bedenken, ob die Jagd überhaupt ein

erlaubtes Vergnügen wäre. Er legte Kliefoth, der damals in Ludwigslust als Pastor wirkte, seine Besorgnisse vor; doch der machte ihm wieder Mut und tröstete ihn mit Hinweis auf 1. Timoth. 2, 4.

Am 10. November wurde die Jagdzeit abgeschlossen: der Hof kehrte nach Schwerin zurück. Unendlich vieles trat hier an den Großherzog heran; er sah, wie kostbar seine Zeit war, und suchte durch sorgfältige Einteilung zu gewinnen. Des Morgens um sechs ließ er sich wecken und begann sein Tagewerk damit, daß er einen Abschnitt aus der Bibel las; wie eine Unterredung mit Gott erschien ihm dies. Dann trug er die Erlebnisse und Eindrücke des vergangenen Tages in sein Tagebuch ein. Von sieben bis acht beschäftigte er sich eingehend mit mecklenburgischer Geschichte, nahm um acht den Finanzbericht entgegen und hörte, was Herr von Sell Wichtiges aus den Zeitungen ihm vortrug. Von neun bis zehn arbeitete er mit dem Kabinetsrat, erteilte um zehn Audienzen und begab sich dann auf die Regierung, mit den Ministern und Räten sich zu besprechen; sehr häufig blieb dann keine Zeit mehr, um zu der um elf stattfindenden Parade zu gehen. Zu Mittag war er bei der Großherzogin-Mutter. Nachmittags beschäftigte er sich in den Stunden von fünf bis sechs zusammen mit der Herzogin Luise, seiner Schwester, mit Englisch, dreimal in der Woche, zweimal übte er sich auf der Flöte, dreimal trieb er deutsche Lektüre — Eylerts Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III. las er damals — die übrige Zeit war für Aktenlesen und Briefschreiben bestimmt. Bemerkenswert ist, wie um diese Zeit auch seine Handschrift größer und fester wurde.

Die ruhige, gleichmäßige Erfüllung seines Berufes, im Vertrauen auf Gottes Hülfe mit allen Kräften angestrebt, fing damals an den jungen Regenten zu befriedigen. Niemals dachte er daran, sich für etwas Besseres als andere Menschen zu halten: seine Fürstenstellung erschien ihm stets nur als ein schweres Amt,

das Gottes Ratschluß auf seine Schultern gelegt hätte, um für Mecklenburgs Gedeihen zu wirken. Unablässig kämpfte er gegen jede Überhebung in seinem Herzen an, sorgsam sich beobachtend. „Die Eitelkeit“, sagte er, „hängt sich an eine Nadelspitze.“ Nur zu seiner Schwester, die mehr und mehr zum Verständnis seiner Empfindungen heranwuchs, klagte er wohl einmal auf einsamem Spazierritt, daß die Jugend ihm so dahinschwände. Der Mutter zeigte er die gleiche zufriedene, freundliche Miene; denn wiederholt hatte er erlebt, daß deren Schmerz um den Verlust des geliebten Gatten bei geringem Anlaß mit herzerschütternder Gewalt hervorbrach: so dünn war die Hülle der anscheinenden Ruhe. So brach sie beim Anblicke des brennenden Christbaums in einen Strom von Thränen aus; und nur schwer vermochte die willensstarke Fürstin sich wieder zu fassen. Aber auch den jungen Fürsten gab der Schmerz nicht frei; als sein Geburtstag kam und von selbst den Blick rückwärts lenkte, wurde das Weh im Herzen wieder wach: er entzog sich allen Glückwünschen durch einen Ritt in das Buchholz, und wehmütige Stimmung beherrschte am Abend den ganzen Familienkreis. Natürlich ermattete unter solchen Stimmungen die thatkräftige Frische des Handelns, bis dann das lebendige Pflichtgefühl wieder obsiegte.

Die wichtigste Frage, die den Großherzog damals bewegte, betraf die ständischen Zerwürfnisse. Mit dem Anwachsen ihrer Zahl und ihres Besitzes hatte sich das Selbstgefühl der bürgerlichen Rittergutsbesitzer gesteigert. Allein aus sehr verschiedenen Verhältnissen hervorgegangen, waren sie unter sich ohne rechten Zusammenhalt. Manche waren als Inspektoren auf adligen Gütern, als Holländer oder als Gutspächter zu ihrem Vermögen gekommen und ließen sich auch als Besitzer von Rittergütern aus alter Gewohnheit leicht noch von den adligen Besitzern imponieren. Andere Güter befanden sich im Besitze städtischer Familien; ihre Besitzer waren zum Teil früher Juristen, Offiziere oder Kaufleute gewesen, standen an Bildung dem Adel gleich und sahen in der exklusiven Stellung desselben

eine Demütigung für sich. Von diesen ging die scharfe Opposition gegen die adligen Ritter aus; ihr bedeutendster Führer war Stever auf Wustrow. Sie organisierten den Widerstand, unterwarfen sich der Leitung ihrer Führer, machten es unter sich zur Ehrenpflicht, auf den Landtagen vollzählig zu erscheinen, gründeten aus gemeinschaftlichen Beiträgen eine Oppositions-Kasse und gewannen die Rostocker Zeitung als Organ ihrer Bestrebungen.

Die am drückendsten empfundenen Vorrechte der adligen Gutsbesitzer waren der Alleinbesitz aller Landratsstellen und, abgesehen von den Vertretern der Vorderstädte und Rostocks, aller Stellen im Engeren Ausschusse, der zwischen den Landtagen die Gerechtsame der Stände wahrnahm. Dazu kam das Receptionsrecht des Adels, durch das er aus eingewanderten Edelleuten seine Reihen stets zu verstärken imstande war, und ganz besonders das Recht der Klosternutzungen.

Bei der Durchführung der Reformation in Mecklenburg waren die Klöster Dobertin, Malchow und Ribnitz der „Landschaft“ zur Nutzung überwiesen worden. Wer aber war die „Landschaft“? Die Oppositionspartei verstand darunter die gesamte Ritter- und Landschaft, während doch nur der eingesessene Adel einst zur Ausstattung der Klöster beigetragen hatte: also im Grunde nur zurückerhielt, was er einst hergegeben. Drei Jahrhunderte hindurch waren auch die Einkünfte zur Ausstattung von Stiftsstellen für unverheiratet bleibende Töchter des Adels ohne Anfechtung verwandt worden; und die Reception hatte hauptsächlich dadurch realen Wert bekommen, daß sie zur Teilnahme an diesen Kloster-Nutzungen berechtigte.

Bisher nun hatte der Adel ausschließlich auf den Landtagen die Führung und Entscheidung gehabt, wie denn auch fast nur die adlige Ritterschaft auf den Landtagen erschienen war. Durch die Vereinigung mit Strelitz, wo die Zahl der adligen Gutsbesitzer die der bürgerlichen noch erheblich überwog, behauptete er sich auch noch im Besitze der Gesamt-Majorität; aber der

organisierten und wohldisciplinierten Opposition gegenüber war doch, da es ihm selbst an straffer Organisation fehlte, seine Lage schwierig Denn nur auf die Landratsstellen besaß er ein bündig festgestelltes Recht. Und wenn auch heute sein Recht auf die Kloster-Nutzungen, nachdem urkundliche Beweise erbracht sind, nicht bezweifelt werden kann, so gingen doch damals die Ansichten der Juristen, deren Ansicht, sei es die eine, sei es die andere Partei eingeholt hatte, darüber weit auseinander. Gelang es demnach, was die Opposition mit allen Kräften anstrebte, der bürgerlichen Partei die Stimmenmehrheit im Landtage zuzuwenden, so war eine tiefgreifende Umgestaltung der Verhältnisse unvermeidlich, zumal von dem unruhigen Geiste der vierziger Jahre, wie er ganz Deutschland bewegte, die Opposition sich selbst emporgetragen fühlte.

Mit Mißbehagen beobachtete der junge Großherzog die Streitigkeiten und Reibungen im Landtage. Durch seine Vermittelung glaubte er Ausgleich und Versöhnung herbeiführen zu können. Nachdem er daher mit Strelitz sich verständigt hatte, forderte er jede der beiden Parteien auf, vier Deputierte nach Schwerin abzuordnen. Diesen wurde aufgegeben, die Beschwerden einer jeden Partei schriftlich bestimmt zu formulieren. Nun erst trat die ganze Schärfe des Gegensatzes zu Tage. Vom 28. März bis zum 4. April 1843 verhandelten die Kommissarien der beiden Großherzöge mit den ständischen Deputierten, ohne indes ein Nachgeben von einer der beiden Seiten zu erreichen. Alle Vermittelungsvorschläge wurden zurückgewiesen; auch eine persönliche Besprechung des Großherzogs mit Stever am 4. April hatte keinen Erfolg.

Mit einem solchen Ergebnis war indes der Großherzog nicht gewillt sich zu bescheiden. Ihm erschien das Verlangen der bürgerlichen Besitzer nach Zulassung zu dem Engeren Ausschusse nicht unbegründet. So richtete er denn die eindringliche Mahnung an den Landtag in Sternberg, durch rechtzeitiges Nachgeben die Veranlassung zu begründeter Aufregung weg-

zuräumen. Die Wirkung war, wie er sie wünschte: der Adel ließ den Anspruch auf alleinige Wählbarkeit in den Engeren Ausschuß fallen. Durch Erlaß vom 23. November 1843 genehmigte der Großherzog diesen Verzicht und bestätigte dafür dem Adel „als wohlbegründet“ das Receptionsrecht und das Recht der Kloster-Nutzungen. Freilich war damit nur ein Waffenstillstand geschaffen: die Opposition, bei weitem durch das Gewonnene nicht zufrieden gestellt, sah darin nur eine Ermutigung, den Kampf gegen den Adel bei geeigneter Gelegenheit wieder aufzunehmen.

Unterdessen hatte sich für den jungen Fürsten ungesucht die Gelegenheit ergeben, seinen russischen Verwandten persönlich näher zu treten. Im Mai weilte die Großfürstin Helene mit ihren Nichten, den Töchtern des Kaisers Nikolaus, in Dresden. Die Kinder ihrer Schwester Charlotte wiederzusehen, war der lang gehegte Wunsch der Großherzogin Alexandrine. Seine Mutter zu begleiten, lud die Großfürstin den Großherzog ein.

Es waren sehr angenehme Tage, die der Großherzog hier im Kreise der Verwandten verlebte. Ausflüge, die von Pillnitz in den Liebethaler Grund und auf die Bastei unternommen wurden, boten reichliche Gelegenheit, mit einander bekannter, vertrauter zu werden. Der Eindruck, den der junge Fürst machte, war ein so günstiger, daß Kaiser Nikolaus ihn zu einem Besuche in St. Petersburg einlud und die Fregatte Kamtschatka nach Wismar entsandte, den Neffen der Kaiserin als seinen Gast abzuholen.

Stürmische See störte in etwas das Behagen der Seefahrt. Indes schon nach viertägiger Fahrt ließ die Fregatte am 18. Juni vor Kronstadt die Anker fallen. Reizende Lustschlösser der kaiserlichen Familie, Oranienbaum, Peterhof, Monplaisir, Alexandrie, reihen sich um den inneren Winkel des finnischen Meerbusens; etwas weiter landeinwärts liegen höchst stattlich Gatschina und Zarskoje Selo mit dem Sommerpalast. Besuche, Ausflüge dorthin, militärische Feste ließen in dieser schönsten Zeit

des russischen Sommers, wo die Sonne nur auf wenige Stunden unter den Horizont sinkt, die Tage sehr schnell vergehen. Wiederholt wurde auch St. Petersburg besucht, das auf den Großherzog einen imposanten Eindruck machte. Jedoch die meiste Zeit lebte die kaiserliche Familie für sich mit ihren Gästen; denn auch Prinz Friedrich von Hessen, des Großherzogs Jugendfreund von Bonn her, war zum Besuche eingetroffen. Da unterhielt sich denn die junge Welt mit geselligen Spielen; es wurde getanzt, spazieren gegangen, gerudert, auch wohl etwas musiciert; täglich weilten die jungen Fürsten in der Gesellschaft der gleichalterigen Großfürstinnen Alexandra und Olga Nikolajewna, Adini und Olly — wie sie im vertrauten Kreise genannt wurden. Man kann nicht sagen, daß die Etikette am Hofe des Kaisers Nikolaus verbannt war, vielmehr wurden dem jungen Großherzoge als regierendem Herrn stets die höchsten Ehren erwiesen; aber es war doch ein warmer Ton verwandtschaftlicher Zuneigung in allem, was unternommen wurde. Den Gipfel erreichten die fröhlichen Tage, als Prinz Friedrich sich mit der Großfürstin Alexandra verlobte. Und auch der zwanzigjährige Großherzog fühlte sich „wieder jung“ geworden und hatte seine Sorgen fast vergessen. Am 19. Juli verabschiedete er sich nach dem Souper von dem kaiserlichen Hofe. Um Mitternacht jagte er, vier Pferde breit vor den Wagen gespannt, in die Nacht hinein. Er wollte nicht in Rußland gewesen sein, ohne Moskau gesehen zu haben.

Am Abend des 22. Juli war Moskau erreicht. Im Kreml, in den Zimmern der Kaiserin, war dem jungen Fürsten Quartier bereitet, von wo sein Blick frei über ganz Moskau mit seinen Hunderten grün und golden glänzender Kuppeln schweifte. Aber gewaltiger noch wurde das Panorama, als er den berühmten Glockenturm, den Iwan Welicki, erstieg. Mitten durch den Kreml ging die Scheide der Zeiten: der alte Palast mit seinen dicken Mauern, engen Treppen, niedrigen, dunklen, bunt möblierten Zimmern zeigte die altslawische Zeit, das neue Schloß mit seinen riesigen, hellen Räumen war der Ausdruck der neuen

Zeit. Sorgsam wurden die Tage ausgenutzt, um das Volkstum und die Eigenart der Stadt kennen zu lernen. Zu Fuß durchstreifte der junge Fürst beobachtend die Straßen, durchwanderte die Kaufhallen, speiste auch einmal in einer russischen Restauration. Auch mehrere Fabriken wurden eingehend besichtigt. Militärische Schauspiele wurden dem Großherzoge zu Ehren veranstaltet, auch eine Gondelfahrt auf der Moskwa und Ausflüge in die Umgegend unternommen. Bei einem solchen nach Melnitza zum Fürsten Gallizin entdeckte er einen Mecklenburger aus Teterow, der als Gärtner in den Diensten des Fürsten stand.

Bei rollendem Donner, als die Nacht schon hereingebrochen war, verließ der Großherzog am 26. Juli Moskau. In rasendem Galopp, während die Blitze die Straße erleuchteten, ging die Fahrt westwärts. Am Morgen war Borodino erreicht, wo zur genauen Besichtigung des Schlachtfeldes eine Rast gemacht wurde. Auch in Smolensk verweilte er, das Schlachtfeld zu besuchen. Durch Polen ging die Fahrt dann weiter, über Küstrin und Stettin durch Vorpommern: festlich begrüßten am 6. August die Bewohner von Ribnitz den heimgekehrten Landesherrn. Wohl hatte die Reise des Anregenden und innerlich Wohlthuenden unendlich viel geboten, aber doch war er froh, wieder im Vaterlande sich zu wissen.

Gar manches harrte hier der Entscheidung des Landesherrn; aber nichts war von weittragenderer Wichtigkeit, als daß die Eisenbahn-Frage, nachdem er durch persönliches Eingreifen sie in Fluß gebracht, in seiner Abwesenheit wieder auf Schwierigkeiten gestoßen war.

Im November 1841 war in Berlin von allen beteiligten Staaten eine Konvention zum Baue einer Eisenbahn von Berlin nach Hamburg abgeschlossen worden, doch war für den Abschluß der Kontrakte nur die Frist eines Jahres vorgesehen. Das war für Mecklenburg eine Frage von ganz besonderer Wichtigkeit; denn dadurch gewann das Land kurze Fahrt und billige Fracht

nach Hamburg wie nach Berlin. Allein die Zeichnungen erfolgten nur so spärlich, daß Preußen die Übernahme einer Zinsgarantie ablehnte und überdies der Linie Hamburg-Magdeburg den Vorzug gab. So ging das Jahr ungenutzt dahin. Da, voll Sorge, Mecklenburg die Bahn zu sichern, wandte sich der Großherzog direkt an seinen königlichen Oheim in Berlin und erreichte wenigstens so viel, daß die Frist um ein halbes Jahr verlängert wurde.

Jetzt nun galt es, Preußen dahin zu bringen, daß es sich definitiv für die rechtselbische Linie, das Projekt Hamburg-Magdeburg aufgebend, entscheide. Lützow begab sich daher nach Berlin, um bei den maßgebenden Persönlichkeiten dort diese Entscheidung durchzusetzen. Allein nirgends drang er durch. Da reiste denn der Großherzog selbst nach Sanssouci zum Könige — und Preußen entschied sich, wie er es wünschte. Jetzt kamen die Zeichnungen auf Aktien in guten Fluß, und es war zu erwarten, daß auch die mecklenburgischen Stände den auf Mecklenburg entfallenden Beitrag von $4^1/_2$ Millionen Mark, obgleich man im Lande von einer Rentabilität der Bahn sich nur wenig versprach, jetzt bewilligen würde. Der Großherzog berief einen Konvokationstag nach Schwerin. In feierlicher Weise eröffnete er ihn am 7. Juni im Weißen Saale des Schlosses. Es war das erste Mal, daß er als Fürst vom Throne herab sprach. Die Proposition wurde verlesen: der Landmarschall antwortete.

Allein die günstige Erwartung erwies sich als irrig; die Mehrzahl der versammelten Landboten war dem Eisenbahnbau abgeneigt. Doch klärten sich in fünftägigen Verhandlungen die Ansichten und die Vorstellungen des Großherzogs selbst waren so wirkungsvoll, daß bei der Schlußabstimmung am 12. Juni 135 Stimmen für die großherzogliche Proposition, und nur 17 dagegen abgegeben wurden. Die Eisenbahn schien damit für Mecklenburg gesichert, und ruhigen Herzens bestieg zwei Tage später der junge Fürst die Kamtschatka. Noch im Juni traten

in Schwerin die Aktionäre der Berlin-Hamburger Bahn zu ihrer ersten General-Versammlung zusammen.

Indes noch war der Großherzog nicht aus Rußland zurückgekehrt, als schon wieder eine neue Schwierigkeit den Bahnbau hemmte: Dänemark verlangte, daß die Bahn über Lauenburg gehen solle, eine Ablenkung, welche die Kosten des Baues empfindlich steigern mußte. Wiederum war es Mecklenburg, dessen eindringende Vorstellungen endlich doch Dänemark zum Aufgeben seines Verlangen bestimmten. Im Frühjahr 1844 wurde dann mit dem Bau der Bahn auf mecklenburgischem Boden begonnen und am 15. Dezember 1846 wurde die Linie dem Verkehre übergeben.

Schon auf dem Konvokationstage hatte der Großherzog den Ständen die Zusicherung erteilt, daß es ins Auge gefaßt werden würde, die Berlin-Hamburger Bahn durch Seitenlinien von Hagenow über Schwerin nach Wismar und Rostock für das Land recht nutzbar zu machen. 1844 wurde gleich Hand an das Werk gelegt. Die Stände bewilligten eine Summe von $1^1/_2$ Millionen Mark zum Bau der Seitenlinie Hagenow-Schwerin, welche denn auch 1847 eröffnet wurde. Schwerin-Wismar folgte 1848 und 1850 auch Schwerin-Rostock; dann aber trat eine Pause von mehr als einem Jahrzehnte ein, bis auch das Binnenland durch weitere Bahnbauten dem Verkehre erschlossen wurde.



Sechstes Kapitel.

Nach dem Süden!

„Fritz will Professor werden!“ meinte scherzend Großherzog Paul Friedrich, als er sah und hörte, mit wie rastlosem Eifer sein Erstgeborener seine Studien trieb und dabei auch Wissensgebieten sein lebendiges Interesse zuwandte, die jungen Prinzen meist fremd zu bleiben pflegen. Indes jetzt ließen die Regierungsgeschäfte dem jungen Großherzoge Friedrich Franz keine Zeit, seine Studien zu pflegen; so sehnte er sich denn nach einer Zeit, wo er ihnen sich einmal wieder freier hingeben könnte. Der Plan einer ausgedehnten Reise nach dem Süden wurde entworfen und mit dem Beginne des Jahres 1844, als die Verhältnisse Mecklenburgs eine längere Abwesenheit des Landesherrn zu gestatten schienen, zur Ausführung gebracht.

Sorgfältig, wie in allem, bereitete der Großherzog sich darauf vor. Denn ihm galt eine solche Reise als ein Bildungsmittel, seinen geistigen Horizont zu erweitern, durch Kenntnisse sein Urteil zu schärfen. Voll feiner Empfindung für landschaftliche Schönheit, voll warmen Gefühles für Poesie, sah er darin zugleich einen Genuß edelster Art. Auch die Pausen wurden sorgsam ausgenutzt; Bücher, die zu lesen er die Zeit nicht hatte finden können, wurden eingepackt und mitgenommen. Im Reisewagen und auf den Dampfschiffen hat er Rankes Päpste und Fürsten und Völker von Südeuropa gelesen. Auch die Gedichte Byrons und Victor Hugos begleiteten ihn; denn vorzügliche moderne Werke in ihrer Ursprache lesen zu können, war ihm

für das Erlernen fremder Sprachen wichtiger als der praktische Gebrauch. Manche Oden Victor Hugos, auch einzelne Gedichte von Byron lernte er zu seinem Vergnügen wohl unterwegs auswendig. Müßig umherzuflanieren oder in Kaffeehäusern herumzusitzen, war ihm widerwärtig: jeder Stunde gab er ihre zweckmäßige Verwendung.

Mit Parade und Cour, wie üblich, wurde der Eintritt in das neue Jahr gefeiert: am nächsten Morgen brach der Großherzog nach dem Süden auf. Ihn begleiteten sein Flügel-Adjutant Hauptmann von Zülow und zufolge besonderer Einladung der Legations-Sekretär Adolf von Schack, der treffliche Sprach- und Kunstkenner. Reisemarschall war der Obristlieutenant von Sell.

Über Ludwigslust, der Erbgroßherzogin Auguste Lebewohl zu sagen, ging die Reise nach Berlin. Abends am Theetische erzählte der Großherzog dem Könige von dem Gedanken, der seit seiner Thronbesteigung ihn beschäftigte, das Schweriner Schloß in großem Stile zur Vollendung zu führen: worauf der König, wie er gern that, alsbald eine architektonische Skizze auf das Papier warf. Auch Alexander von Humboldt war zugegen, liebenswürdig und sarkastisch, wie immer.

In Dresden galt der Besuch des Großherzogs ebenso sehr der befreundeten Königsfamilie wie dem Blochmannschen Institute, in dem er sich alle Zöglinge aus Mecklenburg vorstellen ließ. In Prag war ihm noch alles von einer früheren Reise her vertraut, die er als 15jähriger Prinz von Dresden aus dorthin mit seinem Gouverneur unternommen hatte. Erst in Wien wurde ein längerer Aufenthalt gemacht (9.—27. Januar).

Die Kaiserstadt an der Donau war dem Großherzoge noch neu; mit höchstem Interesse widmete er sich ihren reichen historischen und Kunstschätzen. Auch den Stefansturm, die Umgegend zu erfassen, bestieg er; nur er allein war schmächtig genug, die Wendeltreppe bis zur Rosette zu ersteigen, fand aber dann die nach außen führende Klappe zu seinem großen Bedauern

verschlossen. Die Abende brachte er großenteils bei dem Fürsten Metternich zu, dessen Schwager, Graf Zichy, zur Dienstleistung bei ihm kommandiert war. Die klare Ruhe des greisen Fürsten imponierte dem jungen Herrscher, während anderseits in Metternichs Verbindlichkeit und gefälligen Formen viel Gewinnendes lag. Das Gebiet der Politik indes wurde von keiner von beiden Seiten berührt.

Bei Hofe drängten sich in der gesellschaftlichen Hochsaison die Festlichkeiten. Sie machten den Großherzog mit den Hofkreisen wie mit einer Anzahl österreichischer und ungarischer Magnaten bekannt. Kaiser Ferdinand selbst, obgleich frischer, als der Großherzog ihn sich vorgestellt hatte, nahm jedoch in der Regel an diesen rauschenden Festen nicht Teil.

Die Weiterfahrt an der Donau hinauf über Linz nach Salzburg führte den Großherzog wieder in ein bekanntes Gelände. Durch den hohen Schnee im Gebirge aufgehalten, langte er erst spät am Abend in Salzburg an; aber die lebhafte Erinnerung zog ihn noch hinaus nach dem Felsenthor. Im Mondschein stieg er an der Felswand ein Stück empor, um in die Reitbahn und den alten Kirchhof hineinsehen zu können.

Im Schneegestöber ging es am andern Tage weiter nach München. Sicher gehörte König Ludwig I. damals zu den bestverleumdeten Persönlichkeiten Deutschlands; allein was er voll reiner Begeisterung für die Kunst gethan, bleibt ihm als unvergänglicher Ruhmestitel. Einen Tag widmete der Großherzog der Glyptothek, einen andern der (alten) Pinakothek, einen dritten der Leuchtenbergschen Galerie.

Schwierig gestaltete sich die Weiterfahrt: in Partenkirchen mußten die Wagen auf Schlitten gesetzt werden, um nur vorwärts zu kommen. Schritt für Schritt ging es über die Scharnitz; dann wieder versperrte eine Lawine, die an der Zirl zu Thal gegangen, die Paßstraße. Endlich war das Innthal gewonnen. Bald aber lenkte der Weg in die Brennerstraße ab;

von der Sonne beleuchtet, mit seinem Hintergrunde von Felsen, alles im schimmerndsten Winterschmucke, sahen die Reisenden in der Tiefe hinter sich Innsbruck liegen: ein großartiges Bild, bis die heraufsteigende Nacht es auslöschte.

Lebhaft bewegte den jungen Fürsten, als es nun auf der Brennerstraße an tiefen Abgründen hin und dann das sich ausweitende Etschthal hinab ging, die Fülle der historischen Erinnerungen des Weges an Andreas Hofer, die Kämpfe der Sachsen, das Tridentiner Konzil, die Veroneser Klause, die raudischen Felder. Auch Verona bot des Interessanten gar viel: die Alpen traten zurück, man war in Italien.

Von Padua war die Eisenbahn erst bis Mestre vollendet. Der Großherzog war sehr zufrieden damit: denn der Königin der Meere, meinte er, müsse man nur zu Schiffe sich nahen. So wurde denn ein Schiff zur Fahrt nach Venedig gemietet. Voll tiefer Erregung sah der junge Fürst wieder die Kuppeln der Stadt auftauchen. Durch den ganzen Canale grande ging die Fahrt; erst an der Riva de' Schiavoni legte das Schiff an. Von innerer Sehnsucht getrieben, stürmte er mit Schack gleich nach dem Markus-Platze und trat, wie von Begeisterung erhoben, hinein in das feierliche Dunkel der Markus-Kirche. Den Rest des Tages streiften sie beide mit einander allenthalben umher und ergötzten sich an dem eigenartigen Treiben der Stadt und an ihren eigenen Erinnerungen an frühere Tage. Doch nur ein weiterer Tag wurde der herrlichen Lagunenstadt gewidmet, da die Absicht war, in Rom zum Karneval rechtzeitig einzutreffen.

Im Regen wurde Abschied von Venedig genommen. Auf einer Fähre überschritten die Reisenden den Po; dann ging es über den Apennin und bald lag in hellem Sonnenscheine Florenz zu ihren Füßen. Ungeduldig nahm sich der junge Fürst kaum die Zeit etwas zu essen; denn zu den Uffizien und zum Palazzo Pitti zog es ihn. Lange stand er vor Raffaels Madonna della Seggiola, tief ergriffen von dem wunderbar

milden Blick, den die heilige Jungfrau auf den Beschauer richtet. Und von neuem entzückte ihn der Blick von San Miniato herab auf „Firenze la bella".

Unter strömendem Regen ging von Florenz die Fahrt das Arno-Thal hinauf nach Camuschia, das erst nach Einbruch der Nacht erreicht wurde. Jedoch mit dem ersten Morgengrauen saß der Großherzog schon wieder im Wagen. Das Wetter erhellte sich und die Sonne ging auf, als der trasimenische See vor den Augen der Reisenden lag. Eine Strecke Weges führte die Straße an dem Ufer hin — allen wurde Hannibals Sieg lebendig — bis sie in ein Seitenthal, den Übergang zum Tiber-Thale zu gewinnen, abbog.

Ein wunderbares Bild thut sich beim Eintritt in die Tiber-Niederung auf: im Umkreis, auf steilen Felsen malerisch emporstrebend, erheben sich Perusia, Assisi, Foligno über das Thal. Hier erst empfand der junge Fürst den ganzen Zauber Italiens; alle in der Kindheit empfangenen Eindrücke aus dem Altertume stiegen in ihm auf; jetzt glaubte er die deutschen Kaiser zu verstehen, die das edelste Blut ihres Reiches um Italien vergießen konnten.

Der nächste Tag führte den Großherzog durch eine enge Schlucht in das herrliche Thal der Nera hinein, in dem Terni liegt. Ein schöner Felspfad, von dem man die ganze reiche Gegend überblickte, leitete ihn zu dem Falle des Velino, der an Höhe und malerischer Form alles übertraf, was der junge Fürst bisher gesehen. Dreißig Meter tief stürzt das Wasser hinab; dann, gleichsam entsetzt über die Tiefe des Sturzes, stäubt es empor, um mit neuer Gewalt noch tiefer in das Bett der Nera hinabzustürzen. Von der Höhe von Narni, die erstiegen wurde, bot sich ein herrlicher Rückblick auf die ganze Gegend von Terni; und ganz aus der Ferne schimmerte der Soracte, das Wahrzeichen der Campagna, herüber.

Nun blieb das Gebirge zurück; durch die hügelige, unbebaute Campagna ging die Fahrt auf Rom zu, dessen Peters-

kuppel bald am Horizonte auftauchte. In La Herta erwartete nach Verabredung der Erbprinz Leopold von Lippe den Großherzog; über den Ponte Molle hielten die Bonner Freunde in Rom ihren Einzug (am 16. Februar).

Wie ein Traum war es dem jungen Herrscher, in Rom zu sein. Voll Sehnsucht strebte er, gleich alles Große zu erfassen. Nicht vor der Wohnung, die für ihn an der Piazza del Popolo unter dem Monte Pincio gemietet war, durfte der Reisewagen halten: sofort nach der Peterskirche zu fahren, erhielt er den Befehl. Hier erst vor St. Peter stieg der Großherzog mit dem Erbprinzen aus, um vor allem die gewaltige Kathedrale zu sehen. In dem Augenblicke fuhr der Papst vorüber: die jungen Wanderer grüßten, und segnend erhob er die Hand über sie. So stiegen sie die breite Treppe empor und traten ein in den Riesenbau. Die Verhältnisse desselben sind so gewaltig, daß der erste Eindruck, den der Großherzog empfing, der des Staunens war; aber er hatte doch die Empfindung, daß St. Peter, wenn er gotisch wäre, die erste Kirche auf Erden sein würde.

Nun erst gingen die fürstlichen Freunde über den Corso nach der Wohnung des Großherzogs. Aber ungeduldig drängte dieser weiter. Nach einer halben Stunde sehen wir sie schon wieder den Corso, die Hauptstraße des modernen Rom, hinaufwandern: das Kapitol wird besucht, das alte Forum, der Titus-Bogen, das Kolosseum, auf dem Rückwege das Trajans-Forum mit der Trajans-Säule. Nun erst, am Abend sagte der Großherzog befriedigt: „Ich bin also in Rom!“

Am nächsten Tage begann der Karneval mit einer Parade der päpstlichen Truppen; denn damals regierte der Papst noch als Souverän den Kirchenstaat. Der Corso ist der Schauplatz des Carnevals. Alle Balkone sind buntgeschmückt und mit Damen dicht besetzt; unten auf der Straße wogt die fröhliche Menge. Dann fährt eine doppelte Wagenreihe in die Straße hinein und der Kampf mit den Balkonen beginnt. Blumensträuße und Confetti (Gipskügelchen) sind die Geschosse.

Heiter mischte sich der junge Fürst mit dem Erbprinzen in das Treiben, das in kleinen Scenen des Ergötzlichen so viel bot, bis die Wagen abfuhren und die Barberi, Pferde ohne Sattel und Zügel, durch die zu den Seiten dicht gedrängt harrende Volksmenge die Straße entlang dahinrasten.

Unverändert wiederholte an den beiden letzten Karnevalstagen sich die Lustbarkeit, die mit der Mitternachtsstunde der Fastnacht endigt. Am Montage fuhr der Großherzog mit dem Erbprinzen in der Wagenreihe mit, reichlich Bouquets und Confetti zu den Balkonen hinauf versendend. Am Dienstag aber begnügte er sich damit, das Rennen der Barberi noch einmal mit anzusehen und den Kampf der Moccoli mitzumachen. Dann trägt jeder ein brennendes Licht an einem Stabe in der Hand; wer es sich auslöschen läßt, über den fällt die Menge mit Geschrei her. Tausende von Lichtern gaukeln dann mit dem Beginne der Nacht in dem Corso umher: ein lustiges Bild aus der Ferne. Auch die beiden Fürsten mischten sich, ihre Lichter in der Hand, in das Gewoge, aber der junge Großherzog hatte Unglück: trotz verzweifelter Verteidigung wurde ihm sein Licht ausgelöscht, und er flüchtete sich vor dem Toben der Menge auf den Balkon eines befreundeten Hauses, von dem die lichterfüllte Straße einen noch schöneren und viel ruhigeren Anblick gewährte.

„Rom ist eine Welt!“ sagen die Römer nicht mit Unrecht. Bis zum 12. März weilte der Großherzog in der Ewigen Stadt; aber nur schwer reichte die Zeit, um die unendliche Fülle herrlicher Kunstwerke des Altertums, hochbedeutender Kirchenbauten, wundervoller Gemälde moderner Meister unter der Anleitung sachverständiger Führer zu sehen und zu genießen. Die Marmor-Statuen des vatikanischen Museums betrachtete er (nach Goethes Vorgang) bei Fackelschein, und gewann so einen noch lebensvolleren Eindruck von ihnen. Einen großen Genuß gewährte es ihm auch, die Kuppel von St. Peter bis in die Kugel zu ersteigen: nun lag ganz Rom wie ein Gemälde zu

seinen Füßen und fern am westlichen Horizonte schimmerte blau das Meer. Sehr lohnend war auch der Ausflug nach Tivoli, als den auf Eseln berittenen Besuchern zuerst an grüner Felswand lustige, kleine Rinnsale, zuletzt, aus ihrem Felsenthor hervorschäumend, die Kaskade des Anio entgegentrat.

In Begleitung des Erbprinzen von Lippe machte der Großherzog dem Papste seinen Besuch. Gregor XVI. war ein behaglicher alter Herr, aber doch von einem starken Bewußtsein der päpstlichen Machtstellung erfüllt. Man sprach daher lieber von mathematischen und astronomischen Dingen, den Lieblings-Wissenschaften des Papstes, bis der Großherzog sich erhob.

Von Rom ging es nach Neapel. Aber schon in Albano wurde der erste Halt gemacht. Zu Pferde wurde der herrliche See von Albano bis Castel Gandolfo, der Villa des Papstes, besucht und dann auch dem Spiegel der Diana, dem See von Nemi, ein Besuch abgestattet. Im frischen Frühlingsgrün lag bei der Weiterfahrt die Campagna, von breit gehörnten Büffelherden belebt, da. Aber wahrhaft zauberisch wurde das Bild, als man am Kap der Circe vorüber zu der auf hohem Felsen ragenden Burg des Theodorich gelangte. Zur Seite schäumte das Meer. Dann bog die Straße wieder landeinwärts, bis sie von neuem bei Molo di Gaeta an das Meer herantrat. Alle Pracht des Südens that sich hier auf, und im Hintergrunde über das Meer weg erhob sich die weiße Rauchsäule des Vesuv. Durch die blühenden Fluren von Kampanien, vorbei an dem freundlichen Capua führte nun in wenigen Stunden die Fahrt nach Neapel. Mit Spannung hatte der Großherzog den Vesuv immer näher rücken sehen; denn von Neapel erwartete er viel. Wie er aber jetzt die Strada nuova in Neapel hineinfuhr und der Vesuv, das Meer, Neapel und in der Ferne Capri vor ihm lag, fühlte er seine Erwartung weit übertroffen: ihm schien Neapel der schönste Fleck auf Erden, den er je erblickt; und zu dem Schöpfer, der solche Herrlichkeit geschaffen, erhob sich sein Herz.

Im Zimmer litt es den jungen Fürsten nicht: er stieg hinab nach St. Lucia, dem Markt am Meer, und wanderte dann weiter die herrliche Promenade an der Chiaja. Auch am nächsten Morgen war er schon so früh hinaus, daß Capri noch im Morgendufte halb verschleiert dalag. Als die Sonne sich hob, stieg er hinauf nach San Martino. Nun lag, von blauem Duft umflossen, das himmelblaue Meer umkränzend, Neapel unter ihm, während im Hintergrunde der qualmende Vesuv sich erhob. Überzeugt stimmte er dem Sprichwort zu, daß Neapel ein vom Himmel gefallenes Stück des Paradieses wäre. Nachmittags wanderte er mit den Gefährten nach Camaldoli hinauf, das man „den schönsten Ort auf Erden“ nennt. Ein weites Panorama thut sich von der Höhe des Klostergartens auf, das, den ganzen Golf umfassend, an Schönheit seinesgleichen sucht.

Nun wurde die Stadt durchwandert, auf der Piazza del Mercato des unglücklichen Staufers Conradin wie auch des Fischers Masaniello gedacht und Ausflüge unternommen nach dem Posilippo, dem Averner See, der lieblichen Bucht von Bajä, den Ruinen von Cumä, dem Kap Misenum, das einen herrlichen Blick auf Ischia, Capri, Sorrent und den die Landschaft beherrschenden Vesuv darbietet. Zugleich wurden der königlichen Familie die üblichen Besuche gemacht und wiederholt das bourbonische Museum besucht, dessen farnesischer Herakles dem Großherzoge einen sehr bedeutenden Eindruck machte.

Die Besichtigung der pompejanischen Sammlungen des Museums war zudem eine zweckmäßige Vorbereitung auf den Besuch von Pompeji, der am 20. März unternommen wurde. Sehr lebhaft interessierte den Fürsten die wieder zum Tage erstandene Stadt; allenthalben in ihren stillen Straßen und Häusern wanderte er umher und beobachtete aufmerksam die Aufdeckung eines Hauses, mit der die Arbeiter grade beschäftigt waren. Dem Großherzog zu Ehren erhielt es den Namen „Casa del Granduca“, doch enthielt es leider keine besonderen Schätze.

Das rechte Wahrzeichen von Neapel ist der Vesuv. Am 23. März wurde er erstiegen. In Resina stieg der Großherzog mit seiner Begleitung zu Pferde und ritt über alte Lavaströme den Bergeshang empor bis zum Fuße des Aschenkegels. Mühsam mußte dieser, da der Fuß nirgends festen Halt findet, zu Fuße erklommen werden, bis endlich über noch warme Asche der Kraterrand erreicht war. In dem großen Trichter des Kraters erhob sich, aus noch dampfender Lava geformt, ein Kegel, der aus drei Öffnungen von Zeit zu Zeit mit donnerähnlichem Getöse Dampf und glühendrote Steinbrocken senkrecht in die Höhe auswarf. In der warmen Asche rutschte der Großherzog in den Krater hinab und erstieg dann die Spitze des Kegels, der, wie entrüstet über solche Kühnheit, eine ganze Garbe von glühenden Steinen an die dreißig Meter hoch emporschleuderte. Von der Spitze eröffnete sich ein Blick hinein in den Höllenpfuhl, in dem in wallendem Schwefeldampfe die Funken stoben. Befriedigt suchte man den Rückweg. In Schwefeldampf gehüllt, erkletterte die Gesellschaft an einer sehr steilen Stelle den Kraterrand und lagerte sich dann, oben sich ausruhend, auf den warmen Boden und beobachtete das Toben des Vulkans. Leicht war der Abstieg. Springend und gleitend gelangte man in acht Minuten an den Fuß der 500 Meter hohen Aschenwand, zugleich den schönen Blick auf Neapel genießend, und bestieg nun wieder die wartenden Pferde, ein jeder höchst befriedigt, aber bis zur Unkenntlichkeit grau eingestaubt.

Den Südrand des Golfes von Neapel bildet eine lang und schmal in das Meer vortretende Halbinsel, als deren Vorposten Capri erscheint. Von weltberühmter Schönheit sind ihre Felsküsten. Bis zuletzt hatte daher der Großherzog sie sich, die Effekte zu steigern, aufgespart. Herrlich war an der Nordküste die Fahrt von Castellamare nach Sorrent. Hohe Felsufer, mit Oliven und Orangen bewachsen, senkten sich steil in die blaue Flut, die in lieblichen, üppig grünenden Buchten in die Küste eindrang. Gegenüber entstieg rauchumkränzt der Vesuv dem

Meere und in der Ferne trat keck mit seinen Inseln Kap Misenum hervor. In Tassos Hause in Sorrent nahm der Großherzog Wohnung. Dort saß er mit Schack auf den Felsen am Meere und lauschte, wie dieser ihm einige Canzonen von Tasso und Petrarca vorlas. So mächtig war der Eindruck der Verse, daß der junge Fürst selbst das Buch nahm und die Oden Petrarcas an Italien und an Stefano Colonna auswendig lernte, um nachher sie selber frei zu recitieren. Was er aber einmal gelernt, vergaß er nie wieder.

Eine Barke wurde gemietet, nach Capri hinüber zu fahren; aber die Fahrt wurde lang, da das Meer bewegt war und nur gerudert werden konnte. Endlich wurde unter dem Felsen des Tiberius gelandet und nun zu den Trümmern des alten Kaiserpalastes hinaufgestiegen. Immer schöner wurde, je höher man kam, der Rundblick, bis zuletzt in einem Bilde die Insel, das Kap Campanella und jenseits der Meerbusen von Salerno vor Augen lag. Eine merkwürdige Scene, als in einem der alten, verfallenen Kaisergemächer zwei Fischermädchen von der Insel die Tarantella tanzten! Leicht war am Abend, da der Wind günstig war, die Rückfahrt.

Ein heftiges Gewitter machte es unmöglich, quer über den Rücken der Halbinsel nach Salerno zu gehen. Nur über Castellamare war der Weg fahrbar. Reizend liegt Salerno in ganz südliche Vegetation eingebettet am Meere; aber ganz einzig schön war der Weg nach Amalfi, den der junge Fürst mit seinen Begleitern in fünf Stunden starken Schrittes zurücklegte. An steilen, üppig bewachsenen Felswänden führte er hin; unten schäumte das azurblaue Meer gegen die Ufer, und der Blick schweifte bald hinauf zu den alten Sarazenentürmen, die auf jedem Felsvorsprunge sich erhoben, bald hinab zu den malerischen Fischerdörfern an engen Buchten, in die in schattiger Ruhe kleine Bäche niederrauschten. Zu dem Garten des Franciskanerklosters über Amalfi stieg man empor; denn erst von der Höhe offenbart sich der ganze Reiz der schönsten Landschaft Italiens.

Tief ergriffen von dem Eindrucke las der Großherzog hier an Ort und Stelle Platens schönes Gedicht Amalfi, wie er dessen Fischer von Capri dort auf der Insel gelesen hatte; das Buch war jetzt sein steter Begleiter.

In fruchtbarer Küstenebene ging es längs des Meeres von Salerno nach Pästum. Hier ragen in einsamer Flur die alten Griechen-Tempel, von denen der Poseidon-Tempel in der günstigen Beleuchtung durch die Harmonie seiner Verhältnisse auf den jungen, empfänglichen Fürsten einen bedeutenden Eindruck machte, den er „mit bewußter Freude" auf sich wirken ließ.

Darüber war denn unvermerkt die Charwoche herangekommen. Ostern in Rom zu feiern, verließ der Großherzog am 2. April Neapel. Er sah auf dem riesigen Petersplatze am Gründonnerstag den Papst der unabsehbaren Volksmenge den Segen spenden, hörte in der Sixtina am Charfreitag das ergreifende Miserere, wohnte am Oster-Sonntage der Hochmesse des Papstes in St. Peter bei und sah am Abend die Kuppelbeleuchtung und am folgenden Tage die Girandola. Dann verabschiedete er sich von dem Papste und kehrte unverweilt nach Neapel zurück, um dort nach Sizilien zu Schiffe zu gehen.

Wundervoll war es, wie bei der Meeresfahrt Neapel allmählich hinabsank und die Berge des Innern mehr und mehr hervortraten, bis endlich am Abend nur noch Luft und Meer das Schiff umfing. Lange saß beim Sternenscheine der Großherzog auf Deck, zwei müde Schwalben beschützend, die das Schiff zur Nachtruhe gewählt hatten. Als die Sonne aufging, fielen ihre Strahlen schon auf Siziliens Küste; bald zeigte sich der Monte Pelegrino, an dessen Fuße Palermo liegt.

Die herrliche Landschaft machte den Aufenthalt in Palermo sehr genußreich. Ein Ritt durch die Insel, die Überreste aus dem Altertume kennen zu lernen, schloß sich daran. Westwärts ging es über Catalafimi zum Eryx-Berge, dann über die Stätte von Segesta und Selinunt nach Girgenti. Mit guter Laune wurden die Leiden sizilianischer Wirtshäuser ertragen, in deren

Erdgeschoß die Maultiere der Gäste untergebracht wurden, während das kahle Gastzimmer als Ruhestatt nur den Fußboden bot und überdies Ungeziefer durch kecken Massenangriff die nächtliche Ruhe störte. Auch die Verpflegung war sehr schwankend; mitunter war das einzige, das die Wirtshäuser zu bieten vermochten, Brot und Käse. Hin und wieder verlor auch das eine oder andere Maultier unterwegs die gute Laune und warf dann unversehens, störrisch und bockend, seinen Reiter ab: was allemal das Signal zu ausgelassener Heiterkeit war. In Caltanisetta begegnete es auch dem Großherzoge, obgleich er in dichtes Inkognito sich hüllte, daß er für den König von Bayern gehalten wurde. Ehrenbezeugungen, die den jungen Fürsten noch unangenehmer berührt hätten, wären sie nicht so komisch gewesen, waren die Folge.

Doch das alles waren kleine Dinge, reichlich aufgewogen durch den hohen Genuß, den die Reise dem Großherzoge gewährte. Lange saß er bei Girgenti auf einem Säulenknaufe des Juno-Tempels auf der Höhe. Mächtig ergriff ihn der Anblick der alten Tempel, die hier noch teilweis aufrecht stehen: das Schicksal des alten Akragos trat ihm vor die Seele; dann schweifte sein Blick zu der neuen Stadt hinüber, von der ein Orangenduft heranwehte, und hinab über das blaue, endlose Meer. Wie Andacht überkam es ihn: Gott über alles! war sein Gelübde.

Hinter Girgenti wurde das Wetter durch Wind und Regen unfreundlich; der Ätna, dem man zustrebte, hüllte sich in dichte Wolken. Unter Sturm und Regengüssen, als wenn man an einem November-Abend durch eine norddeutsche Heide reitet, wurde erst im Dunkeln Nicolosi, von wo der Aufstieg zu beginnen pflegt, erreicht. Auch der Morgen ließ sich nicht besser an. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, die Bergbesteigung bis zur Rückfahrt zu verschieben und jetzt Catania am Meeresstrand sich zuzuwenden. Aus dem Winter des unwirtlichen Gebirges führte ein Tagesritt in den lachenden Sommer der Küste, und ein

kleiner Einmaster trug dann den Großherzog nach Syrakus südwärts. Wie wurde hier die alte Zeit ihm lebendig, als die Athener hier kämpften, als Dionysius hier finster waltete! Und der Cyane-Bach vollends mit seinen Papyrusstauden, über die sich zuweilen am wolkenlosen Himmel eine schlanke Palme neigte, versetzte ihn ganz in den Orient.

Und nach dem Orient stand sein Sinn! Auf dem kleinen Dampfer Marie Christine machte der Großherzog die Überfahrt von Sizilien nach Malta und ging dort an Bord des Perikles. Um die Südspitze Griechenlands herum nach Syra nahm das stolze Schiff seinen Kurs, von Möven umflattert und von Delphinen umspielt, dann von der kleinen Griechen-Insel nach Smyrna. Den kurzen Aufenthalt in der Türkenstadt benutzte der Großherzog, um an Land zu gehen. Von dem französischen Konsul begleitet, durchwanderte er die engen Straßen und Bazare der innern Stadt, wo die bärtigen Türken rauchend vor ihren Läden saßen und alle Augenblicke an Haufen von Eseln und Lastträgern das Gedränge sich aufstaute. In eine Märchenwelt glaubte durch die fremdartige Umgebung der junge Fürst sich versetzt. Und als er dem Gouverneur einen Besuch machte, bewirtete der Pascha ihn mit Konfitüren und ließ ihm einen Tschibuk reichen.

Nach Norden wandte von Smyrna der Perikles seinen Lauf. An der trojanischen Küste ging die Fahrt hin, durch die Dardanellen ins Marmara-Meer. Dann senkte sich die Nacht auf das herrliche Gemälde. Als die Sonne wieder aufging, stand der Großherzog schon auf Deck; denn von ihren Strahlen hell beleuchtet, lag Konstantinopel vor dem entzückten Blick. Langsam bog das Schiff um die Spitze des Serail herum und lenkte in das Goldene Horn ein: in den lebhaftesten Farben prangend, den schönen Linien der Küsten sich anschmiegend, von Hunderten von schlanken, weißen Minarets überragt, baute zu beiden Seiten terrassenförmig das Häusermeer der Stadt sich auf. Da erschien auch schon der französische Gesandte, den

preußischen vertretend, an Bord, um den Großherzog zu begrüßen. Im Gesandtschafts-Kaik fuhr er an das Land, bestieg mit seinem Gefolge bei der Artillerie-Kaserne die bereitstehenden Rosse und hielt so, die steile Straße von Pera hinaufreitend, seinen Einzug in die vielgepriesene Hauptstadt der Türken.

Konstantinopel ist eine wunderbare Stadt. Zuerst bezaubert den Fremden die Lage, bei der fortwährend Meer und Bergeshöhen zusammenwirken, um ein Bild von einziger Schönheit hervorzubringen. Dazu gesellt sich der Reiz des Fremdartigen, das in tausend Zügen auf den geheimnisvollen Orient hinweist. Daneben wirkt die Fülle großer Erinnerungen auf uns ein, die den spärlichen Resten vergangener Zeiten ihre Bedeutung verleiht. Weit ragt unter diesen die Hagia Sophia hervor, der fast anderthalb Jahrtausende zählende, grandiose Kuppelbau: er machte dem Großherzoge einen unvergeßlichen Eindruck. „Wann wird wieder“, fragte er sich schmerzlich, „das Kreuz auf ihr blinken?“

Nach seiner Gewohnheit, um zuerst das Ganze zu erfassen, bestieg der Großherzog noch am Tage seiner Ankunft den Seraskier-Turm, von dessen Höhe in wundervollem Bilde die ganze Stadt sich bietet. Dann erst vertiefte er sich in Einzelnes. Der Atmeidan, der alte Hippodrom, wurde besucht, die Schlangensäule, das Weihgeschenk der Griechen, ob des platäensischen Sieges dem delphischen Gotte fromm dargebracht, eingehend studiert. Die herrlichen Gärten des Serail, die überraschend schöne Blicke auf Galata und jenseit des Meeres auf das asiatische Skutari bieten, wurden durchwandert, auch der damals noch öffentliche Sklavenmarkt im Vorbeigehen besichtigt.

Eine ganz unerwartete Freude aber verschaffte dem Großherzoge der Ausflug nach den Süßen Wassern, die, Feiertags viel besucht, aus blumigen Wiesen in den innersten Winkel des Goldenen Horns sich ergießen. Auf dem Ritt dorthin war es ihm aufgefallen, daß zwei im Goldenen Horn vor Anker liegende Schiffe die mecklenburgische Flagge führten; und wie er nun

mit dem Erbprinzen von Lippe, das buntbelebte Treiben beobachtend, über die Wiesen dahinwandelte, hörte er unvermutet echtes heimatlich=mecklenburgisches Platt neben sich sprechen. Erfreut wandte er sich zu den wetterfesten Gestalten, die es sprachen, und fragte, wer sie wären. Nun, es waren Kapitän Zegelin von der Doris und sein Freund Niejahr vom Theodor, beide aus Rostock. „Un wer sünd Sei?" war die Gegenfrage. Arglos gab der Großherzog Antwort. „De Großherzog?" sagte Kapitän Zegelin, als wenn er den Scherz wohl bemerke, den die jungen Leute — wie er meinte — mit ihm trieben, und klopfte dabei dem Großherzog lachend auf die Schulter: „Na, dat is ok en ganz gaude Anstellung; dor bliewen Sei man bi!" Das schallende Gelächter der Begleiter der beiden Fürsten machte dem wackeren Kapitän klar, wie sehr er vorbei geschossen; aber der Großherzog tröstete den Betretenen damit, daß er ihm seinen Besuch an Bord der Doris zusagte. Schon am nächsten Tage erfüllte er die Zusage und trank, hocherfreut durch das Zusammentreffen mit den ehrenfesten Landsleuten, mit ihnen unter dem festlichen Flaggenschmuck der Schiffe manches Glas auf das Wohl Mecklenburgs, der geliebten, fernen Heimat.

Schon in den ersten Tagen des Aufenthaltes hatte der Großherzog dem Sultan Abd ul Medschid seinen Besuch in dem Lustschlosse Bejlerbej an der asiatischen Seite des Bosporus gemacht. Als ein freundlicher, wohlwollender Mann von einnehmendem Äußeren war ihm dabei der ihm selbst gleichalterige Sultan entgegen getreten; nur daß die Unterhaltung vermittelst des Dolmetschers etwas schwierig zu führen gewesen war. Einige Tage danach nun gab der Sultan seinem hohen Gaste zu Ehren ein prunkvolles Gastmahl, bei dem sich, kann man sagen, Morgen= und Abendland mischten. Denn die glänzende Versammlung der Geladenen bestand teils aus Gesandten in goldgestickten Uniformen, teils aus den höchsten türkischen Würdenträgern, von denen einige in europäischer Kleidung mit dem roten Fez auf dem Kopfe, die Alt=Türken aber in weitem Kaftan und Turban erschienen waren.

Fast alle trugen den von Edelsteinen blitzenden Stern des Nischan Iftichar-Ordens, je nach ihrem Range größer oder kleiner, auf der Brust. Die Zahl der Gerichte war endlos, zur Hälfte auf türkische, zur Hälfte auf „fränkische“ Art zubereitet; denn Fleischgerichte mit zuckersüßer Brühe, in Zucker gebackene Hühner, in Schweinefett gesottene Rosen, in Zucker geröstete Veilchen widerstehen durchaus dem europäischen Gaumen. Auch in den Tafelsitten zeigte sich die Mischung. Die jüngeren Türken zwar wußten mit Messer und Gabel umzugehen, von den älteren aber langte doch gar mancher, um sich vorzulegen, mit den Fingern in die ihm dargereichte Schüssel oder kostete ruhig mit dem Vorlegelöffel, bevor er von einer Speise nahm. Den Wein verschmähten die strengen Türken nach dem Gebote des Koran, tranken aber ohne Bedenken Champagner, der ihnen kein Wein zu sein schien. Gegen Ende der Tafel erschien der Sultan, einen riesigen Ordensstern auf der Brust, einen kleineren vorn am Fez, die beide im Glanze der Tafellichte wie zwei Sonnen strahlten. Er richtete einige allgemeine Begrüßungsworte an die Gäste, die der sehr verlegene Dolmetscher stammelnd übersetzte, dann verabschiedete er sich wieder: worauf denn nach Beendigung des Mahles der Großherzog mit den vornehmsten Gästen in ein Nebenzimmer geführt wurde, wo man aus langen Tschibuks rauchte und dazu aus ganz kleinen Tassen Kaffee trank. Mit Fackeln unter Musik wurden die hohen Gäste endlich zu den reich vergoldeten Kaiks des Sultans geleitet, die sie beim Sternenschimmer nach Konstantinopel zurücktrugen.

Zum Abschiede übersandte der Sultan dem Großherzoge einen mit Diamanten besetzten Säbel, ein Geschenk, das nach der Heimkehr von diesem durch einen Viererzug echt mecklenburgischer Rasse glänzend erwidert wurde. Die Zeit der Abreise war da. In der Frühe des Morgens ritt der junge Fürst noch einmal zur Höhe von Bugurlu hinauf, um Abschied von der schönen Landschaft dankbaren Herzens zu nehmen. Denn von hier trug der Blick bis zum Schwarzen Meere, den Bosporus

hinab, den er bis zu den weiß umbrandeten Symplegaden-Inseln befahren, hinüber nach Brussa, wo er einen Tag geweilt, zum bithynischen Olymp, den er, soweit der dichte Wolkenschleier es verstattet, bestiegen hatte, hinauf zu den reizenden Prinzen-Inseln, zu denen er im Kaik wiederholt eine abendliche Lustfahrt unternommen hatte. Dann stieg er zum Bosporus-Ufer hinab, wo eben der Sultan — es war Freitag — auf seinem Parade-Kaik unter dem Donner der Batterien und Schiffe, die er passierte, sich nach der Moschee von Skutari begab. Der Padischah erkannte seinen fürstlichen Gast und winkte ihm einen Abschiedsgruß hinüber.

Gegen Abend ging der Großherzog an Bord des Dante, der nun alsbald zur Heimfahrt die Anker lichtete. Am nächsten Mittag schon war die Höhe von Kumkaleh erreicht. Dort lag im Sonnenglanze das trojanische Gefilde, der Schauplatz der Ilias, den mit eigenen Augen zu schauen der junge Fürst seit seiner Knabenzeit Verlangen trug. Schnell wurde gelandet. Der Pascha von Kumkaleh gab Führer und Pferde, und nun ging es in scharfem Trabe an den Grabhügeln vorüber, welche eine unsichere Tradition nach dem Achilleus und Patroklus benennt, an den Höhen entlang, die das Thal des Skamander von dem Meere trennen. Bald zeigte der Skamander sich, durch die fruchtbare Ebene sich hinwindend, an deren jenseitigem Rande Ilios gelegen hat. Damals hatte noch kein Schliemann für Hissarlik entschieden: Bunarbaschi galt noch für die Stätte von Ilios. Hinab ging es nun in die wiesen- und wasserreiche Ebene durch nasse Wiesen längs der mit Weiden bewachsenen Ufer des wasserreichen, tiefen Skamander hin, bis man, in das breite Bergthal des Flusses eindringend, deutlich den abgesonderten Hügel unterscheiden konnte, in dem Lechevalier zuerst die Stätte von Ilios gesehen. Die Reiter saßen ab; voller Begeisterung stiegen sie zu der Höhe hinauf: hier in der freundlichen Umgebung trat ihnen der greise Priamus, Hektor, der edle Held, leibhaftig vor die Seele. In raschem Ritte ging

es dann zurück durch das kornreiche Thal, über sonnige Höhen, und im Glanze der Abendsonne, von dem Zauber der Dichtung bestrahlt, lag Trojas Küste da, als der Dante seine Fahrt fortsetzte.

Am Morgen hatte das Schiff Smyrna erreicht, wo einen Tag geweilt wurde. Dann führte die Fahrt durch die reizenden griechischen Inseln nach Syra, wo den Großherzog zu seiner Freude die blauweißrote Flagge begrüßte. Es war der Martin aus Rostock. Er besuchte das Schiff, freudig mit herzlichem Hochruf von Kapitän Horst und der Mannschaft auf der mecklenburgischen Planke bewillkommnet.

Schön war die Weiterfahrt am Kap Sunium vorüber, an der griechischen Küste hin, während im Hintergrunde der schneebedeckte Taygetus, weiß schimmernd, auftauchte. Dann aber wurde die See sehr bewegt, der Wind blies entgegen, und auch die Kräftigsten befiel arge Seekrankheit. Mit wahrhaft verzweifelnder Ungeduld schaute ein jeder nach dem Lande aus. Endlich erschien es: das Felseneiland Malta, mit tausend Wimpeln — es war der Geburtstag der Königin Victoria von England — den herandampfenden Dante begrüßend. Allein die allgemeine Freude wurde durch die Ankündigung sehr gedämpft, daß der Dante, weil aus dem Orient kommend, sich einer achttägigen Quarantäne zu unterwerfen habe. Es war nicht anders: in dem einsamen Quarantäne-Fort Manuel mußte der Großherzog Pfingsten feiern. Sobald ihm indes die Freiheit zurückgegeben war (am 1. Juni), mietete er den kleinen Dampfer Mongibello, der zu dem Monte Gibello, wie die Sizilianer den Ätna nennen, ihn hinübertragen sollte. Denn die Hoffnung erfüllte ihn, daß die Ersteigung jetzt gelingen möchte.

Zwar war das Wetter bedenklich; ein starker Westwind jagte Wolken herauf, die nichts Gutes verkündigten. Dennoch begab sich der Großherzog mit seiner ganzen Begleitung von Catania, wo gelandet war, ohne Verzug nach Nicolosi. Hier wurden die nötigen Führer und Maultiere gemietet und noch

in der Nacht der Aufstieg begonnen. Anfangs ließ sich auch alles leidlich an, bis ein heftiger Regen zwang, in der Casa del bosco, einer Art Heuschober, Unterkunft zu suchen. Schnell wurde hier ein Feuer angezündet und daran die nassen Kleider getrocknet; dann ging es weiter bergan. Bald kam man in den Schnee, der, in der letzten Nacht gefallen, alle Hänge bedeckte. Wind und Regen nahmen zu, wiederholt schlug ein scharfer Hagel den Reitern ins Gesicht; der Abhang wurde steiler und glatter; nur mit Widerstreben gehorchten die schon müden Maultiere. Ganz lang zog sich die Kolonne aus einander. Schließlich artete das Unwetter in einen Schneesturm aus. Die Maultiere wurden störrig; einige warfen sich hin, andere liefen, der Reiter sich entledigend, davon. Zu Fuß wurde jetzt weiter geklettert; mühselig arbeitete man sich, meist noch durch die Mäntel gehindert, gegen den Sturm an der glatten Eiswand empor, während die Maultiere jetzt freiwillig folgten, aber sich nicht wieder besteigen ließen. Alles kam darauf an, das Schutzhaus der Casa inglesa zu erreichen, da bei den geschwächten Kräften der meisten die Umkehr unmöglich war. Aber in dem Schneegestöber, welches auf zwei Schritt jede Aussicht sperrte, hatten die Führer den Weg verloren: aufs Geratewohl ging es vorwärts. Herr von Sell, völlig erschöpft, warf sich verzweifelt in den Schnee: er wolle lieber sterben, als sich noch weiter diesen erfolglosen Mühsalen unterziehen. Aber der jugendkräftige Großherzog hob ihn auf, sprach ihm zu, und im Verein mit dem wackeren Führer Matteo half er dem Verzagten, halb ihn tragend, halb ihn stützend, weiter. Da — sehr zur rechten Zeit — fanden die Führer den rechten Weg wieder; mit dem Einbruche der Nacht wurde die Casa inglese erreicht.

In dem Schutzhause sah es sehr unwirtlich aus; der Regen war allenthalben eingedrungen; die Matratzen auf den Pritschen waren triefend naß. Die Maultiere mit den Decken und dem Proviant waren gleich im Anfange umgekehrt. So gesellte sich zu der Nässe und Kälte der Hunger. Zum Glück hatte ein

Führer einen Krug Wein und ein Brod bei sich: zu gleichen Teilen wurde beides unter alle Anwesenden verteilt. Aber ein Feuer wenigstens konnte angezündet werden. Herr von Alvensleben, der Begleiter des Erbprinzen Leopold, übernahm es, die Nacht hindurch es brennend zu erhalten und den entstehenden dichten Rauch von Zeit zu Zeit zur Thür hinauszulassen. Der Großherzog legte sich auf eine der nassen Matratzen, die andern folgten seinem Beispiele oder lagerten sich möglichst dicht an das Feuer auf den Fußboden. So verging unter Frieren, Stöhnen und spärlichem Schlaf die Nacht. Sobald nur der Morgen graute, war alles wieder draußen. Eisig wehte der Wind, aber das Wetter war klar, nur die Bergspitze barg sich in Wolken. Bei der Glätte des jungen Eises war der Aufstieg, den mit Herrn von Schack und Matteo der Großherzog noch eine Strecke weit versuchte, völlig unmöglich. Rasch ging es daher hinab, indem das Auge jetzt frei über die weite wechselvolle Landschaft bis zum Meere schweifte; bei der Casa del bosco wurden die Maultiere bestiegen und am Abend traf man in dem sonnendurchglühten Catania wieder ein, alle von Herzen froh, dem grimmen Ätna entronnen zu sein, mit der Empfindung, an einem Tage von Sibirien bis zu den Tropen die Erde umkreist zu haben.

An der malerischen Ostküste Siziliens hin wurde nordwärts die Heimreise fortgesetzt. Auf beschwerlichem Pfade wurde nach Taormina hinaufgestiegen und von dem alten Theater des Städtchens die Aussicht auf das Meer genossen, ohne Zweifel die schönste, die ganz Sizilien zu bieten hat. Sehr interessant war auch der Tag in Messina, dessen ganze Bevölkerung die Straßen am Meere durchwogte, das Fronleichnams-Fest feiernd. Großartig war der Blick von einer der Anhöhen, die die Stadt überragen, Land und Meer im weiten Umkreise umfassend, aber schöner doch noch das Bild, das sich dem Großherzog bot, als er von dem absegelnden Schiffe aus auf die bergumkränzte Stadt zurückschaute.

Auf den Pfaden der Ausreise bewegte sich nun die Heimfahrt. Wieder schwärmte der junge Fürst mit dem Erbprinzen Leopold auf dem einzig schönen Spazierwege der Villa reale in Neapel, wieder stieg er in der Frühe des Morgens nach San Martino hinauf. In Rom wurde nur wenige Stunden verweilt, um dem Prinzen Heinrich von Preußen einen Besuch zu machen und noch einmal in St. Peter zu sein. Dadurch wurden für Florenz einige Tage gewonnen. Nun war der Großherzog seinem jungen fürstlichen Freunde selbst Führer in den Uffizien und im Palazzo Pitti; dann schied Prinz Leopold, um über Bologna grades Weges in die Heimat zurückzukehren.

Der Großherzog dagegen nahm seinen Weg an der herrlichen Riviera hin nach Genua, das ihm wieder einen sehr bedeutenden Eindruck machte. Auch in Mailand erneuerte er gern die alten Eindrücke und eilte dann über Como an die lombardischen Seen. Wohl blieben sie auch nach Neapel ihm anziehend, aber sie entzückten ihn nicht mehr, wie vordem. Zumal die borromäischen Inseln im Langensee erschienen ihm jetzt fast etwas kleinlich und gekünstelt.

Gewaltig türmten sich hier vor den Augen des Heimschauenden die Alpen auf: mächtig lockte es ihn, die herrliche Südfahrt durch eine Alpenwanderung zu beschließen. Herr von Schack bot sich ihm gern als Begleiter. Die älteren Herren des Gefolges zogen es vor zu reiten. Die Wagen wurden auf den damals noch wenig zahlreichen Fahrstraßen zu dem jedesmaligen Nachtquartier vorausgesandt.

Der Weg von Bellinzona das schöne Tessin-Thal hinauf wurde noch gemeinschaftlich gemacht. In Airolo aber ergriff der Großherzog einen Alpenstock und schritt rüstig den steilen Hang zum St. Gotthard-Passe hinan. Im Hospiz labte er sich an frischer Kuhmilch; dann ging es den sanfteren Nordhang hinab. So wacker war er ausgeschritten, daß erst dicht vor Hospenthal die Wagen ihn einholten.

Freilich am nächsten Morgen war das Wetter wenig einladend: es regnete, die Wege waren aufgeweicht und ein starker Wind wehte. Allein der Großherzog hielt seinen Plan fest; nur daß zwei Lakaien mitgenommen wurden, Mäntel und nötigen Reisebedarf zu tragen. Über Realp ging die Wanderung zum Furka-Passe; gegen Mittag war der Rhone-Gletscher erreicht. Zwar der Regen hatte aufgehört, aber der eisige Wind war fast zum Sturme geworden. Doch unbekümmert darum, stiegen die beiden Wanderer eine ziemliche Strecke den Gletscher hinauf, bevor sie in dem kleinen Wirtshause am Fuße desselben einkehrten. „Dat sall en Vergnäugen sin!“ hörte Herr von Schack die Lakaien einander zuflüstern. „Wieren wi doch man irst tau Hus, in unsen Swerin!“

Am Nachmittag wurde die steile Maienwand erklommen, um den Grimsel-Paß zu gewinnen. Der Sturm war so heftig, daß man fürchten konnte, in den Abgrund geschleudert zu werden. Dazu erhob sich ein Schneegestöber, das die ganze Landschaft mit einem weißen Mantel bedeckte. Indes ohne Fährnis wurde der Paß erreicht und bald auch, indem die Wanderer mehrfach die Schneewände hinabrutschten, das Grimsel-Hospiz. Während der Nacht jedoch steigerten Sturm und Schneetreiben sich so sehr, daß am Morgen an Fortsetzung der Wanderung gar nicht zu denken war. Da, während das Wetter am ärgsten tobte, ertönten die angstvollen Hülferufe von Reisenden, die vor Sturm und Hagel die Grimsel nicht herabkommen konnten. Sofort war der Großherzog draußen; ohne Besinnen klomm er die steilen Schneehalden empor und erreichte als erster der Hülfe Bringenden die vom Schnee schon halb Verwehten. Es waren ein holländischer und ein württembergischer Arzt mit ihren Frauen, auf einer Vergnügungsreise begriffen. Es war auch die höchste Zeit, daß Hülfe kam: die Holländerin lag schon ohnmächtig im Schnee. Ohne Zögern hob der Großherzog die Dame empor und hielt sie mit starkem Arm, mit seinem Leibe gegen den Sturm sie deckend, bis Herr von Schack

mit den Leuten des Hospizes herankam. Nun fehlte es nicht an Gesellschaft in dem Hospiz, und während draußen der Sturm heulte und den alten Holzbau zuzeiten in allen Fugen krachen machte, unterhielt man sich doch drinnen in angenehmster Weise.

Lange vor Tagesanbruch war der Großherzog, über den durch Warten verlorenen Tag etwas ungeduldig, schon auf und spähte nach dem Wetter. Es ließ sich günstig an: der Sturm hatte ausgetobt; blitzend standen die Sterne am blauen Himmel. So wurde denn bei dem ersten blassen Scheine der Morgendämmerung der Alpenstock wieder ergriffen und das Oberhasle hinabgewandert. Meiringen war bei guter Zeit erreicht; aber am Nachmittage goß der Regen wieder in Strömen herab und bannte die Wanderer in das Alpendorf. Ein freundlicheres Gesicht indes machte der nächste Morgen. Die Reichenbach-Fälle wurden besucht und dann zum Brienzer See hinabgeeilt. Das Dampfschiff lag bereit: bald war das liebliche Interlaken erreicht, das dem Großherzoge einen so freundlichen Eindruck machte, daß er wünschte, hier einmal einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit zubringen zu können. Gegen Abend wurde ein bescheidener Einspänner gemietet, das Lauterbrunner Thal hinauf. Prachtvoll stäubte, durch den Regen der letzten Tage angeschwellt, der Staubbach von seiner schwindelnden Höhe herab.

Steil steigt an der Felswand von Lauterbrunnen der Weg zur Wengenalp empor. Schon früh um sechs Uhr wurde die beschwerliche Wanderung zur Höhe angetreten: bald nach acht Uhr war der Großherzog oben. Mächtig türmte sich, scheinbar ganz nah, der Alp gegenüber die Jungfrau in schneeweißem Gewande mit dem Mönch und Eiger auf: ein großartiger Anblick, dessen Eindruck durch den dumpfen Ton noch erhöht wurde, mit dem man zwei Lawinen niedergehen hörte. Aber bald trübte sich das ergreifende Bild; Wolken zogen herauf und umhüllten immer dichter die stolzen Bergeshäupter. Wieder

hinab ging es von dem hohen Altane, den hier die Natur, ihre Wunder zu zeigen, selbst aufgebaut hat. In Interlaken wurde das Dampfschiff nach dem Giesbache bestiegen und dann an den Staffeln der anmutigen Fälle emporgeklettert. Da begegnete es dem jungen Fürsten, daß ein Stein unter seinem Fuße wich: er fiel zu Boden und wäre sicher in die schäumende Flut hinabgestürzt, wenn er nicht mit starkem Griff an einem Strauch sich gehalten, bis Herr von Schack ihm die Hand reichen konnte.

Der Rigi war das nächste Ziel. Über den freundlichen Brünig ging es bei leidlichem Wetter nach Alpnach. Ein Boot trug dann in dreistündiger Fahrt die Wanderer nach Weggis über den Vierwaldstätter See. Zum Aufstieg wählten sie den kürzesten, aber freilich auch steilsten Pfad. Sie waren noch nicht weit gekommen, als Wolken heraufzogen; bald begann es zu regnen und mehr und mehr verstärkte sich der die Wolken herauftreibende Wind. Endlich war nach mehrstündigem Steigen Rigi-Kulm erreicht; dichter Nebel bedeckte die ganze Höhe; im Wirtshaus waren sie die einzigen Gäste. Wie Schwämme hatten die Kleider den Regen aufgesogen; kein Faden war trocken. Andere Kleider waren nicht zu beschaffen. So blieb denn nichts anderes übrig, als daß der Großherzog mit seinem Begleiter sich ruhig zu Bette legte, während die Kleider in der Küche getrocknet wurden. Im Bette wurde die Mahlzeit eingenommen, und die Ermüdung brachte dann selbst zu der ganz ungewohnt frühen Stunde den Schlaf. Aber mehr als einmal wurden sie aus dem Schlafe während der Nacht aufgeschreckt, wenn unter den Windstößen das Haus erbebte, als sollte es in den Zuger See hinabgeschleudert werden.

Ein Hornsignal weckt sonst auf dem Rigi die Gäste zu dem prachtvollen Schauspiel des Sonnenaufganges. Aber jetzt wurde kein Ton laut, die beiden einzigen Gäste des Hauses zu wecken. Als sie nun ins Freie hinaus traten, sahen sie dichtgeballte Wolken auf den Bergspitzen lagern: nicht zwei Schritte weit konnte man sehen. Dennoch unternahmen sie den Abstieg, mit

den Alpenstöcken mehr springend als schreitend. In einer guten Stunde waren sie in Arth, von wo sie im Omnibus nach Zürich weiterfuhren.

Über Schaffhausen wurde die Grenze Deutschlands erreicht. Den süddeutschen Höfen in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt widmete der Großherzog einige Besuchstage; dann begleitete er Herrn von Schack nach Frankfurt, wo er zu seiner Freude mit seinem Oheim, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, der auf der Durchreise nach der Schweiz begriffen war, zusammentraf. Nun ging es den Rhein hinab nach Köln.

An der Grenze des lippeschen Landes wartete der Erbprinz Leopold, der Reisegenosse, um seinen fürstlichen Freund bei der Heimkehr zu begrüßen, sorgsam bemüht, die Detmolder Tage ihm angenehm zu machen. Zusammen ritten die Freunde nach dem (damals noch unvollendeten) Hermanns-Denkmale, und mit der ganzen fürstlichen Familie wurde am folgenden Tage ein Ausflug nach den interessanten Externsteinen unternommen. Und dem Scheidenden gab Prinz Leopold noch eine weite Strecke das Geleit. Noch ein kurzer Besuch in Braunschweig; dann traf der Großherzog über Boizenburg am 24. Juli wieder in Schwerin ein, selbst voller Freude, wieder in seinem Lande zu sein, und festlich von den Bewohnern seiner Residenz empfangen.

Fast sieben Monate war er abwesend gewesen. Unendlich viel des Schönen, Großartigen, Lieblichen hatte er gesehen; aber der schönste Gewinn war ihm doch, daß er, dem geräuschvollen, vielbeschäftigten, zerstreuenden, zehrenden Leben eines regierenden Herrn eine Zeitlang entrückt, mehr einig mit sich selbst, glücklicher, für seine hohe Aufgabe begeisterter sich fühlte. Fremd war er dabei den Regierungsgeschäften nicht geworden. Zum Osterfeste war der Kabinetsrat Prosch nach Rom gekommen, ihm Vortrag zu halten; wöchentlich hatte der Minister von Lützow über alle Vorgänge des Landes an seinen jungen Herrn berichtet, und ohne Unterbrechung waren dessen Entscheidungen, wenn auch mitunter in einem rauchigen Dorf-

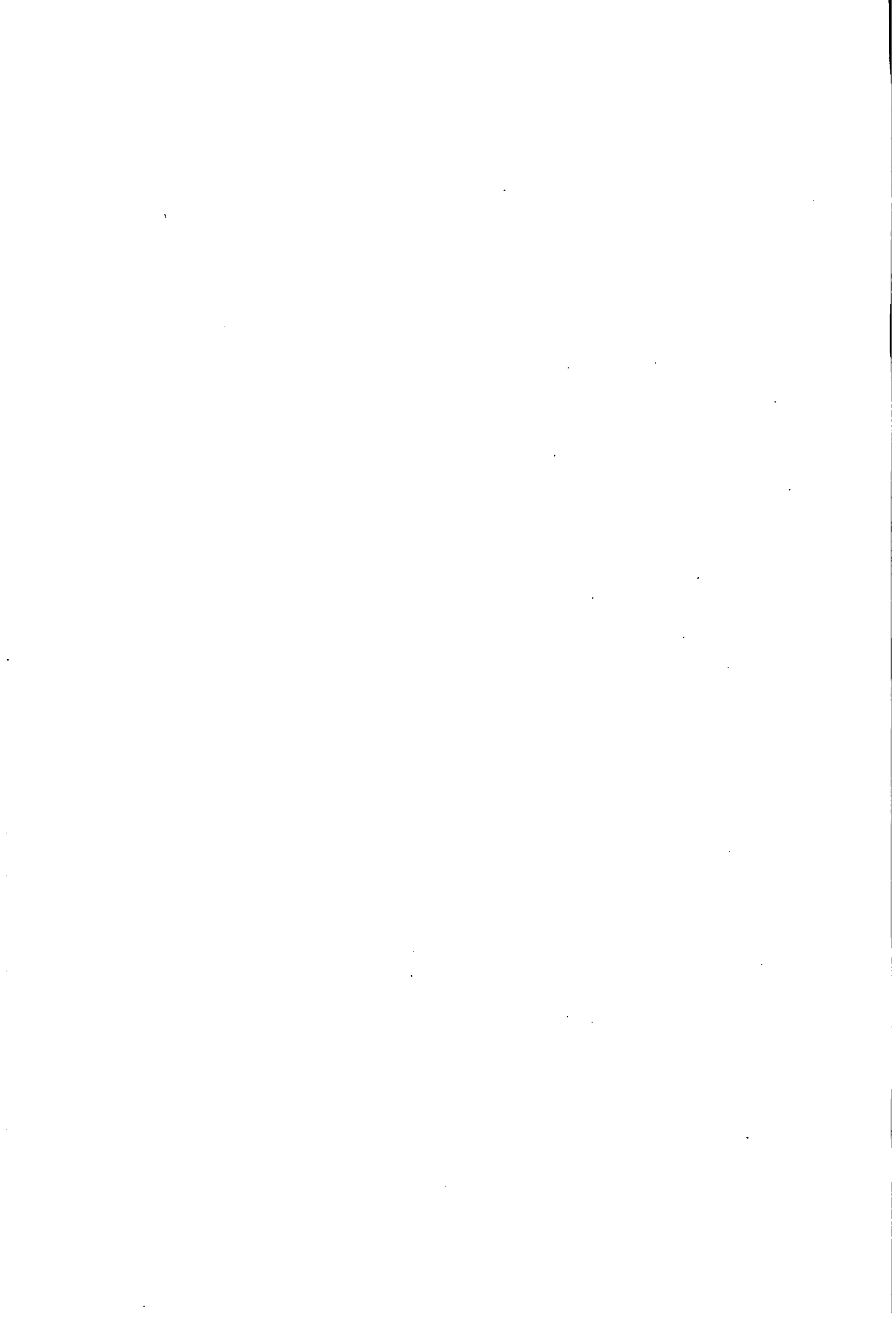
wirtshause Siziliens geschrieben, eingegangen. So genügten wenige Tage, ihn wieder mitten hinein in den Gang der Regierungsgeschäfte zu versetzen.

Nur die Abwesenheit der Großherzogin Alexandrine warf auf die Freude der Heimkehr einen Schatten. Sie war mit der Herzogin Luise zu ihrer Schwester, der russischen Kaiserin, nach Peterhof gereist, um dieser in der Pflege ihrer lebensgefährlich erkrankten Tochter, der Prinzessin Friedrich von Hessen, der noch im vorigen Jahre so lebensfrohen Großfürstin Adini, beizustehen. Allein alle Sorgfalt war vergebens: die junge Prinzessin Alexandra starb, und am 29. August kehrte die Großherzogin auf der Fregatte Bogatyr traurig nach Mecklenburg zurück. Sie begleitete dann ihren Sohn nach Sanssouci, um den Geburtstag des Königs, ihres Bruders, im Kreise ihrer Familie zu feiern.

Da traf es sich beim Festmahle, daß der Großherzog seinen Platz neben der Fürstin Liegnitz erhielt. Die Fürstin war in Schlesien gewesen und wiederholt mit der Prinzessin Auguste von Reuß, die seit dem Tode ihres Vaters mit den Fürstinnen Dorothea und Klementine, ihren Tanten, in Stonsdorf lebte, zusammengetroffen. Da sie wußte, daß der Großherzog die Prinzessin von Dresden her kannte, so erzählte sie ihm von ihr „Sie ist ein liebes Mädchen!“ faßte sie schlicht ihr Urteil zusammen. Der Großherzog gab keine Antwort: das kurze Wort der von ihm sehr verehrten Witwe König Friedrich Wilhelms III. bewegte ihn mit plötzlicher Gewalt. Das nie vergessene Bild der jungen Prinzessin tauchte in voller Klarheit in seiner Seele auf; es war ihm, als wenn er wieder ihre ihn einst so sehr beseligende Nähe empfände, als wenn eine innere Stimme von ihr zu ihm spräche; er hatte es selbst nicht gewußt, daß er so tief sie liebe. „Dir, mein lieber, alter Gott,“ schrieb er am Abend in sein Tagebuch, „dir befehle ich die Zukunft!“

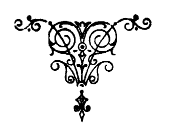
Es war nicht die Weise des jungen Fürsten, an dem Steuer seines Lebensschiffes mit eigenem Witz herumzudrehen. In allem gab er Gott allein die Fügung seines Schicksals anheim. Die Dinge mußten an ihn herantreten, bevor er zu einer Entschließung schritt. Von außen angesehen, erschien mitunter als ein Mangel an Initiative, was doch nur die natürliche Folge seiner Herzensstellung war. Und wenn Herr von Sell, jetzt zum General ernannt, einmal in lauterster Absicht deswegen nicht ohne Schärfe ihn tadelte, so war es, weil er seinen jungen Herrn nicht ganz verstand. So vergingen auch jetzt Jahre, ohne daß der Großherzog einen Schritt der Annäherung an die Prinzessin Auguste unternahm: er wartete still ergeben auf eine Fügung Gottes. Erst im Juni 1847, als eine andere Veranlassung ihn nach Schlesien führte, machte er im Stonsdorfer Schlosse einen Besuch. Ein Wort der Erklärung wurde indes nicht gesprochen; doch gewann er aus dem ganzen Eindrucke die beglückende Empfindung, daß er „Hoffnungen" fassen dürfe.

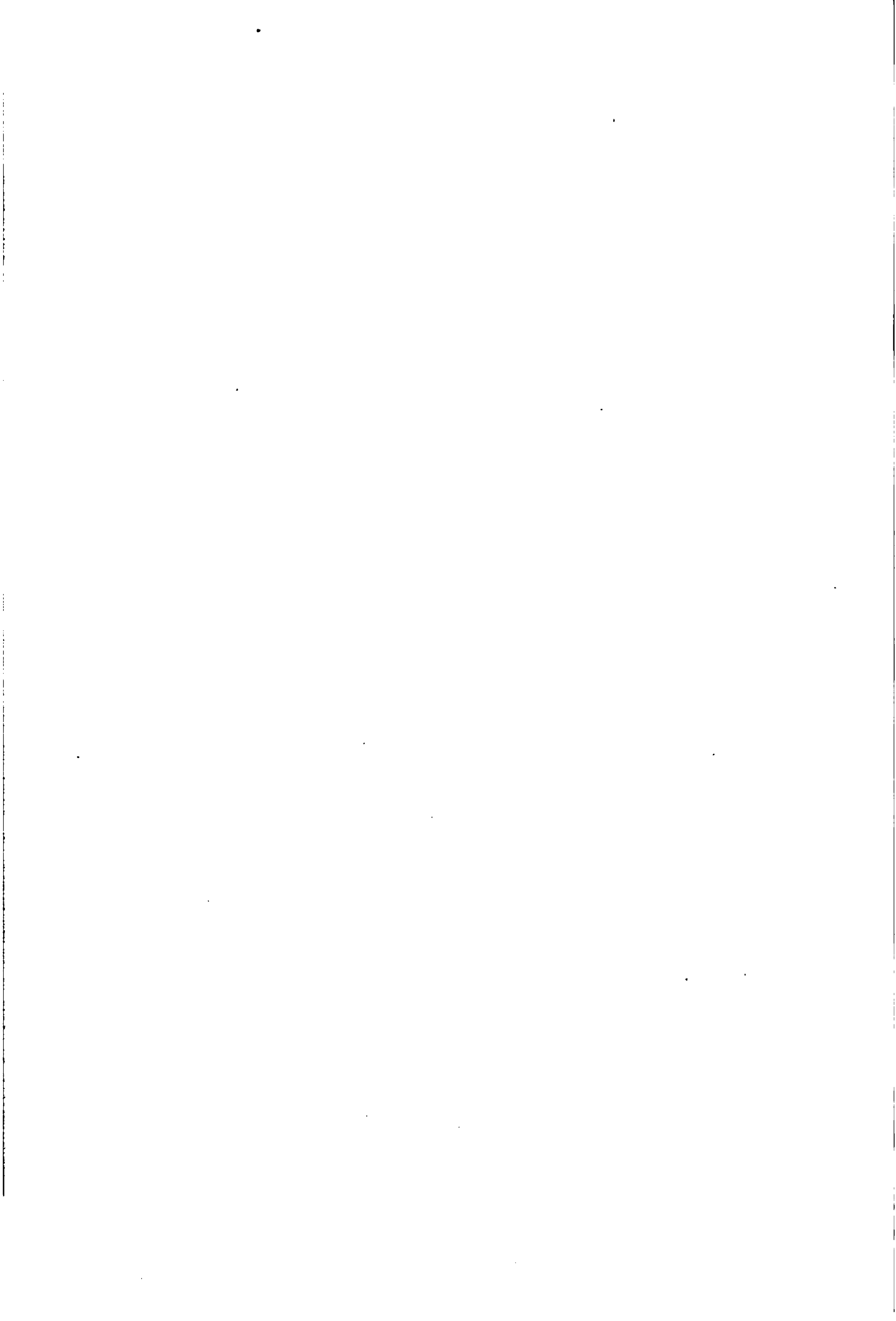
Im übrigen gingen diese Jahre ruhigen Schrittes dahin. Nur kurze Gelegenheitsreisen an befreundete Höfe, zumal nach Berlin, ein Besuch in Kopenhagen, wo mit Prinz Christian die alte Freundschaft erneuert wurde, ein Ausflug an die lombardischen Seen brachten Unterbrechung. Zu längerem Besuche weilte auch der Erbprinz Leopold bei seinem fürstlichen Freunde. Mit alter Pflichttreue wartete der Großherzog seines Herrscheramtes; das Studium der älteren Geschichte Mecklenburgs und seiner Rechtsnormen wurde dabei mit Eifer fortgesetzt. Aber die Zeichen der Zeit entgingen ihm nicht: mit Sorge sah er auch am Horizonte Mecklenburgs Wolken aufsteigen, die ihm nichts Gutes zu verkündigen schienen.



Zweites Buch.

Des Landes Vater.





Erstes Kapitel.

Die Verfassungsfrage.

„Wir gehen im Vaterlande einer ernsten Zeit entgegen!" schrieb der Großherzog, für den Neujahrswunsch dankend, am 5. Januar 1848 an seinen Jugendfreund Adolf von Stenglin. Er sah den vorausfallenden Schatten der Dinge, die da kommen sollten.

Auf dem Landtage des Jahres 1847 hatte der Gutsbesitzer Pogge den Antrag auf allgemeine Umgestaltung der landständischen Verfassung Mecklenburgs gestellt. Allein die Partei der bürgerlichen Gutsbesitzer ließ den Antrag als viel zu weit gehend fallen. Nur aus einer Anzahl von Städten erhielt Pogge zustimmende und aufmunternde Zuschriften: ein Anzeichen, daß es in den Städten gerade an Unzufriedenen nicht fehlte.

Die großen Industriestädte sind in Deutschland vornehmlich die Herde der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 gewesen. Denn das stetige Zurückgehen der deutschen Industrie, die der englischen und amerikanischen Konkurrenz damals noch nicht gewachsen war, hatte die Lage der Fabrikarbeiter immer unerträglicher gemacht. Die Meinung war, daß die Regierungen durch Zollschutz Abhülfe schaffen müßten; und da die Rücksicht auf Landwirtschaft und Handel dies unmöglich machte, so hatte sich der Arbeiter gewöhnt, in den Regierungen seine übelwollenden Gegner zu sehen: eine Stimmung, welche die Führer

der Demokraten benutzt hatten, um die Fäuste der Arbeiter für ihre politischen Zwecke zu gewinnen.

So waren im Grunde auch in Mecklenburg die Verhältnisse. Zwar große Fabrikanlagen gab es nicht im Lande; die vorhandenen Fabriken waren weder sehr zahlreich, noch sehr bedeutend. Aber im Gewerbe herrschte die Zunft, bei der sich der Bürger und Meister ganz wohl befand; denn ihn schützten die Zunftgesetze. Wer ein Handwerk aber nicht nach den Bestimmungen der Zunft erlernt hatte, oder, selbst wenn dies der Fall war, nicht in der Lage war, ein kostspieliges Meisterstück anzufertigen oder die ansehnlichen Kosten des Meisterwerdens zu tragen, der durfte nicht selbständig arbeiten; that er es dennoch, so wurde er bestraft. Überdies waren die Arbeiten der einzelnen Handwerke so genau abgegrenzt, daß sie sich mehr hinderten, als förderten. Ein Gegenstand, den sehr wohl ein und derselbe Handwerker anfertigen konnte, mußte in der Regel durch die Hände mehrerer gehen, weil der eine nicht diese, der andere nicht jene Arbeit daran verrichten durfte. Dazu kam, daß sich Handwerker auf dem Lande nur niederlassen durften, wenn sie ihrer Ortsobrigkeit den Nachweis lieferten, daß ein unabweisbares Bedürfnis dazu vorläge. Ein Landbewohner zwar durfte in der Stadt in die Lehre treten, auch wohl Meister werden: aber die Erlaubnis sich niederzulassen, um sein Handwerk auszuüben, erhielt er nicht, da er nicht in der Stadt heimatsberechtigt war. So gab es in jeder Stadt breite Schichten der Bevölkerung, die unter dem Drucke der Zeit litten oder zu leiden glaubten.

Auf dem Lande waren die Bauern damals größtenteils noch Zeitpächter ihres Hofes. Sie mußten es sich gefallen lassen, wenn nach Ablauf ihrer Pachtzeit die Pacht erhöht, wenn bei Feldregulierungen ohne Entschädigung ihr Hof verkleinert oder überhaupt an einen anderen in Pacht vergeben wurde. Die Regel war ja zwar, daß der Sohn dem Vater in der Pacht folgte; aber eine Gewähr dafür gab es nicht. Niemand konnte wissen, ob Verbesserungen, die er auf seine

Kosten in der Wirtschaft einführte, ihm oder seinem Sohne zu gute kommen würden. Daher kümmerte der Landmann sich um die Fortschritte der Landwirtschaft nur wenig; er wirtschaftete, wie es von alters her Brauch war. Der Sohn lernte nicht mehr, als der Vater; er ging auch nicht zu andern Landwirten in die Lehre, um seine Anschauungen zu erweitern, sondern half im Hause mit, um später, wenn er den Hof bekam, in dem ausgefahrenen Geleise weiter zu fahren.

Der glimmenden Mißstimmung bemächtigten sich die Demokraten, die es in Mecklenburg, wie in jedem deutschen Lande gab, jüngere Leute meist aus dem Advokaten- oder Lehrerstande, die ein lebhaftes Sensationsbedürfnis empfanden. Sie hatten den Kopf voll höchst freisinniger politischer Theorien, die sie durch die Fäuste der Arbeiter in Wirklichkeit umzusetzen gedachten. Sie hielten Reden an die Arbeiter von Volkssouveränetät und Preßfreiheit, von Schwurgerichten und Volksbewaffnung; und diese, je weniger sie davon verstanden, folgten ihnen um so williger. Ganz allmählich indes dämmerte in den Köpfen der städtischen und ländlichen Arbeiter die Einsicht auf, daß es für sie nicht auf schönklingende Theorien, sondern auf eine reale Verbesserung ihrer socialen Lage ankäme; sie begriffen, daß man sie für fremde Interessen vorschöbe und mißbrauche. Damit verlor die demokratisch gefärbte Hochflut der ersten Zeiten alsbald den Boden, der sie trug.

Schneller noch würde dies indes geschehen sein, wenn die Gemäßigt-Liberalen, die sich Konstitutionelle nannten, da ihr Ziel wesentlich die Einführung einer liberalen Konstitution war, sich nicht anfangs von den Demokraten hätten ins Schlepptau nehmen lassen. Begreiflich freilich war dies, da es an dem Gegengewicht einer konservativen Partei in Mecklenburg ganz fehlte. Denn die Ritterschaft, so viel sie auch zu verteidigen hatte, kam nicht dazu, als Partei sich zu organisieren und dadurch ihr politisches Gewicht zu wahren. Die natürliche Folge davon war, daß die Regierung, da es eben eine Rechte

nicht gab, auf die sie sich hätte stützen können, von vornherein mit der Linken Fühlung zu gewinnen suchen mußte. Man hat daraus dem Minister von Lützow einen Vorwurf gemacht. Mit Unrecht: die Sachlage bedingte seine Politik.

Wie aber stellte sich der Großherzog dazu? Mitten hinein zwischen die zahlreichen Gäste, die sein Geburtstag von nah und fern um ihn versammelt hatte, fiel am 28. Februar die Nachricht von dem Siege der Revolution in Paris, von der Flucht der königlichen Familie. Bei der herzlichen Zuneigung, die ihn mit der Herzogin von Orleans verband, traf die Meldung ihn auf das schmerzlichste. Es gelang zu ermitteln, daß die Herzogin Helene in Ems weile. Alsbald machte die Großherzogin Alexandrine sich auf, um ihre Schwägerin nach Mecklenburg einzuladen. Bis Berlin gab der Großherzog seiner Mutter das Geleit; ihn verlangte danach, mit den maßgebenden Persönlichkeiten dort sich zu besprechen; hatten doch die Pariser Nachrichten sofort in Baden zu lärmenden Demonstrationen geführt. Der König empfahl ihm eine abwartende Haltung; die Minister in Berlin zeigten sich ganz zuversichtlich. Ziemlich beruhigt kehrte der Großherzog daher am 10. März nach Schwerin zurück. Indes die Unruhe, die auch Mecklenburg durchwogte, entging ihm nicht.

Die Liberalen rührten sich zuerst. Am 11. März erschien in dem Neustädter Palais, wo der Großherzog, seit der Schloßbau begonnen, wohnte, eine Deputation des Schweriner Magistrats. Sie überreichte ihm eine mit vielen Unterschriften bedeckte Petition, in der um Revision der Verfassung und um Einberufung eines außerordentlichen Landtages gebeten wurde. Indes schon am folgenden Tage überbrachte eine Deputation aus Rostock, geführt von dem Professor Türk und den Advokaten Kippe und Moritz Wiggers, dem jungen Landesherrn in Form einer Petition die wesentlichen Wünsche der demokratischen Partei. Am Abend des 13. März kam es auch zu einem Krawall in Schwerin, den zumeist Lehrjungen und Handwerks-

gesellen angestiftet hatten. Generalmarsch wurde geschlagen, der Bürgerschaft Waffen ausgehändigt; in drei Stunden war die Ordnung wiederhergestellt.

Eine wahre Petitionsflut erhob sich jetzt im Lande; zahlreiche Deputationen — zwei wiederum aus Rostock, eine aus Wismar, aus Parchim, aus Schwerin — erschienen von neuem bei dem Großherzoge. Was sie erbaten, war im wesentlichen das Gleiche: Volksvertretung, Mitwirkung zur Berufung eines deutschen Parlaments, Volksbewaffnung, Schwurgerichte mit öffentlichem und mündlichem Verfahren, unbegrenztes Versammlungsrecht und Preßfreiheit.

Alle nahm der Großherzog an, versprach die baldige Berufung eines Landtages und stellte auch sonst noch manches von dem Erbetenen in Aussicht. Gegen das konstitutionelle Princip jedoch sprach er sich mit Entschiedenheit aus: es sei gegen seine Überzeugung, in der Theorie falsch, in der Praxis nicht bewährt. Er war entschlossen, wenn man ihn dränge, „sich selbst oder die Konstitution zur Wahl zu stellen.“ Freilich verstand er unter konstitutionellem Regimente, was wir heute Parlamentarismus nennen, jene Ausartung des Principes, welches mit dem Wechsel der Kammer-Majorität auch ohne weiteres den Wechsel des Kronrates fordert.

Es war nicht zu verkennen, daß diese Deputationen einen demonstrativen Charakter hatten und damit ein Moment der Unruhe in sich schlossen. Die Regierung nahm daher keinen Anstand, die weitere Absendung von Deputationen zu verbieten und für die Einsendung von Petitionen den gewöhnlichen Weg durch die Post zu empfehlen. Damit war aber gerade ihr eigentlicher Zweck den Petitionen genommen: durch die Deputationen sollten sie einen Druck auf den Großherzog ausüben und in weiteren Kreisen Propaganda machen. Das Regierungsverbot erregte daher bei den demokratisch Gesinnten heftigen Unwillen, ja eine Volksversammlung in Rostock verlangte stürmisch die Zurücknahme desselben. Zur Beschwichtigung der

Gemüter erließ der Großherzog daher die Bewilligung von Preßfreiheit (am 16. März) und die Einberufung eines außerordentlichen Landtages auf den 26. April (am 18. März). Er hoffte auf diesem immerhin noch die althistorische Grundlage der Verfassung festhalten zu können.

Aber die Nachrichten von den Barrikaden-Kämpfen in Wien am 13., in Berlin am 18. März ließen diese Hoffnung als hinfällig erscheinen. Mit Bestimmtheit zog der Großherzog daher die Konsequenzen aus dem Wandel der Zeiten: es war für ihn ein schweres Opfer, das er brachte, wenn er sich jetzt für die Einführung einer konstitutionellen Regierungsform entschied — aber er brachte es. Am 23. März erließ er den Aufruf „An meine Mecklenburger“, in welchem er die Notwendigkeit infolge der gewaltigen Wendung der politischen Verhältnisse aussprach, daß Mecklenburg in die Reihe der konstitutionellen Staaten eintrete. „Und weil Ich diese Notwendigkeit erkenne,“ fuhr er fort, „so ist es Mein ernstlicher Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe.“

Heller Jubel nahm allerorten die Botschaft auf. Zu einem Festzuge geordnet, kam eine freudig und dankbar erregte Volksmenge am Sonntage, den 26. März — da erst jetzt der Aufruf bekannt geworden — mittags um 12½ Uhr vor das Neustädter Palais gezogen, von dessen First neben der mecklenburgischen die deutsche Fahne wehte, deren Annahme eben jetzt der Bundestag proklamiert hatte. Ein brausendes Hoch um das andere wurde auf den Großherzog ausgebracht. Da trat er heraus auf den Altan des Palais; lautlose Stille lagerte sich über die vielköpfige Menge.

„Meine Herren!“ sprach der Fürst. „Es ist ein tief erschütterndes, freudiges Gefühl, das Mich ergreift, wenn Ich in dieser ernsten, schweren Zeit die Herzen Meiner Mecklenburger sich zu Mir drängen sehe mit den Gefühlen des Dankes und der Treue. Möge Gott das Vaterland schützen in der neuen Bahn, in die es der Schwung der Zeit und der Völker hinein-

getragen! — Noch drängt es Mich, Meinen Schwerinern Meinen herzlichen, innigen Dank auszusprechen für die Ruhe, Festigkeit und Treue, mit welcher sie in der Zeit der Gefahr zu Mir gestanden sind: Ich werde es ihnen niemals vergessen; es mag vielleicht ein Erbteil aus einer früheren Zeit gewesen sein von einem teuren, unvergeßlichen Gestorbenen. Aber jetzt hat sich das Band neu geschlungen zwischen Ihnen und Mir, und kein Sturm der Zeiten soll es zerreißen. — Gott schütze unser deutsches, unser mecklenburgisches Vaterland, deren vereinte Farben wir heute annehmen! Bringen wir beiden ein freudiges Hoch!"

Es war lediglich der Vorgang Preußens gewesen und der Wunsch, auf die „Idee" seines königlichen Oheims einzugehen, was den Großherzog bestimmt hatte, trotz aller Bedenken sich doch — wie er es nannte — für das konstitutionelle Princip zu entscheiden. Die Aufgabe des außerordentlichen Landtages konnte also nur die sein, den Boden für eine konstitutionelle Verfassung frei zu machen. Mit dem realen Inhalte einer solchen hatte er nichts zu thun: dieser mußte der Vereinbarung der Regierung mit der zu wählenden Volksvertretung vorbehalten bleiben. Von grundlegender Bedeutung war es daher, für diese die rechten Männer zu finden. Daran hatte jede Partei im Lande offenbar das größte Interesse; aber nur die Demokraten, die sich „Reformfreunde" nannten, rührten sich. Von Rostock erging an alle Städte die Einladung zu einer Versammlung in Güstrow; sie folgten alle mit alleiniger Ausnahme von Dömitz. 173 Delegierte traten am 2. April in Güstrow zusammen: nach kurzer Beratung nahmen sie das Programm, das die Rostocker schon fertig mitgebracht hatten, an: auf eine breite demokratische Grundlage sollte damit die zu vereinbarende Verfassung gestellt werden. Dem auf den 26. April nach Schwerin berufenen außerordentlichen Landtage trug man offenes Mißtrauen entgegen; ein Überwachungs-Comité von zwölf Mitgliedern wurde gewählt, um den Landtag, während

er tage, unter Augen zu behalten und im Sinne des Güstrower Programmes nach Möglichkeit zu beeinflussen. Das Wichtigste aber war, daß die Bildung von „Reform-Vereinen" in allen Städten und größeren Ortschaften des Landes beschlossen wurde, um die große Masse der Wählerschaften für das Güstrower Programm zu gewinnen.

Auf die Demokratisierung des ganzen Landes war es abgesehen. Die unzufriedenen und verstimmten Elemente der Bevölkerung drängten sich in die Reform-Vereine, wo ihnen durch Vorträge und Diskussionen die demokratischen Theorien eingeimpft wurden. Denn was hatte sich bisher der ländliche Arbeiter, das städtische Kleingewerbe um Politik gekümmert? Sie trugen ihre Sonderbeschwerden, die allein innerhalb ihres Gesichtskreises lagen, in die Debatten hinein: als Universal-Heilmittel gegen alle Leiden pries man ihnen die Demokratie an; bis sie es glaubten. Allerorten kam es zu Auflehnungen gegen die Obrigkeit; denn nur die Stadt galt für bewährt, welche ihre „Revolution" gehabt hatte. Doch wurden diese Krawalle der Mißleiteten allenthalben durch die besonnene Bürgerschaft selbst unterdrückt; nur in Torgelow und Malchow kam es zu bedenklicheren Ausschreitungen, die das Einschreiten von Militär notwendig machten. Einige Monate hindurch blieben die Reform-Vereine die Stützen, welche das Gebäude der demokratischen Macht trugen. Als aber trotz aller Reden die materielle Lage der Arbeiter sich nicht besserte, verloren sie das Vertrauen derselben und versiegten allmählich in Ohnmacht.

Unterdessen wurde am 26. April der außerordentliche Landtag der beiden Großherzogtümer Schwerin und Strelitz im Dom zu Schwerin eröffnet. Die Propositionen der beiden Regierungen, die ihm vorgelegt wurden, gingen dahin, daß

1. die bisherige Landesvertretung als aufgelöst anzusehen sei,

2. eine neue Ständeeinrichtung auf Grundlage von Wahlen im ganzen Lande anzubahnen sei,
3. die sonstigen staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes bis zu neuer gesetzlicher Regelung unverändert fortbestehen sollten.

Von vornherein erklärte der Großherzog, daß er auf das unbeschränkte Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, das bisher im Domanium ihm zugestanden habe, nunmehr Verzicht leiste. Die Erwartung knüpfte sich daran, daß in gleicher Weise die Seestädte Rostock und Wismar auf ihre bisherigen Sonderrechte verzichten würden.

Sehr zahlreich war Ritter- wie Landschaft auf dem Landtage erschienen. Sie gaben dem Drucke der Zeit nach, indem sie in die Auflösung der alten Stände willigten; doch war dabei die Bedingung gemacht, daß der neuen Volksvertretung als Minimum diejenigen Rechte eingeräumt würden, die den alten Ständen bisher zugestanden hätten, und daß die Auflösung erst in dem Augenblicke eintrete, wo infolge einer im Wege der neuen Verfassung erfolgten Vereinbarung die Landesherren die Ritter- und Landschaft als politisch berechtigte Korporationen für aufgelöst erklären. Dadurch war dem Zwischenstadium einer absoluten Regierungsgewalt vorgebeugt.

Über das Wahlgesetz gingen die beiden Stände weit auseinander: die Ritterschaft war für direkte Wahlen mit geringem Census, die Landschaft für indirekte Wahlen, womöglich ohne Census. Dem Überwachungs-Comité erschien die Situation so bedrohlich, daß es Deputierte sämtlicher Reform-Vereine nach Schwerin berief. An die zweihundert erschienen und nahmen die Zuhörer-Galerien des Ständesaales in Besitz. So ungeberdig war ihr Benehmen, daß der vorsitzende Landrat am 16. Mai die Sitzung aufhob. Inzwischen aber hatte die Ritterschaft die Entscheidung in die Hände der Regierung gelegt, die sich nun, mit der Landschaft übereinstimmend, für indirekte Wahlen ohne Census erklärte.

Der dritten Proposition der Regierungen schloß sich der Landtag ohne weiteres an. So konnte er denn am 17. Mai geschlossen werden. Die Empfindung bewegte den Großherzog, daß die alte, ehrwürdige Verfassung Mecklenburgs zu Grabe getragen sei. Ihn verlangte, um der Eindrücke Herr zu werden, nach Ruhe: er begab sich nach Ludwigslust, das wie „ein bezaubertes, stilles Schloß in der tobenden Wirklichkeit“ ihm erschien.

Doch nur wenige Tage konnte der Großherzog der ersehnten Ruhe sich erfreuen; schon am 22. begab er sich nach Schleswig, um seine dort im Felde stehenden Truppen zu inspicieren. Denn der Deutsche Bund hatte um Schleswig-Holsteins willen Exekution gegen Dänemark verfügt; und zu den Exekutions-Truppen gehörte auch das mecklenburgische Kontingent. Mit großen Ehren nahm dasselbe an den Gefechten bei Düppel und Nübel Teil und hatte dann Vorposten-Stellung an der jütischen Grenze. Nach dem Malmöer Waffenstillstande, nachdem der Großherzog es nochmals inspiciert und bei dieser Gelegenheit das am 5. August gestiftete Ehrenkreuz für Auszeichnungen im Kriege an mehrere Offiziere und Soldaten, die sich hervorgethan, verliehen hatte, kehrte es in die Heimat zurück.

Mittlerweile war am 13. Juli das Wahlgesetz, um dessen Redaktion der spätere schwerinische Minister, der damals noch sehr jugendliche Justizrat Buchka als Kommissar für Strelitz besondere Verdienste erworben hat, veröffentlicht worden. Allein es entsprach den Hoffnungen der demokratischen Partei, die weder von einer Beschränkung der Wahlfähigkeit durch das Niederlassungsrecht, noch von einem Alterscensus von dreißig Jahren für die Abgeordneten etwas wissen wollte, durchaus nicht. Sofort wurde eine Versammlung aller Reformfreunde nach Güstrow berufen. „Wir wollen, daß der Volkswille als das höchste Gesetz des Staates gilt,“ war das Parteibekenntnis, zu dessen Annahme sich jeder Reformfreund durch Namens-

unterschrift verpflichten sollte. Die Verfassung, wurde beschlossen, solle lediglich durch die zu wählende Volksvertretung festgestellt werden; von einer Vereinbarung darüber mit den Regierungen sei abzusehen; überhaupt besäßen die Berater des Großherzogs nicht das Vertrauen der Versammlung. Auch die Vorrechte und Titel des Adels seien abzuschaffen.

Zu scharf gespannt, bricht der Bogen. Jetzt gingen denn doch vielen Besonneneren über die Ziele der Demokraten die Augen auf. Zahlreiche Mitglieder der Vereine versagten ihre Unterschrift; die Reform-Vereine in Laage und Wismar protestierten gegen dies Güstrower Programm und lösten sich auf; auch der Rat von Rostock legte offen Verwahrung dagegen ein. Hier bildete sich auf Professor Hegels Anregung der konstitutionelle Verein, welcher das Festhalten an dem monarchischen Principe, die Gleichstellung der Fürsten- und Volksrechte neben der Einführung zeitgemäßer Reformen auf seine Fahne schrieb. Schnell fand der Vorgang Nachahmung; auch in den meisten andern Städten bildeten sich Vereine ähnlicher Bestrebung, welche hauptsächlich den gebildeten und wohlhabenderen Mittelstand umfaßten. Allein da sie nicht ihre Sitzungen öffentlich hielten, wie die Reform-Vereine, so konnten sie an Einfluß auf die Wählerschaft mit diesen sich nicht messen. Durch die Veranstaltung von Volksfesten strebten sie dies auszugleichen. So wurde in Schwerin am 27. Juli ein Ball im Schützenhause veranstaltet, auf dem auch der junge Großherzog erschien und sogar am Tanze sich beteiligte.

Den Güstrower Beschlüssen entsprechend, erschien denn auch im August eine Deputation der Reform-Vereine bei dem Großherzoge, um Anklage gegen die Minister zu erheben, und am 6. September gar eine Massendeputation von fünfzig Mitgliedern mit dem Verlangen nach Abänderung des Wahlgesetzes. Indes der Fürst lehnte das eine wie das andere mit Bestimmtheit ab, da zu einem solchen Auftreten Privatpersonen jede Befugnis mangele. Mit tiefem Mißbehagen betrachtete der

Großherzog die ganze durch die Demokraten geschürte Bewegung; und wäre es frei nach seinem Sinne gegangen, so würde diesen von vornherein nicht das geringste Zugeständnis gemacht sein. Denn Furcht war ein Gefühl, das der Großherzog niemals gekannt hat. Aber er traute dem Minister Lützow, den er sehr schätzte, die überlegene Einsicht zu und folgte ihm darum auf den konstitutionellen Weg; und was er einmal zugesagt, hielt er auch unverrückt; aber leicht wurde es Lützow wahrlich nicht, zu immer weiteren Konzessionen seinen jungen Herrn zu bringen. Es ließ sich voraussehen, daß in nicht zu ferner Zeit der Moment kommen würde, wo der Fürst dem Minister ein Nein entgegenstellen würde; dann mußten ihre Wege sich trennen. Und die demokratische Partei hat sich, das Wesen des Großherzogs völlig verkennend, das — freilich nicht gewollte — Verdienst erworben, durch ihr anmaßliches und rücksichtsloses Gebaren das Eintreten dieses Momentes wesentlich beschleunigt zu haben.

Ernst nahm der Großherzog, was er auch betrieb. Am 26. September fanden die Wahlen der Urwähler, am 1. Oktober diejenigen der Wahlmänner statt. Am Gedächtnistage der Reformation sollte der neue Landtag zusammentreten. Damit glaubte der Minister von Levetzow den Zeitpunkt gekommen, um seine Entlassung bitten zu sollen. Sie wurde dem verdienten, hochkonservativen Manne in der gnädigsten Weise gewährt.

Da es die einzige Aufgabe des Landtages sein sollte, die Verfassung mit den großherzoglichen Regierungen von Schwerin und Strelitz zu vereinbaren, so wurde das Zweckmäßige dementsprechend vorbereitet. Der Landsyndikus Groth erhielt den Auftrag, den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten, der dann durch eine Kommission unter dem Vorsitze des Ministers von Lützow festgestellt wurde. In diese Kommission, welche überhaupt alle auf die Verfassungsfrage bezüglichen Geschäfte zu erledigen hatte, berief der Großherzog Männer verschiedenster politischer

Parteistellung: außer Lützow und Groth auch Stever und Kippe.

Am 31. Oktober wurde denn nun der neue Landtag im Dome zu Schwerin eröffnet. In der Thronrede betonte der Großherzog seine Geneigtheit, zur Herstellung einer volkstümlichen, auf staatsbürgerlicher Freiheit und Gleichheit begründeten Verfassung Mecklenburgs mitzuwirken. In dem gleichen Sinne sprach sich im Namen des Großherzogs Georg von Strelitz als dessen Kommissar der Justizrat Buchka aus. Mit Beifall wurden diese Erklärungen aufgenommen und dann in der sich anschließenden ersten Sitzung zur Konstituierung des Hauses geschritten. Ein großes Abendfest im Schauspielhause vereinte schließlich die Landboten mit den hervorragendsten Mitgliedern der Regierung und der Stadt. Viel Trinksprüche wurden dabei ausgebracht, Reden gehalten, auch einige gemeinsame Lieder gesungen: alles war voller Hoffnung, daß das bedeutungsvolle Werk zu gedeihlichem Ausgange geführt werden würde. Und als das Fest zu Ende war, zog die ganze Versammlung die Königsstraße hinauf nach dem Neustädter Palais und begrüßte dort noch einmal den Großherzog mit einem kräftigen Lebehoch.

Am nächsten Tage lud der Großherzog den gesamten Landtag zu sich zu Tische: ein eigentümlicher Anblick; denn alle Stände waren unter den Geladenen vertreten bis zu dem Dorftagelöhner hinab, der im selbstgewebten Linnenrocke erschien. Zwar die meisten der Anwesenden waren dem Großherzoge schon persönlich bekannt; aber mit allen suchte er Fühlung zu gewinnen; und wo es im Gespräch mit Hochdeutsch nicht recht vorwärts wollte, da sprach er platt und löste die Zungen. Ganz gutmütig erzählte ihm so der Müller Lehmann von dem Demokraten-Kongresse, der vor einigen Tagen stattgefunden. Da, während man noch beisammen war, traf die Nachricht ein, daß die Revolution in Wien niedergeworfen und Fürst Windischgrätz die Stadt besetzt habe; sie machte großen Eindruck und

erschütterte merklich die zuversichtliche Haltung, welche die Demokraten bisher zur Schau getragen hatten.

Der Landtag zählte 103 Mitglieder: 85 für Schwerin und 18 für Strelitz und Ratzeburg. Davon kamen auf die demokratisch gesinnte Linke 44, und auf das linke Centrum, das seine Sitze ebenfalls den Reform-Vereinen verdankte, 16. Das rechte Centrum, die Vertretung der konstitutionellen Vereine, zählte 25 Mitglieder, die Rechte aber besaß nicht mehr als neun Sitze. Endlich gab es noch einige Wilde, welche sich keiner Fraktion anschlossen, jedoch meist mit den Gemäßigten stimmten.

Der demokratische Flügel begann damit, daß er, um sein Übergewicht zu zeigen, dem parlamentarischen Gebrauche zuwider alle drei Präsidentensitze aus seinen Reihen besetzte: Präsident wurde Moritz Wiggers, Vicepräsidenten Professor Wilbrandt aus Rostock und Oberlehrer Wenzlaff aus Schwerin. Den Verfassungsentwurf der Regierungen, welcher nunmehr den Beratungen hätte zu Grunde gelegt werden sollen, wies er zurück und setzte die Wahl einer Kommission von vierzehn Mitgliedern durch, um nach rein demokratischen Grundsätzen einen Entwurf auszuarbeiten: was natürlich viel Zeit erfordern mußte. Die klugen Führer bedachten nicht, daß nicht eigenes Verdienst, sondern die Zeitwelle sie emporgehoben, die man allerorten schon abströmen sah: in Wien war die Staatsordnung schon wieder hergestellt, in Berlin stellte am 9. November das Ministerium „der rettenden That“ der Nationalversammlung sich vor, und auch in Mecklenburg war die arbeitende Bevölkerung der Reform-Programme und der Krawalle überdrüssig und zog sich enttäuscht von ihren politischen Führern zurück. So fanden die Reden, die in Schwerin gehalten wurden, im Lande keinen rechten Wiederhall mehr.

Monate vergingen, bevor die Kommission ihren Verfassungsentwurf fertig gestellt hatte. Zweiundfünfzig Sitzungen waren mit der Besprechung von Petitionen und nebensächlichen Dingen ausgefüllt worden, sodaß auch das allgemeine Interesse für die

Kammerverhandlungen bald abstumpfte. Nur der Großherzog folgte den Debatten mit reger Aufmerksamkeit. Anfangs hatte der Legationsrat B. von Bülow, später der Kammerjunker Otto von Wickede den Auftrag, ihm nach jeder Sitzung mündlich über den Verlauf derselben eingehend Bericht zu erstatten. Daran schlossen sich dann Vorträge des Landsyndikus oder des Vice-Präsidenten des Oberappellationsgerichts über schwierige Fragen des Staatsrechtes oder Besprechungen mit den Regierungs-Kommissarien, die nicht selten bis spät in die Nacht hinein währten. In seinem Urteil von den Räten der Krone sich unabhängig zu machen, war in allem das Bestreben des Fürsten.

Zehn Mitglieder der Linken neben vier Centrumsmännern waren in die Verfassungs-Kommission gewählt worden. Dem entsprach der Entwurf, den sie vorlegte: es war im wesentlichen die extrem liberale belgische Verfassung, ohne daß den Besonderheiten Mecklenburgs besonders Rechnung getragen war. Dennoch war der Großherzog der Meinung, daß alles aufzubieten sei, um mit der Kammer das neue Staatsgrundgesetz zustande zu bringen, während Graf Bernstorff, der strelitzische Minister, sich bündig im Einverständnisse mit dem greisen Großherzog Georg dahin aussprach, daß auch nicht ein Funke von Hoffnung vorhanden sei, mit dieser Kammer eine brauchbare Verfassung zuwege zu bringen.

Der Gegensatz der beiden Großherzöge und ihrer Regierungen lag offen zu Tage. Den Grund dazu bot der Beschluß des Abgeordneten-Hauses vom 13. Dezember: „Die politische Gewalt der Landstände und ständischen Korporationen hört auf.“ Freilich sollte nach den Beschlüssen des Frühjahrs-Landtages die Auflösung der alten Stände erst eintreten, wenn die neue Verfassung zwischen den beiden Regierungen und dem Abgeordneten-Hause vereinbart wäre; dennoch hielt es der Minister von Lützow für zweckmäßig, daß schon jetzt diese Auflösung ausgesprochen würde. Strelitz dagegen, das sich ganz

der Führung des neuen preußischen Ministeriums Brandenburg-Manteuffel angeschlossen hatte, war mit Entschiedenheit dagegen. Auch König Friedrich Wilhelm sandte durch den General von Bonin seinem Neffen einen abmahnenden Brief. Der Großherzog antwortete mit dem Hinweise auf die politische Unmöglichkeit, gleichzeitig mit zwei Landesversammlungen zu regieren, von denen die eine nur die künftige Verfassung fertig zu machen habe, während die andere bei allen Gesetzgebungsgegenständen und bei allen außerordentlichen Geldbewilligungen befragt werden müsse.

Indessen der Großherzog Georg, an Preußen engsten Anschluß suchend, sandte seinen zweiten Sohn, den Herzog Georg, nach Berlin, um einen erfolgreicheren Versuch zu machen, durch Preußen auf den jungen Schweriner Großherzog einzuwirken. Der General-Adjutant von Gerlach erschien mit einem Handschreiben des Königs in Schwerin, wohin sich gleichzeitig auch der Herzog begeben hatte.

Am 16. Januar 1849 empfing Großherzog Friedrich Franz den Vertrauten des Königs. Sehr lebhaft und offen sprach er sich zu ihm über seine Angelegenheiten aus. Indessen Gerlachs Rat war, der Großherzog möge sich die alten Stände als Reserve aufbewahren, mit welchen, wenn es zu einer Auflösung der Abgeordneten-Versammlung käme, er entweder eine Verfassung oder wenigstens ein neues Wahlgesetz vereinbaren könnte. Indessen des Großherzogs Meinung war: „Wir bleiben fest und ehrlich bei unserem Wege."

Auch mit dem Minister von Lützow hatte der General am Abend eine lange Unterredung. Er suchte ihm klar zu machen, daß jetzt der ungünstigste Moment sei, Konzessionen zu machen, da bei der Lage der Dinge in Deutschland in vier Wochen vielleicht alles ganz anders stände. An den beiden folgenden Tagen wurden die Besprechungen, an denen auch der Herzog Georg teilnahm, fortgesetzt: sie hatten kein anderes Ergebnis, als daß der Großherzog versprach, die Auflösung der alten

Stände wie auch die Ankündigung dieser Auflösung bis zum 31. Januar verschieben zu wollen.

Wenig befriedigt reisten der Herzog und der General ab. Gerlach war der Überbringer eines Briefes an den König, in welchem der Großherzog sich auch über seine Stellung zur deutschen Frage aussprach. „Gesicherte Zustände“, sagte er darin, „können in Deutschland nur gegründet werden, wenn man den Idealen der Zeit, wie sie das Jahr 1848 ans Tageslicht gebracht, gehörig Rechnung trägt und das Frankfurter Experiment nicht zerstört, sondern sorgsam benutzt, indem es Mir als der selbstgeschaffene Angelpunkt erscheint, an dem man Deutschland in seinem tiefsten Leben fassen und leiten kann.“ Die Einigung Deutschlands war das Ziel, das ihm vorschwebte; gern stellte er sich in ihren Dienst. Aber nur unter Preußen schien sie ihm möglich.

Auch der damals gegebenen Anregung zu einer Militär-Konvention mit Preußen wurde stattgegeben; am 22. Mai wurde die Konvention unterzeichnet, durch welche die mecklenburgischen Truppen als eine Division dem dritten preußischen Armeecorps angeschlossen und preußische Grundsätze in Ausbildung und Verwaltung des Militärwesens eingeführt wurden. Zum Kommandeur der Truppen wurde der preußische Oberst von Witzleben berufen.

Unterdessen machte sich auch in der Abgeordneten-Versammlung die veränderte Zeitströmung geltend. Als nach Ablauf von drei Monaten das Präsidium neu zu wählen war, behauptete die Linke mit Wenzlaff nur noch den Sitz des zweiten Vicepräsidenten. Das linke Centrum hatte sich ganz von ihr getrennt und die vereinigten Centren brachten mit der Rechten die Wahl des Oberappellationsgerichtsrates Trotsche zum Präsidenten, des Advokaten Bolten zum ersten Vicepräsidenten durch. Zugleich wurde in dem Verfassungs-Comité Kippe durch den konservativen Justizrat von Liebeherr ersetzt.

In der ersten Lesung zwar war der Entwurf der Verfassungs-Kommission angenommen worden. Als man aber nun zur zweiten Lesung überging, wurde fortgesetzt der Entwurf dem anfangs zurückgewiesenen Regierungsentwurfe näher gebracht: die Grundrechte wurden gestrichen, Adel, Orden, Polizei wiederhergestellt, die oberbischöfliche Gewalt des Großherzogs anerkannt, Census und Veto-Recht des Großherzogs nach den Vorschlägen der Regierungs-Kommissarien geordnet, statt der zweijährigen eine vierjährige Legislatur-Periode bestimmt. Leicht wäre es möglich gewesen, die Versammlung noch über den Regierungsentwurf hinaus zurückzudrängen: allein der Großherzog selbst setzte diesen als Grenze. Dennoch änderte auch die dritte Lesung des Staatsgrundgesetzes nicht mehr viel an den Ergebnissen der zweiten: nur die Erhöhung des Wahlcensus und das unbeschränkte Kammerauflösungs-Recht setzte die Regierung noch durch. Dann wurde zusammen mit dem Wahlgesetze das ganze Staatsgrundgesetz in der 136. Sitzung am 3. August 1849 mit 55 gegen 34 Stimmen von der Kammer angenommen. Eine Woche später wurde auch über die großherzogliche Civilliste auf Grund der Anträge der Kommissare mit der Kammer Einigung erzielt. Danach wurden 74 Güter (228 Hufen groß) und 360,3 ha Wald als Hausgut ausgeschieden. Dazu trat außer dem zur Krondotation bestimmten Besitze eine Jahresrente von 525 000 ℳ, zur Erhaltung der zur Krondotation gehörenden Schlösser ein Jahreszuschuß von 30 000 ℳ und eine Summe von 2 400 000 ℳ, auf acht Jahre verteilt, als Beihülfe zu der Vollendung des Schweriner Schloßbaues.

Die Aufgabe der Kammer war erfüllt: am 22. August wurde sie durch Dekret sowohl des Schweriner wie des Strelitzer Großherzogs aufgelöst; und am 23. August unterzeichnete in Gegenwart der Kommissarien und des Kammer-Präsidiums Großherzog Friedrich Franz das neue Staatsgrundgesetz. Der Großherzog Georg dagegen war entschlossen, nicht weiter mit

Schwerin zusammenzugehen; er lehnte jede Beteiligung an dem Verfassungswerke ab, ohne jedoch das Zustandekommen desselben für Schwerin hindern zu wollen. Indessen dies Verhalten der Strelitzer Regierung mußte doch sehr stark auf die Schweriner Verhältnisse einwirken: allen Gegnern der Verfassung dort war nunmehr ein Rückhalt gegeben.

Getragen von der rückläufigen Bewegung der Zeit, welche im November 1848 begonnen hatte, war durch den Justizrat von Päpcke in Mecklenburg nunmehr auch ein konservativer Verein gestiftet worden, der bis zum Februar 1849 auf etwa 550 Mitglieder angewachsen war. Sein Organ war der „Norddeutsche Korrespondent“ in Rostock. Anfangs hielt der Verein fest zu der Regierung. Als aber im August sich die Wege der beiden Großherzöge trennten, neigte er mehr und mehr sich Strelitz zu und begann Fehde gegen das Verfassungswerk. Nunmehr regte es sich auch in der Ritterschaft. Abwartend hatte sie bisher zur Seite gestanden und die Bewältigung der revolutionären Strebungen der Regierung allein überlassen. Jetzt hielt sie ihre Zeit für gekommen; sie zog die Konservativen in reaktionäre Bahnen: das Ziel, welches ihr vorschwebte, war die Wiederherstellung des alten Erbvergleichs. Denn aufgehoben waren die alten Landstände noch nicht, weder in Strelitz noch in Schwerin.

Dem Großherzoge Friedrich Franz entgingen die Schwierigkeiten nicht, welche damit für ihn sich häuften. Schon am Morgen um acht Uhr versammelte er am 10. Oktober 1849 die Berater der Krone um sich: den Minister von Lützow, die Staatsräte Stever, von Liebeherr und Meier, die Regierungsräte von Bassewitz, Knaudt und Karsten und den Kabinetsrat Prosch. Sehr erregt wogte die Debatte: endlich nach fünfstündiger Beratung wurde der Entschluß gefaßt, ohne Rücksicht auf Strelitz die Verfassung und zugleich die Aufhebung der alten Landstände zu veröffentlichen und damit in Kraft zu setzen. Überzeugt, daß der Schritt richtig sei, war der Groß-

herzog nicht; aber Lützow zumal wies mit solcher Entschiedenheit auf die politische Notwendigkeit hin, daß er schließlich widerstrebend das Opfer seiner Einsicht brachte und zustimmte. „Ein furchtbarer Tag!“ war seine Empfindung, als wenn die Folgen schon seinem Geiste sich darstellten. Wohl brachte die Schweriner Bürgerschaft ihm ein Hoch; aber es übertönte den Mißklang in seinem Herzen nicht.

Alsbald bewölkte sich der Himmel. In Sanssouci, wohin der Großherzog sich zur Geburtstagsfeier des Königs begeben, hatte er eine lange Unterredung mit seinem königlichen Oheim, dem der Schritt des Neffen bei der veränderten Richtung der preußischen Politik sehr ungelegen kam. Zugleich ging der Protest des Großherzogs von Strelitz gegen die Schweriner Beschlüsse ein. Zu seinem lebhaften Bedauern, hieß es darin, sehe der Großherzog kein anderes Auskunftsmittel, als die schwebende Frage zur richterlichen Entscheidung des provisorischen Bundesschiedsgerichtes in Erfurt — beide Mecklenburg waren der von Preußen gestifteten Union beigetreten — zu bringen. Gleichzeitig legten die fürstlichen Agnaten Protest ein; unterzeichnet hatten ihn die Herzöge Wilhelm und Gustav, der Bruder und der Großoheim des Großherzogs, sowie der Herzog Georg von Strelitz. Ihnen schloß sich der Protest Preußens, der sich auf den Successions-Vertrag von 1442 stützte, an. Zuletzt erfolgte auch von seiten Österreichs Protest.

Unablässig waren unterdessen die Angriffe der altständischen Partei auf die Verfassung gewesen; indes der Versuch einen allgemeinen Konvent der Stände zu berufen mißlang, da die Landschaft ihre Mitwirkung dazu versagte. So traten denn etwa 250 Mitglieder der Ritterschaft als ritterschaftlicher Konvent in Rostock zusammen und wählten den Grafen Bassewitz, Rettich und von Dewitz zu Bevollmächtigten, um eine Rechtsverwahrung einzulegen und, wenn nötig, den Rechtsweg gegen den Großherzog zu beschreiten. Der Großherzog aber lehnte es, als die drei Bevollmächtigten sich nach Schwerin begaben, ab, sie zu

empfangen oder auch nur einen Bescheid ihnen zu erteilen, da er sie als Deputierte der Ritterschaft nicht anerkenne; er ging vielmehr einen Schritt weiter und löste den noch bestehenden Engeren Ausschuß der Stände auf.

Die Abgewiesenen wandten sich an den Kaiser in Wien. Österreich war damals mit Erfolg darauf aus, Preußen bei Seite zu schieben, die Union zu beseitigen, die Leitung der deutschen Angelegenheiten wieder in seine Hand zu nehmen. Es hatte im Verein mit Preußen eine Bundes-Kommission eingesetzt welche den Übergang zur Wiederherstellung des 1848 aufgelösten Bundestages zu vermitteln bestimmt war. Die Klage der Ritterschaft kam ihm durchaus gelegen; denn sie bot eine Handhabe, in die inneren Angelegenheiten der deutschen Staaten wie vordem sich einzumischen. Bereitwilligst nahm daher die Bundes-Kommission in Frankfurt die Klage der ritterschaftlichen Deputierten entgegen; sie erachtete dieselben für legitimiert und forderte die Schweriner Regierung auf, sich zur Sache zu äußern. Dies Entgegenkommen wurde für die Strelitzer Regierung die Veranlassung, mit ihrem Proteste sich ebenfalls an die Bundes-Kommission zu wenden — anstatt an den zweifellos kompetenten Verwaltungsrat der freilich schon im Absterben begriffenen Union: wie denn auch Schwerin in seinem Antwortschreiben die Einmischung der Bundes-Kommission als einer nicht kompetenten Instanz ablehnte. Die Kommission jedoch erklärte die Ablehnung als nicht rechtlich begründet und gab am 28. März 1850 ihre Entscheidung dahin ab, daß der Großherzog die Berufung eines Schiedsgerichtes nicht werde verweigern können, wie ein solches die Patent-Verordnung vom 28. November 1817, von dem Großherzoge Friedrich Franz I. zur Austragung von Differenzen zwischen Landesherrn und Ständen erlassen, vorschreibe. Auch über die Frage, ob die Beschwerdeführer dazu legitimiert seien, werde dies Schiedsgericht entscheiden. Der Großherzog wurde demgemäß ersucht, binnen drei Wochen einen (oder zwei) der Schiedsrichter zu wählen.

Sollte der Großherzog diesen Entscheid annehmen? Lützow, auch die Staatsräte, waren durchaus dagegen. Wer hätte ihn zwingen können? Aber wenn auch auf der einen Seite die Berechtigung der Beschwerdeführer zweifelhaft war, so war doch auf der andern Seite die Erfüllung der Bedingungen, an welche der Frühjahrs-Landtag des Jahres 1848 seinen Verzicht geknüpft hatte, nicht minder zweifelhaft. Jedenfalls war die Rechtslage unklar: um so klarer aber die politische; und bei dieser mußte die Entscheidung liegen. Wer konnte zweifeln, daß das Urteil des Schiedsgerichts gegen die Verfassung Mecklenburgs ausfallen würde? Dennoch beschloß der Großherzog das Schiedsgericht anzunehmen. Er war weit entfernt, sich über das Versprechen, das er am 23. März 1848 seinem Volke gegeben hatte, hinwegzusetzen: dessen wäre er nach seiner ganzen Geistesart überhaupt nicht fähig gewesen. Er hielt den Weg, den er seit jener Proklamation eingeschlagen, nicht für richtig, da er ihn fortwährend in Irrungen und Zerwürfnisse hineinführte; seine Meinung war, die historisch gewordene altständische Verfassung weiter zu entwickeln und so ohne die Verletzung der Interessen ganzer Bevölkerungsklassen organisch eine Volksvertretung zur Teilnahme an der Regierung zu gewinnen, die dem Zeitbewußtsein entspräche. Übersehen wir dabei auch nicht, daß die Verfassung des Jahres 1849 dem Großherzoge eine größere Machtfülle gewährte als der Erbvergleich des Jahres 1755. Er brachte somit ein Opfer an Macht und Herrscherrecht, wenn er das Schiedsgericht annahm; aber er brachte es um des Gewissens willen, weil er überzeugt war, nicht den richtigen Weg gegangen zu sein.

Lützow gab sich alle Mühe, seinen jungen Herrn auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten: aber der Großherzog glaubte nicht mehr an die politische Notwendigkeit, der er seine Überzeugung unterzuordnen hätte. Hier schieden sich ihre Wege. Lützow erbat seine Entlassung, mit ihm die drei Staatsräte. Der Großherzog nahm sie an und berief an die Spitze der

Regierung auf die Empfehlung König Friedrich Wilhelms den preußischen Unterstaatssekretär Graf Bülow, der als Nicht-Mecklenburger den Parteien mit völliger Unbefangenheit gegenüber treten konnte. Zu Staatsräten wurden ernannt der Kammerrat von Brock für die Finanzen, der Oberappellationsgerichtsrat von Schröter für Justiz, Unterricht und Medicinalwesen, während das Departement des Innern durch die Regierungsräte von Bassewitz und Knaudt einstweilen verwaltet wurde. Zugleich erließ der Großherzog eine Ansprache an sein Volk, in der er, dem Argwohn hereinbrechender Reaktion zu wehren, erklärte, daß ihn die Hoffnung, die „Zerrissenheit" zu beseitigen, „welche das moralische und das materielle Wohl des Landes in hohem Grade gefährde," bestimme, das Schiedsgericht anzunehmen, daß er jedoch auch so, wie auch der Spruch fallen möge, an dem durch die Proklamation vom 23. März 1848 betretenen Wege festhalte.

In Freienwalde trat das Schiedsgericht zusammen. Der Großherzog hatte den König von Hannover ersucht, einen Schiedsrichter zu ernennen, und dieser den Geheimen Kabinetsrat von Schele dazu bestimmt; die Beschwerdeführer hatten sich mit der gleichen Bitte an den König von Preußen gewandt und dieser den Vicepräsidenten des Obertribunals Götze dazu ernannt. Und diese beiden Schiedsrichter hatten dann zu ihrem Obmann den sächsischen Oberappellationsgerichts-Präsidenten von Langenn erwählt. Der Spruch des Schiedsgerichtes erfolgte am 11. September 1850: er erklärte die Beschwerdeführer für legitimiert, das Staatsgrundgesetz vom 10. Oktober 1849 und das Gesetz wegen Aufhebung der landständischen Verfassung für ungültig und den Großherzog für verpflichtet, einen Landtag auf Grund des Erbvergleiches noch im laufenden Jahre auszuschreiben. Schele überbrachte den Urteilsspruch persönlich nach Schwerin: am 14. September wurde er dort publiciert mit der Erklärung des Großherzogs, daß ohne Säumen die erforderlichen Einleitungen getroffen werden sollten, um das auf dem Frühjahrs-

Landtage des Jahres 1848 begonnene Werk der Reform unter Mitwirkung der Landstände wieder aufzunehmen.

Der im Februar neu gewählte Landtag der Großherzogtümer war aufgelöst worden, auch Neuwahlen nicht angeordnet. Da aber die (freilich aufgehobene) Verfassung bestimmte, daß die Kammer, wenn der Auflösung nicht die Anordnung von Neuwahlen folge, nach zwölf Wochen auch ohne Einberufung wieder zusammentreten solle, so versammelten sich Ende September sechsundzwanzig Mitglieder der Linken in Ostorf bei Schwerin, um zu protestieren; auch fünfundzwanzig Mitglieder der Rechten — unter ihnen der frühere Minister von Lützow — reichten eine ähnliche Rechtsverwahrung ein. Eine Antwort darauf erging nicht. Überhaupt waren die Proteste und Angriffe auf den Schiedsspruch im ganzen Lande zahlreich. Nur die Landschaft beschloß, obgleich nicht ohne Widerspruch, die ihr durch den Spruch wieder zugewiesenen landständischen Rechte aufzunehmen.

„In Deine Hände, mein Gott, befehle ich alles!“ schrieb der Großherzog in sein Tagebuch. Die rückläufige Bewegung in ganz Deutschland hinderte ihn, mit seinen Reformgedanken sofort hervorzutreten. Auch in Mecklenburg machte sich wie sonst nach den Jahren der Erregung ein Gefühl von Ermüdung geltend, das Neuorganisationen nicht günstig war. Doch behielt er fest im Auge, was er versprochen hatte: er empfand es als eine Schuld seinem Volke gegenüber, die ihn drückte, solange sie unbezahlt war. Aber Gottes Wege führten ihn so, daß in der Zeit der Unbefriedigtheit ihm nicht die Freudigkeit zu wirken verloren ging. Man kann sagen, er hat in dieser Übergangszeit bewiesen, daß die beste Verfassung ein guter Regent ist.



Zweites Kapitel.

Die Vermählung.

Man saß zu Tisch im Neustädter Palais. Das Gespräch — es war am 12. Dezember 1848 — war auf Prophezeiungen gekommen. Als ein merkwürdiges Beispiel aus ihrem Bekanntenkreise erzählte die Gräfin Blücher dem neben ihr sitzenden Großherzoge, der Prinzessin Auguste von Reuß sei früher einmal prophezeit worden, sie würde spät heiraten, dann aber eine regierende Fürstin werden; und bis zur Stunde sei sie auch noch unvermählt. „Wie wunderbar!" dachte der Großherzog; denn er wußte, daß die Erzählerin keine Ahnung davon hatte, wie oft bei der Prinzessin seine Gedanken weilten.

Und doch war es nicht mehr allein sein Geheimnis. In der preußischen Königsfamilie war die Vermählung des jungen Großherzogs in Erwägung gezogen worden; und als nun zu einer Besprechung die Großherzogin Alexandrine nach Sanssouci zu reisen im Begriffe stand, hatte sich der Großherzog entschlossen, der Mutter sein Herz zu öffnen. Sie hatte ihm keine bestimmte Antwort gegeben, sondern ein Jahr Prüfungszeit ausbedungen. Und nun erfuhr er von jener alten Prophezeiung!

Wohl hatte das Herz der Mutter die bevorstehende Verlobung der Herzogin Luise mit dem jungen Fürsten Hugo von Windischgrätz in hohem Maße in Anspruch genommen; aber sie vergaß darüber der Abrede nicht: einen Tag, bevor das Jahr abgelaufen war, am 10. Juli 1849, brachte ein Brief der Mutter aus Marienbad dem Großherzoge das ersehnte Ja.

Aber wie? War auch Prinzessin Auguste noch frei? Und dachte sie noch an die Dresdener Zeit und an „Prinzchen", der so viele Jahre hindurch ihr die Treue bewahrt, ihr, seiner ersten Jugendliebe? Er schrieb, Gewißheit zu erlangen, an die Mutter und begleitete mit zitternden, hoffenden Gedanken den Brief nach Stonsdorf. Sorgfältig berechnete er, wann der Brief dort ankommen könnte, wann man ihn beantworte, wann die Antwort zurückkommen könnte, in höchster Unruhe, als die nach der Berechnung früheste Post keinen Brief ihm brachte.

Allein fast wäre alle Berechnung der Ungeduld hinfällig geworden. Der Großherzog hatte zu einer Entenjagd auf dem See von Neukloster sich eine Anzahl Gäste eingeladen, deren Kähne in etwa je 120 Schritt Entfernung denjenigen, in welchem sich der Großherzog mit seinem Leibjäger Rochow befand, umgaben. Da flog vor dem Kahne des Hauptmanns P. eine Ente auf, nach der See-Mitte hin streichend. Sofort legte der Hauptmann an; man rief ihm zu: „Schießen Sie nicht!" Allein es war zu spät: direkt auf den Kahn des Großherzogs zu hatte er den Schuß schon abgegeben. Alles blieb ruhig; nichts störte die Jagd. Man sah nur den Leibjäger aufstehen und mit einem Taschentuche auf den Großherzog zuschreiten. Der Fürst war getroffen; aus mehreren Wunden rieselte das Blut den Nacken hinab. Außer sich vor Schmerz, wollte der Hauptmann in den See springen; aber die Kahngenossen hielten ihn fest und ruderten nach der See-Mitte zu, daß er bei dem Großherzoge sich entschuldige. Nicht ein Wort des Tadels hatte dieser. „Seien Sie in Zukunft vorsichtiger!" sagte er in ruhigstem Tone zu dem ganz Fassungslosen, ließ sich, da das Blut ziemlich stark floß, obenhin verbinden und verbot, die Jagd zu unterbrechen und überhaupt von dem Vorfalle zu sprechen. Allem Gerede zu begegnen, erschien er am folgenden Tage, den Helm auf die schmerzenden Wunden gedrückt, auf der Parade. Bald indes heilten diese, sobald die eingedrungenen Schrotkörner herausgeschnitten waren.

Da langte, für den ungeduldig Harrenden um zwei Posttage zu spät, das Antwortschreiben der verwitweten Fürstin Reuß aus Stonsdorf an. Es war Sonntag. Herrlich hatte Kliefoth, jetzt Superintendent in Schwerin, über die Speisung der Viertausend mit Beziehung auf die Tageslehren gesprochen: als der Großherzog nach Hause kam, lag der entscheidungsvolle Brief für ihn da. Die Fürstin schrieb sehr herzlich und teilnehmend; aber der Entscheidung der Prinzessin, ihrer Stieftochter, wollte sie nicht vorgreifen.

Die Prinzessin Auguste hatte, bevor sie fünf Jahre alt war, ihre Mutter durch den Tod verloren. Das ward entscheidend für ihre ganze Entwickelung. Aufgewachsen ohne den Sonnenschein mütterlicher Liebe, zog sie sich in sich selbst zurück und führte ein verborgenes Innenleben. Wohl konnte sie heiter und fröhlich sein wie andere Kinder, aber in der Tiefe ihrer Seele lag die Sehnsucht nach der Verklärten als ein starker Zug nach oben. Der Fürst, ihr Vater, hatte mit der Schwester der verstorbenen Fürstin Eleonore, der Gräfin Karoline von Stolberg-Wernigerode, sich wieder vermählt. Innig und herzlich gestaltete deren Verhältnis sich auch bald zu den Stiefkindern: aber das Sinnen und Weben des jungen Herzens vertraute die Prinzessin Auguste doch nur Gott allein. Zur Jungfrau herangewachsen, verlor sie auch den Vater. In Gott sah sie fortan nur ihren Vater. In Stonsdorf gestaltete sich das Leben sehr freundlich. Dort lebten auch gewöhnlich die Fürstin Dorothea, die Witwe des Fürsten Heinrich IX. Reuß, und die Fürstin Klementine, die Witwe des Bruders ihres Vaters. Allein jene starb im Oktober 1848, und diese, die ihr innerlich besonders nahe gestanden hatte, im folgenden Frühjahre. So war es still und einsam in dem freundlichen Schlosse zu Stonsdorf geworden: der Odem einer leisen Trauer wehte durch die Hallen.

Niemandem sagte der Großherzog von dem Briefe: bald fühlte er, von Hoffnung gehoben, sich als den glücklichsten der Menschen, bald wieder zagte er voll Unruhe. Spät am Abend

setzte er sich hin und schrieb bis gegen Mitternacht an die Fürstin und die Prinzessin. Da wurde ihm leichter ums Herz; aber am nächsten Tage quälte ihn wieder die gleiche Unruhe. Gegen Abend fuhr er, nach seiner Gewohnheit selbst die Zügel führend, mit dem Kammerjunker von Wickede im Buchholz bei Schwerin spazieren, ungewöhnlich ernst gestimmt. Plötzlich wandte er sich zur Seite. „Wickede,“ fragte er, „möchten Sie an meiner Stelle sein?“ Ruhig meinte dieser, daß er, wenn er auch bei dem Tausche gar nichts im Stiche ließe, doch ablehnen würde. Der Großherzog gab keine Antwort, sondern schien wieder in Nachgrübeln zu versinken. Dann, als es dunkelte, lenkte er zum Bahnhofe, stieg vor den Augen des erstaunten Wickede in den Zug und fuhr, nur von einem Kammerdiener begleitet — niemand wußte, wohin.

Die Reise ging nach Sanssouci, wo der Großherzog dem preußischen Königspaare von seinem Vorhaben, wie von der bevorstehenden Verlobung der Herzogin Luise Mitteilung machte. Dann hatte er eine lange Unterredung mit dem Bruder der Prinzessin Auguste, dem Prinzen Heinrich IV. Reuß. Der alte Dresdener Freund sprach mit rückhaltloser Offenheit: er glaubte nicht, daß seine Schwester, wie er sie kenne, ihr Ja-Wort geben werde. Die beiden Freunde kamen überein, die Brautfahrt gemeinschaftlich zu unternehmen; denn der junge Großherzog war nun wieder ganz in Schwermut und Sorge gestürzt. In Berlin war kein Hofwagen zur Stelle. Zu Fuß gingen die Freunde nach dem Schlosse; da aber die Zeit drängte, so nahmen sie am Durchgange eine Droschke und fuhren, so schnell der Gaul nur laufen konnte, nach dem fernen Schlesischen Bahnhofe. Glücklich erreichten sie den Nacht-Schnellzug noch und fuhren nun durch die Nacht Schlesien zu.

In Bunzlau am Morgen des 25. Juli verließ der Großherzog den Zug, um mit Extrapost über Löwenberg und Hirschberg Stonsdorf zu erreichen: immer noch eine Fahrt von sechs bis sieben Stunden. Aber mit jeder Stunde, je näher die

Entscheidung rückte, stieg seine Beklommenheit. Wortlos saßen in der alten Postkalesche die Freunde neben einander. Endlich war man in Stonsdorf. Bei der Brauerei ließ der Großherzog halten: Prinz Reuß stieg in den Einspänner des Kammerdieners und fuhr zum Schlosse vorauf. Eine Ewigkeit in seinen quälenden Gedanken däuchten dem Großherzoge die fünf Minuten, die er warten mußte. Da kam Prinz Heinrich zurück und setzte sich wieder neben den Großherzog. „Auguste ist entschlossen!" lautete sein kurzer Bericht, und den Schloßberg hinauf jagte die gelbe Postchaise.

Mit warmer Herzlichkeit empfing die verwitwete Fürstin den eben erst ihr angekündigten Gast. Dann ging sie, ihre Tochter zu holen. Nach einigen Augenblicken kehrte sie mit der Prinzessin Auguste zurück. In langer, stummer Bewegung stand sich das junge Paar gegenüber. Endlich fanden sie allmählich Worte, sich auszusprechen. Die Mutter segnete sie und ließ sie allein. Der Großherzog war wie im Traume: ganz unfaßlich erschien ihm sein Glück, als er nun im Fenstererker auf dem Sopha neben seiner Braut saß und sein Herz ihr öffnete. „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen" (Psalm 118, 23), war der Eindruck, der die Prinzessin ganz erfüllte.

Tagebuchblätter:

„Den 26. Juli. Ein namenloses Glück! Welche wundervolle Erscheinung ist Auguste! So ruhig, edel, mild, schön im Ausdruck. Morgen-Andacht: Psalm 111. Nun danket alle Gott. Frühstück: mit Auguste im Eckzimmer gesessen, geschrieben. Nach Tisch im Garten; Auguste war tief bewegt. An ihrer Seite, ihre Hände in den meinigen, in dieser wundervollen Gegend, das herrlich beleuchtete Gebirge vor uns, Gott zum Zeugen: es war eine zauberische halbe Stunde! Fahrt nach der Heinrichsburg. Herrliche Beleuchtung. Im Mondenschein zu Fuß zurück, sie am Arme. Ihr Ausdruck ist himmelsmild,

ihre Augen wundervoll, ihre Sprache klangvoll. Musiciert beim Thee. Sie sang seelenvoll. In der Nische gesessen. Um zwölf Uhr zur Ruhe!

Den 27. Juli. Andacht. Heinrich abgereist. Mit Auguste spazieren gegangen. Frische Luft und heitere Stimmung. Reizender, freundlicher Ausdruck. Auf die Laube durch die Kastanien-Allee über den Bergrücken nach der Bank gegen die Falkenberge und Erdmannsdorf zu. Lange gesessen, von innerem Leben, mecklenburgischer Zukunft gesprochen. Sie faßt Mut. Schöne wechselnde Beleuchtung. In den Küchengarten. Bouquet in den mecklenburgischen Farben. Nach Tische nach Warmbrunn zum Grafen Schafgotsch. Auf der Fahrt hatte Auguste einen so ruhigen, freudigen Ausdruck. Auf der Rückfahrt beim Kirchhofe ausgestiegen und die Gräber ihrer beiden Eltern besucht. Ich freue mich, daß der Fürst mich gekannt hat. Immergrün gepflückt. Zu Fuß nach Hause. Abendgeläute von Freisdorf. Schwärmende Begeisterung früherer Tage. Mit Auguste im Erkerchen gesessen. Bouquet von mir von 1838 aufbewahrt: also doch! Kindlich hat sie sich viel mit dem „Prinzchen" beschäftigt.

Den 28. Juli. Morgenspaziergang in seliger Stimmung nach dem Prudel. Heller Blick auf das Gebirge. Andacht, bei der Auguste sang und spielte: ein Ton, der mir unvergeßlich ist und jeden Gottesdienst mir durchwehen wird. Nach dem Schloßberge gegangen. Auf seinem höchsten Gipfel saßen und standen wir lange sprachlos. Zu Hause mit ihr in das Zimmer des Vaters gegangen. Schmerzlich-schöne Abschiedsstunde. Sie schenkte mir einen Ring mit Forget me not. Abreise. Winken. Zurückgeblickt. Wie anders sah der Platz vor der Post jetzt aus als am 25.!

Den 29. Juli. Um fünf Uhr in Berlin. Augustens beide Brüder da. Empfang in Grabow; Mama und Wiwi und alle Bekannte in Ludwigslust. Empfang in Schwerin; allgemeine

Teilnahme. Gearbeitet. Illumination. Mir ist alles wie ein Traum. Meine liebe Auguste!

Den 30. Juli. Deputation der Kammer und viel Besuch.

Den 31. Juli. Mama nach Doberan gereist. Erster Brief von Auguste! Tausendmal gelesen. Dem lieben Wesen geschrieben. Nach dem Werder geritten in seliger Stimmung.

Den 1. August. Ihren Brief immer wieder gelesen. Ich kann nicht arbeiten. Liebe und Pflicht haben noch nicht ihr Gleichgewicht gefunden; doch muß auch das kommen. Herrlicher Brief von Onkel Wilhelm aus Fischbach." —

Glückselig und Gott aus vollem Herzen dankbar überließ sich der junge Fürst seinen Empfindungen, zu lieben und sich wieder geliebt zu wissen. Ohne jede äußere Rücksicht hatte er gewählt: um so inniger schloß ihn die geliebte Braut in ihr Herz. Und welch' köstlich Ding, daß er die, die seine erste Liebe gewesen, seine einzige Liebe geblieben war, mit der er in christlicher Innigkeit so ganz sich eins wußte, nun durch Gottes besondere Gnade wirklich als die Seine heimführen durfte! Das gab dieser Verlobung den Schimmer romantischer Verklärung und vertiefte die freudige Teilnahme, welche der weite Kreis der Verwandten, wie sein ganzes Land dem Großherzoge entgegenbrachte.

Sobald der Schluß der Kammer-Beratungen es nur verstattete, eilte der Großherzog wieder nach Stonsdorf und verlebte vom 25. August bis zum 3. September herrliche Tage dort im innigsten Verkehre mit der Braut, die nur ein kurzer Besuch in Fischbach bei dem Prinzen Wilhelm von Preußen unterbrach.

In Dresden hatte sich unterdessen die ganze großherzogliche Familie versammelt; nur die Herzöge Wilhelm und Gustav fehlten. Der Großherzog eilte herüber, sie zu begrüßen. Am nächsten Tage folgte auch die Prinzessin Auguste, um dem Kreise der Verwandten ihres Bräutigams vorgestellt zu werden. Es war ein guter Eindruck, den sie auf die fürstlichen Damen

machte. In Pillnitz wurde sie als Braut dem sächsischen und dem zum Besuche dort weilenden preußischen Königspaare vorgestellt. Dann kehrte sie wieder in die ländliche Stille von Stonsdorf zurück. Denn den Großherzog riefen seine Herrscherpflichten nach dem Westen, wo die mecklenburgische Division gegen die Freischärler in der Pfalz und in Baden im Felde stand.

Bis Halle geleitete der Großherzog Mutter und Schwester, dann bis Eisenach die Herzogin von Orleans, die hier ihren Wohnsitz genommen, mit ihrer Stiefmutter, der Erbgroßherzogin Auguste. Die Nacht hindurch reiste er ohne Aufenthalt nach Frankfurt weiter. Hier begrüßte er in Onkel Wilhelm, dem „Prinzen von Preußen", den Oberbefehlshaber, welcher der Haltung der auf Reichsrequisition mitkämpfenden Mecklenburger hohes Lob spendete. Sie hatten bei Waldmichelbach und Siedelsbrunn die Vorhut der Freischärler zersprengt, mit äußerster Zähigkeit Ladenburg bis zum späten Abend gegen große Übermacht behauptet und bei Groß-Sachsen, Jäger und Artillerie auch bei Gernsbach wacker mitgestritten. Jetzt lagen sie als Okkupationstruppen in der Umgebung von Donaueschingen.

Bis Karlsruhe kamen dem Großherzoge sein Bruder und der Oberst von Witzleben, der Kommandeur der Division, entgegen. Das Gefechtsgelände von Ladenburg wurde eingehend besichtigt, Verwundete in Heidelberg besucht, dann über Rastatt und Freiburg durch das Höllenthal die Fahrt nach Donaueschingen gerichtet. Mit freudigem Hurra begrüßten in Hüfingen zuerst die mecklenburgischen Jäger ihren Landesherrn. Drei Tage weilte der Großherzog inmitten seiner Truppen, besichtigte die Bataillone, versammelte wiederholt im Schützen zu Donaueschingen, wo er wohnte, die Offiziere um sich und verlieh denen, die sich hervorgethan, das Militär-Verdienstkreuz. Dann eilte er der Heimat zu, um die schon zur Heimkehr sich anschickenden Truppen in Mecklenburg selbst zu empfangen. Zwei Tage nach

ihm, am 20. September, traf auch schon die Infanterie ein, die Dragoner und die Artillerie, die den Heimmarsch zu Fuß gemacht, freilich erst vier Wochen später.

Der Herbst kam: er brachte festliche Tage. Am 5. August war in Doberan die Verlobung der Herzogin Luise mit dem Prinzen Hugo von Windischgrätz gefeiert worden. Prinz Hugo war der zweite Sohn des Fürsten Veriand, dessen Bruder durch die Niederwerfung der Revolution in Wien sich berühmt gemacht hatte. In Marienbad hatte Prinz Hugo, zurzeit Rittmeister bei den Palatinal-Husaren Nr. 12, das Herz der jungen Herzogin gewonnen und ihr Ja-Wort trotz des Unterschiedes im Bekenntnis und im Range erhalten. Dem Großherzoge war es sehr schmerzlich, sich von der ihm innerlich so nahe stehenden Schwester zu trennen: um so freigebiger sorgte er für eine gesicherte Begründung des jungen Haushaltes. Am 20. Oktober fand die Vermählung in Ludwigslust statt: die Trauung wurde zuerst nach lutherischem, dann nach katholischem Ritus dort vollzogen.

Die eigene Vermählung hatte der Großherzog auf den 3. November angesetzt. Nochmals eilte er, die Braut zu sehen, nach Stonsdorf. Am 28. Oktober ging er dort mit Prinzessin Auguste, die in bräutlichem Schmucke, in weißem Kleide mit dem Myrtenkranze im dunklen Haar, dazu erschien, zum heiligen Abendmahl. Nie hatte seit den Bonner Tagen die schöne Feier einen zugleich so tief bewegenden und herrlich erhebenden Eindruck auf den jungen Fürsten gemacht wie jetzt. Lange stand dann das fürstliche Paar an dem Grabe der Eltern der Prinzessin, die in der Liebe des geliebten Bräutigams reichlich das wiederfinden sollte, was sie in den Eltern vor langen Jahren verloren hatte.

Um Zeit zu ersparen, wie er pflegte, reiste der Großherzog noch in der Nacht zurück, am Morgen in Berlin von den Brüdern der Braut und dem Prinzen Karl von Windischgrätz

begrüßt. Doch nur wenige Stunden weilte er: in die Heimat zog es ihn.

Unterdessen hatte sich der Oberst von Sell, zum Oberhofmeister der künftigen Großherzogin bestimmt, mit dem Kammerherrn von Lefort nach Stonsdorf begeben, um feierlich die Prinzessin-Braut nach Wittenberge, an die Grenze des mecklenburgischen Landes zu geleiten. In einem mit Blumen und Draperien geschmückten Extrazuge begab sich der Großherzog am 2. November dorthin; selbst wollte er in sein Land die Braut einholen. Es war ein eigenes bewegtes Wiedersehen: nach den idyllischen Tagen von Stonsdorf jetzt inmitten der strahlenden Pracht des Hofes. Auch die Herzogin Marie von Altenburg war nach Wittenberge gekommen, die Braut ihres Neffen zu begrüßen.

Der Extrazug führte die fürstlichen Verlobten nach Grabow. Hier empfing, zuerst auf mecklenburgischem Boden, die Großherzogin Alexandrine mit den Geschwistern des Großherzogs die künftige Schwiegertochter. Es war ein sonnig schöner Herbsttag. Eine Reihe offener Hofwagen, Kutscher und Lakaien in blauer Festlivree, stand bereit zu der kurzen Fahrt nach Ludwigslust. Schnell ordnete sich der festliche Zug: die dritte Schwadron der mecklenburgischen Dragoner eröffnete, eine andere schloß ihn. Neben dem Wagen der Prinzessin ritt der Großherzog. Postillone und berittene Bauern aus der Umgegend gaben das Geleit. Im scharfen Trabe ging es nach Ludwigslust; aber in gemessenem Schritte erfolgte der Einzug in die festlich geschmückte Stadt, in der die Gewerke und Schulen Spalier bildeten, während die Garde in langer Front auf dem Schloßplatze stand. Unter den freudigen Hochrufen der ganzen Bevölkerung betrat die Braut das Residenzschloß, die Geburtsstätte ihres jungen Bräutigams, der glückstrahlend an ihrer Seite schritt.

Der Hochzeitstag — der 3. November 1849 — brach an. Ganz früh schon war der Großherzog ausgeritten, wie er pflegte; in der Einsamkeit des Waldes suchte er Sammlung.

Nach Tische zog er sich in sein Zimmer zurück, um in stillen Gedanken und im Gebet sich zu erheben. Um sieben Uhr holten die Herzöge Gustav und Wilhelm ihn ab; heftig pochte ihm das Herz, als er in ihrer Mitte nach dem chinesischen Zimmer dahinschritt, in dem die Prinzessin Auguste in lieblichem Brautschmucke ihn erwartete.

Unterdessen hatten in dem Goldenen Saale des Schlosses die am Schweriner Hofe beglaubigten Gesandten, die Deputationen der Universität, der Landesbehörden, der Städte, die geladenen Gäste Aufstellung genommen. Im Zuge trat mit seinen fürstlichen Gästen der Hof ein.

Der Oberhofprediger Walter vollzog die Trauung; unter dem dröhnenden Donner von Kanonenschüssen wurden die Ringe gewechselt; kniend empfing das fürstliche Paar den Segen. Ein himmlisch-verklärter Ausdruck lag auf den Zügen der Braut: ihr war, als wenn Scharen von Engeln sie umgäben und der HErr selbst sein Ja und Amen spräche.

„Unbeschreibliche Gefühle“ erfüllten den Großherzog; er empfand es deutlich, daß er in eine neue Epoche des Lebens eingetreten war. Sein Tagebuch bricht ab: jene Worte sind die letzten, die er eingezeichnet hat. Fortan sind nicht mehr stumme Blätter seine Vertrauten, sondern die junge Gemahlin, die er mit der ganzen schwärmerischen Liebe seiner reinen Seele umfängt.



Drittes Kapitel.

Die Kirche.

Nimmer so hoch, wie es gestanden, schlägt das Pendel zurück. Zu seiner altständischen Verfassung war Mecklenburg zurückgekehrt; aber manches von dem, was die bewegten Jahre heraufgeführt, blieb doch erhalten. Dazu gehörte der Oberkirchenrat der mecklenburgischen Landeskirche.

Durch die Reformation waren in den evangelischen Ländern die Landesherren als Oberbischöfe die höchste Instanz in Kirchensachen geworden. Allein in Mecklenburg gab der Erbvergleich von 1755 der Ritter- und Landschaft eine Mitwirkung nicht nur in allen staatlichen, sondern auch in den kirchlichen Angelegenheiten. Nur im Domanium unbeschränkt, hatten die Herzöge darüber hinaus das „ratsame Bedenken" der Stände einzuholen. Herzog Friedrich der Fromme, ein strenger Pietist aus der hallischen Schule, ließ das gelten. Und an den Einrichtungen, wie sie allmählich sich ausgebildet hatten, vermied sein Nachfolger, Großherzog Friedrich Franz I., überhaupt wenig für kirchliche Dinge angelegt, irgend etwas zu ändern. Die Besetzung der Pfarrstellen besorgte meist sein Kabinetssekretär Höse. So griff denn mit der Zeit eine gewisse Gleichgültigkeit und geistliche Mattigkeit Platz. Die Kirche war Kabinetssache geworden; die kirchenregimentlichen Geschäfte besorgte die Regierung. „Man nich zu hastig! Man nich zu schroff!" wandte der Regierungsrat Knauth dem Dr. Kliefoth ein, wenn

dieser, seit 1844 Superintendent in Schwerin, auf reformierende Strenge drang.

Denn die Geistlichen Mecklenburgs standen durchweg in einem landläufigen, ehrbaren Rationalismus, wie sie in jungen Jahren in Rostock und Halle ihn in sich aufgenommen hatten. Sie waren gute Gesellschafter, tüchtige Ackerwirte, führten ein streng sittliches Leben, sorgten auch für das Gemeinde-Schulwesen, aber kirchliches Bekenntnis lag ihnen fern. Es gab unter ihnen auch einige Pietisten, die wohl christliches, aber ebenso wenig kirchliches Bekenntnis besaßen. Was aber allen einen Halt gab, war, daß sie durch Katechismus, Liturgie und Gesangbuch gebunden waren. Von einer Freudigkeit im Amt, von einem fruchtbaren Wirken in der Gemeinde, von einem freien Bekennen war bei den meisten nichts zu spüren.

Das Meer kräuselte sich, als König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg: manche Welle schlug von Preußen herüber; aber sie verlief sich in dem flachen Wasser. Tiefere Erregung brachte das Jahr 1848. Der demokratischen Forderung, die Kirche unter den Staat zu stellen, begegnete der junge Großherzog durch die Einsetzung der Kirchen-Kommission, welcher er die bisherigen Regierungs-Befugnisse mit Ausschluß der Kirchen-Hoheitsrechte übertrug. Am 1. Januar 1849 trat sie in Wirksamkeit, zunächst um die Berufung einer Landessynode vorzubereiten. Ein Jahr später — am 19. December 1849 — gestaltete er sie in den Oberkirchenrat um, eine ständige Behörde, geeignet, die oberbischöflichen Rechte des Landesherrn wahrzunehmen. Zwar fiel der Gedanke, eine Synode zu berufen, mit der Verfassung; aber als Organ des oberbischöflichen Amtes wurde der Oberkirchenrat beibehalten. Freilich nach Wiederherstellung der altständischen Verhältnisse erhob die Ritterschaft heftigsten Einspruch dagegen: sie wollte in ihm ein Produkt der Revolution sehen, während er in Wirklichkeit ein Ausdruck der monarchischen Autorität war. So ganz unbegründet indes war der Einspruch der Stände nicht; der Erbvergleich gab ihnen

das Recht, auch in Kirchensachen mitzusprechen, namentlich wenn die Kirche von dem Staat Schutz oder Unterstützung begehrte. Es war demnach ein billiger Ausgleich, wenn der Großherzog sich dahin entschied, daß in solchen Fragen, in denen der Staat der Kirche etwas zu gewähren habe, den Ständen ihr altes Recht unverkürzt gewahrt bleiben solle, daß aber in den inneren Angelegenheiten der Kirche, in Kultus und Liturgie, Lehrwesen und Prüfungsordnung, im Namen des Oberbischofs der Oberkirchenrat selbständig handle. Zwar erhob auch hiergegen die Ritterschaft Einspruch und versagte dem Oberkirchenrat ihre Anerkennung; aber der Großherzog hielt daran fest, daß ihm allein die Entscheidung zustehe, durch was für Behörden er seines oberbischöflichen Amtes walten wolle.

Dem Oberkirchenrat hat die Kirche Mecklenburgs ihre innere Erneuerung zu danken. Die Seele der neuen Behörde war Kliefoth, ein ergreifender Kanzelredner, ein bedeutender Gelehrter, voll drängenden Eifers, die Landeskirche in lutherischem Geiste neu zu erbauen, das religiöse Leben in den Gemeinden neu zu entfachen und die Geistlichkeit zu rechten Hirten der Seelen zu machen. Einen festen Halt gab ihm, daß er in diesem Streben sich durchaus mit dem Großherzoge eins wußte. Denn je inniger der junge Fürst das Christentum erfaßte und Leben und Wirken darauf gründete, um so mahnender empfand er die Verpflichtung, auch hierin seinem Volke, nicht durch sein Beispiel bloß, ein Führer zu sein. Aber er zügelte Kliefoths brennenden Eifer und sorgte, daß, was geschehen mußte, nur in der schonendsten Form geschah: neben Paulus der milde Johannes.

Vor allem erschien dem Oberkirchenrat, als er seine reformierende Thätigkeit begann, in vielen Pfarrstellen die Beseitigung nicht weniger der bisherigen Inhaber als sehr wünschenswert. Aber doch, so lange Gott sie trüge, waren sie zu tragen; so lange sie nach dem Katechismus predigten und unterrichteten, konnten ihre theologischen Mängel getragen werden.

Einer indes gab einen eigenen Katechismus heraus, um ihn an die Stelle des Landeskatechismus zu setzen: er mußte emeritiert werden.

Zugleich wurde eine neue Synodal-Ordnung erlassen. Je sechs bis zwölf Pastoren bildeten eine Präpositur, die alljährlich ihre Synode hielt. Da hatten die Herren denn bisher meist recht hübsch mit einander gegessen und getrunken und sich nach Gefallen unterhalten. Die neue Ordnung verlangte wissenschaftliche Arbeiten theologischen Inhalts, die auf den Synoden besprochen wurden; die Besprechung bestimmter kirchlicher Fragen wurde vorgeschrieben und die Stellung von Anträgen aus der Mitte der Synode angeregt. Das wirkte sehr zum Guten und gewann selbst manchen der älteren Pfarrherren.

Auch unter den jüngeren Pfarrern und den Hülfsgeistlichen gab es manche, die gar nicht ins Pfarramt gehörten; andere bekannten selbst ihre Unfähigkeit. Alle diese wurden mit einer reichlichen Pension emeritiert, die ihnen den Übertritt in einen anderen Lebensberuf ermöglichte.

Ebenso mußten die Kandidaten gesichtet werden. Es wurde eine neue Prüfungs-Ordnung erlassen. Die Folge war, daß zahlreiche Kandidaten Landleute wurden, ins Lehramt übertraten oder sonst einen andern Beruf ergriffen.

Bisher war der Zug der mecklenburgischen Studenten nach Halle gegangen; so weit es die Verhältnisse zuließen, wurde er nunmehr nach Berlin gelenkt. Denn hier hatte unter König Friedrich Wilhelm IV. die theologische Fakultät eine tiefgreifende Erneuerung erfahren. Ein gleiches wurde jetzt für die Landes-Universität Rostock ins Auge gefaßt. Hier war die Säule der theologischen Fakultät Fritzsche, ein bissiger Rationalist, in der Exegese des Neuen Testaments, was das Kritische und Philologische anbetraf, recht tüchtig, aber kein Theologe. Neben ihm lehrte Bauermeister, ohne wissenschaftliche Tiefe, in den Geleisen der hallischen Rationalisten Wegscheider und Gesenius. Jetzt wurde aus Hamburg Krabbe nach Rostock berufen, dann Hofmann,

Delitzsch und Philippi, sodaß nunmehr ein anderer Geist hier die theologische Fakultät durchwehte und die Studenten wirkliche geistliche Förderung fanden.

Die Disciplinar-Behörde der Pfarrer war das Konsistorium in Rostock; aber es scheute sich, Ernst und Strenge zu zeigen. So stand es wenig in Ansehen. Und als nun ein eklatanter Fall seine moralische Schwäche offen darlegte, zögerte der Oberkirchenrat nicht länger einzuschreiten. Das ganze Konsistorium wurde neu besetzt: Krabbe erhielt den Vorsitz. Jetzt wurde es eine ernste Behörde, die im gegebenen Falle den Pfarrern nur die Wahl ließ, freiwillig mit Pension oder unfreiwillig ohne eine solche abzugehen. Alle ohne Ausnahme wählten das erste: so wurden die ungeeigneten Geistlichen ohne Schwierigkeit außer Thätigkeit gesetzt.

Das Gemeindeleben war bis zum Jahre 1848 durchaus kirchlich; infolge der politischen und socialen Bewegungen aber verlor es an Lebendigkeit und Wirksamkeit. Doch blieben Katechismus und Gesangbuch als Grundlagen des kirchlichen Lebens unverändert. Das war segensreich, da das altbewährte Gesangbuch alle Verwässerungen der Liedertexte sich fern gehalten hatte. Auch der Gottesdienst war in den äußeren lutherischen Formen noch da; aber von rationalistischen Händen war hier etwas fortgelassen, dort etwas hineingeflickt, sodaß die Ordnung in fast allen Kirchen verschieden war. Es waren sogar Taufen vorgekommen nicht auf den dreieinigen Gott, sondern auf Christum, auf die Tugend des Vaters, auf die Schönheit der Mutter. Langsam und vorsichtig war da zu bessern.

Die Kirchenordnung von 1650 bestand noch zu Recht. Da sie vergriffen war, wurde sie neu gedruckt und in Gemäßheit ihrer Bestimmungen Formulare über Taufe und Trauung, auch Grundsätze für die kirchliche Beerdigung herausgegeben und für das amtliche Handeln der Geistlichen maßgebend gemacht.

Gegen diese Wiederherstellung alter kirchlicher Ordnung regte sich wohl hie und da Widerspruch; zu einer ernsteren Verwickelung indes kam es durch das Verhalten des Professors Baumgarten in Rostock. Baumgarten war ein Holsteiner von Geburt, der an den politischen Bewegungen seiner Heimat in den Reihen der Liberalen lebhaften Anteil genommen hatte. Aber bestimmend für sein Wesen war die Überzeugung, daß er eine „unvergeßliche Stunde" gehabt hätte, durch die er mit dem heiligen Geiste erfüllt und zum Propheten berufen wäre, um als Reformator unter göttlicher Einwirkung der verderbten Kirche gegenüber zu treten. Widerspruch, wo er ihn auch erfuhr, war ihm einfach „Sünde". Freundlich, gewinnend trat er in Kiel, wo er als Privatdocent sich habilitiert hatte, in die geselligen Kreise; wer in diesen eine Autorität übte, den „strafte" er: er hielt ihm seine Sünde vor, setzte ihm einen Termin der Umkehr und übergab ihn, wenn er diesen nicht innehielte, dem „Teufel und seiner Großmutter". Bald war in Kiel seine Stellung unerquicklich geworden: er ging nach Schleswig ins Pfarramt. Hier zankte er, da er sonst keinen hatte, mit seinem Amte: er könne um zehn Uhr nicht predigen, verlange daher Verlegung des Gottesdienstes und sonst noch Änderung in diesem und jenem.

Auf Delitzsch' Anraten wurde Baumgarten 1850 als Professor der Theologie nach Rostock berufen. Auch hier kam er bald in mancherlei Zerwürfnisse, sodaß er in der Vorrede zu den Werken von Klaus Harms, die er herausgab, schrieb: was er in Mecklenburg vorgefunden, habe ihm nicht imponiert. Zumal überwarf er sich mit dem streng lutherischen Landrat von Maltzan, der sich nicht wollte „strafen" lassen, vielmehr auf die „windigen Gedanken" Baumgartens hinwies.

Allmählich drang die Verstimmung bis in die Fakultät. Als Examinator für das erste theologische Examen hatte Baumgarten die Prüfungsarbeit eines Kandidaten zu beurteilen, der in seinem Studiengange sich besonders an den Professor Philippi

gehalten hatte. Der Gegenstand der Arbeit war der Aufstand gegen die Königin Athalja; Baumgarten hatte die Aufgabe gestellt. Sein Votum ging dahin, daß die bestehenden Abweichungen des Berichtes der Chronika und der Könige richtig gelöst seien, der Verfasser auch mit Recht vermute, ohne es indes deutlich zu erkennen, daß es mit dem Thema auf Gewinnung einer Schriftlehre über die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution abgesehen sei. Die Arbeit mit dem Votum wurde dem Oberkirchenrat eingereicht. Dieser entschied sich dahin, die Akten dem Kultus-Minister zu übergeben. Das Ende war, daß Baumgarten aus der Prüfungskommission entlassen wurde. Trotzdem setzte er seine kritischen Invektiven gegen die bestehenden kirchlichen Ordnungen in Vorlesungen und Broschüren fort.

Da konnte denn nicht länger gezögert werden: der Minister von Schröter verlangte von dem Konsistorium in Rostock ein Gutachten über Baumgartens Lehrthätigkeit. Das Konsistorium erstattete es dahin, daß in den Schriften und Lehrvorträgen Baumgartens „Abweichungen von der lutherischen Lehre nicht nur vorhanden, sondern daß sie auch fundamentaler Art seien, da die Irrtümer und Häresieen Baumgartens sowohl den ganzen Bestand der kirchlichen Lehre und die in ihm enthaltene Glaubenssubstanz zersetzten, als auch die faktischen Bestände der kirchlichen Ordnung aufzulösen drohten.“ Daraufhin stimmte der Oberkirchenrat wie das Staatsministerium dafür, daß Baumgarten aus seiner Stellung zu entfernen sei. Auch für die letzte Entscheidung des Großherzogs lag die Frage klar. Die Reversalen von 1621 verpflichteten den Landesherrn den Ständen, das Regulativ von 1827 der Stadt Rostock gegenüber, an der Landesuniversität nur solche Lehrer anzustellen und zu dulden, welche die Heilige Schrift im Sinne der symbolischen Bücher der evangelischen Konfession und im Sinne der Schriften Luthers auslegten. Er verfügte daher am 6. Januar 1858, daß der Professor Baumgarten aus seinem Amte zu entlassen, sein Amtseinkommen jedoch unverkürzt ihm zu belassen sei.

Zwar fehlte es nicht an Äußerungen der Entrüstung über diesen „Gewaltakt“ in dem übrigen Deutschland. Aber den Großherzog machte es nie wankend, „wenn die Leute nachher die Mäuler aufsperrten.“ Das Konsistorial-Gutachten und die Gründe der Entscheidung wurden veröffentlicht: da verstummten denn allgemach die Tadler.



Viertes Kapitel.

Die Werke der Barmherzigkeit.

In den Jahren der allgemeinen politisch-socialen Unruhe hatte der Großherzog doch manche Nichtachtung vonseiten des Adels erfahren; schweigend hatte er sie über sich ergehen lassen, aber empfunden hatte er die Verkennung doch. Anderseits hatten auch damals Geister gar mannigfacher Art sich an ihn herangedrängt; oft war seine Güte und Offenheit mißbraucht worden. Das eine wie das andere machte ihn mißtrauisch und legte einen Schleier über sein Gemüt. Aber die junge Großherzogin Auguste verstand es, diesen Nebel wieder zu verscheuchen; sie hat ihren Gemahl wieder fröhlich gemacht, hat die rechte Freudigkeit des Wirkens ihm zurückgegeben.

Einfluß auf die Staatsgeschäfte erstrebte die Großherzogin nie; in der Gestaltung des Familienlebens sah sie ihre erste Aufgabe. Sie trat nicht gern in die Öffentlichkeit hinaus; wenn es aber doch geschah, so waren es Zwecke der Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, die sie bewegten. In solchem Thun wußte

sie mit ihrem Gemahle sich ganz eins; darin konnte sie stets auf seine offene Hand rechnen. Der gleiche Samariter-Sinn, aus dem Boden gleicher Glaubensfreudigkeit entsprossen, erfüllte sie beide. So sind all die Werke der Barmherzigkeit, deren Entstehung durch die lange Reihe der Jahre sich hinzieht, des jungen Herrscherpaares gemeinsames Eigentum, gleichgültig, ob die Fürstin es war, die sie ins Leben rief, oder der Fürst.

Beim Haselholze von der berittenen Bürgerschaft Schwerins empfangen, am Berliner Thor von den städtischen Körperschaften der Residenz und Deputationen aus dreißig Landstädten begrüßt, von einer unzähligen, freudig bewegten Volksmenge geleitet, hielt das Fürstenpaar am 7. November 1849 in Schwerin seinen Einzug. Nur wenige Tage währte jetzt der Aufenthalt. Dann begab es sich nach Sanssouci, wo der Großherzog seine Gemahlin in den Kreis der preußischen Königsfamilie einführte, und kehrte im Dezember nach Ludwigslust zurück. Mit dem Januar des nächsten Jahres aber nahm das Großherzogliche Paar dauernd im Neustädter Palais zu Schwerin seine Residenz.

In Schwerin war, als mit Begeisterung, wie das preußische, so auch das mecklenburgische Volk gegen die napoleonische Zwangsherrschaft sich erhob, ein Frauenverein entstanden, der sich die Linderung der Not, in welcher Gestalt sie auch erschiene, zur Aufgabe setzte. An der Spitze stand die Erbgroßherzogin Karoline Luise*), des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig zweite Gemahlin, Karl Augusts von Weimar warmfühlende Tochter. Sie hielt auch nach dem glorreichen Ende der Befreiungskriege den Verein zu weiterem wohlthätigen Wirken zusammen. So wurde 1816, in ihrem Todesjahre, das Karolinenstift in Schwerin ins Leben gerufen. Die Leitung des Vereins hatte zuletzt die Herzogin Luise bis zu ihrer Vermählung gehabt.

*) Ihr Andenken hat in unsern Tagen Lily von Kretschmann auf Grund ihrer Briefe in den Westermannschen Monatsheften (1892, Okt. flg.) erneuert.

Jetzt übernahm die Großherzogin Auguste das Amt. Der Zweck des Stiftes war, je zwölf arme Mädchen zu brauchbaren Dienstboten auszubilden. Diesem Zwecke die Erziehung der Kinder genau anzupassen, war das Augenmerk der Großherzogin. Sie sorgte, daß das Leben der Anstalt von christlichem Geiste getragen würde; sie entwarf selbst die Instruktion für die Vorsteherin; unausgesetzt bewies sie den Zöglingen ihre Fürsorge. Den ins Leben hinaustretenden gab sie selbst eine Bibel mit, in die sie ihnen einen Gedenkspruch einschrieb, der ihnen ein Halt in der Versuchung sein könne.

Auch in Ludwigslust konnte zunächst an Bestehendes angeknüpft werden. Hier hatte der Großherzog Paul Friedrich eine Taubstummen-Anstalt gegründet. Wie um ein teures Vermächtnis sorgte der Sohn sich um sie. Sehr häufig besuchte er die Anstalt, prüfte ihre Einrichtungen und ließ sich über die Verhältnisse eines jeden Schülers genauen Bericht geben. Stundenlang wohnte er dem Unterrichte bei, ließ die Schüler lesen und prüfte sie auch wohl einmal selber, sorgfältig bemüht, ihre Sprechweise verstehen zu lernen. „Denn," sagte der Großherzog, „wenn einmal später eins der Kinder zu mir kommt, muß ich doch verstehen können, was es will." Durch Anbau eines Flügels vergrößerte er die Anstalt, damit mehr Klassenzimmer gewonnen würden, und richtete zur gründlicheren Ausbildung der Zöglinge an Stelle des sechsjährigen einen achtjährigen Unterrichtskursus ein. Manche Eltern freilich widerstrebten der Verbesserung. „Ja," meinte er, „wir Menschen begreifen so schwer, was zu unserm Besten dient." Häufig fragte er auch die Lehrer: „Geschieht auch etwas zur Erheiterung, zur Freude der Kinder?" und mahnte zu Ausflügen in die schöne Natur.

Die eigene, ja die eigenste Schöpfung des Großherzogs indes war das Stift Bethlehem in Ludwigslust. Zwar fand er ein schwaches Reis in den Boden gesteckt vor; aber nur durch seine unablässige Sorgfalt und nie ermüdende Milde ist

es zu einem mächtigen, breitschattenden Baum herangewachsen. In dem Dorfe Kleinow bei Ludwigslust hatte Helene von Bülow-Camin ein kleines Kinderhospital gegründet, in welchem sie mit einer einzigen Diakonisse aus Kaiserswert das Samariterwerk übte. Mit Interesse erfuhr das Großherzogliche Paar davon; bald erschien es in Kleinow in dem unscheinbaren Häuschen, um selbst zu sehen und zu hören. Die Folge des Besuches war, daß der Großherzog das Hospital durch einen ansehnlichen Anbau erweiterte. Nun konnte es auch Frauen und eine erheblich größere Anzahl von Kindern in Pflege nehmen. Dazu indes waren jetzt die vorhandenen Kräfte nicht ausreichend. Das Haus erfuhr daher nochmals eine Erweiterung: das kleine Hospital verwandelte sich in eine Diakonissen-Anstalt zu dem Zwecke, christliche Pflegerinnen auszubilden. Schon am 3. November 1851 konnte diese eingeweiht werden. Als Oberin trat Fräulein von Bülow an die Spitze der Anstalt, die auf ihren Wunsch den Namen „Stift Bethlehem“ erhielt. Wiederholt noch mußte das Stift erweitert werden, um den Aufgaben eines Landes-Diakonissen-Hauses gerecht zu werden. Am 27. September 1853 schon konnten die ersten Diakonissen eingesegnet werden.

Ein Segen über das ganze Land ging von dem Stifte aus. Als im Jahre 1859 die Cholera das mecklenburgische Land schwer heimsuchte, da waren es die Pflegerinnen aus Bethlehem, die, wo man nur nach ihnen verlangte, erschienen, um die Pflege der Cholera-Kranken zu übernehmen. Und so segensreich war allerorten ihr Wirken, daß nach dem Erlöschen der Seuche das ganze Land seinen Dank ihnen abstattete: eine Schenkung von 30000 ℳ an das Stift, die der Landtag in Sternberg beschloß, gab dem Ausdruck. Diese Schenkung gewährte dem Stifte die Möglichkeit, einen eigenen Stiftsgeistlichen anzustellen; wie es schon längst der sehnliche Wunsch der Oberin gewesen war. Nun aber galt es zu sinnen, wie das Stift auch zu einer eigenen Kirche kommen könnte. Der Großherzog

erbaute sie dem Stifte zum Gedächtnis seiner Gemahlin, die Gott aus dem segensreichsten Wirken zu sich heimgerufen hatte. Am Sonntage Rogate 1864 wurde die Kirche eingeweiht.

Es war der eigenste Gedanke des Großherzogs, daß auch die Krankenpflege-Anstalten des Johanniter-Ordens in Mecklenburg, dem er seit dem 21. März 1863, vom Herrenmeister, dem Prinzen Karl von Preußen, durch Ritterschlag und Investitur feierlichst aufgenommen, mit warmen Herzen und offener Hand angehörte, an das kräftig aufblühende Stift Bethlehem Anschluß nehmen sollten. In der unmittelbaren Nähe desselben wurde daher aus Ordensmitteln das schöne Johanniter-Krankenhaus, für Männer und Knaben bestimmt, errichtet. Angethan mit dem schwarzen, das achteckige Ordenskreuz tragenden Mantel der Johanniter, von einer großen Zahl von Ordensrittern umgeben, vollzog der Großherzog am 1. März 1867 die Einweihung dieser neuen Erweiterung des Stiftes. Und wiederum, als der deutsch-französische Krieg die Welt erschütterte, zogen die Schwestern von Bethlehem hinaus, um in den Krankenhäusern des Ordens wie in den Lazaretten im Felde, wo man nur ihrer bedurfte, pflegend und tröstend zu helfen und zu dienen. In Anerkennung dessen überwies der Großherzog nach der Beendigung des Krieges dem Stifte eine erhebliche Summe: es kaufte dafür eine Büdnerei, die, an das Stift angrenzend, schon längst dessen Anlagen empfindlich eingeengt hatte.

Je mehr aber der Kreis der Wirksamkeit des Stifts sich erweiterte und auch für andere Werke der Barmherzigkeit die Hülfe der Bethlehems-Schwestern begehrt wurde, um so wichtiger wurde für das Stift die Frage, wie ein ausreichendes Maß des Ersatzes für die in dem Samariter-Dienste ihre Kräfte erschöpfenden Diakonissen sicher gestellt werden könnte. Zu diesem Zwecke wurde die Marien-Schule gestiftet, eingeweiht am 4. Juni 1873. Es war eine Diakonissen-Schule, deren Zweck es war, Probeschwestern dem Stifte heranzuziehen. Die Mittel zum Ankaufe des sehr anmutig gelegenen Hauses hatte wiederum

der Großherzog dem Stifte gewährt, der von Zeit zu Zeit erschien, um die Einrichtungen der Schule selbst in Augenschein zu nehmen. Auch denjenigen Schwestern, die in ihrem schweren Berufe die Kraft zu wirken verloren hatten, wandte der hochherzige Fürst seine Sorge zu. Für diese hielt er zum Gedeihen des Stiftes die Einrichtung eines Feierabend-Hauses für notwendig, das den Diakonissen wie deren Eltern die Beruhigung gäbe, daß auch in Alter und Krankheit für die Schwestern gesorgt wäre. Im Oktober 1875 hatte er die Genugthuung, das freundlich eingerichtete Haus durchwandern und in allen seinen Einrichtungen prüfen zu können.

Endlich gab das Jubiläum des Stiftes Bethlehem und seiner Oberin dem Großherzoge die erwünschte Veranlassung, zur Gründung einer Kleinkinderschule die Mittel zu spenden. Die Helenen-Schule wurde in Verbindung mit dem Stifte eingerichtet, um Lehrerinnen für Kleinkinderschulen durch sie auszubilden.

So erweiterte sich durch die Fürsorge des edlen Fürsten der Umfang der Stiftsanstalten unablässig, wie die Ausdehnung der segensreichen Thätigkeit der Schwestern von Bethlehem. Als der Großherzog sein vierzigjähriges Regierungs-Jubiläum feierte, wirkten außerhalb des Mutterhauses Ludwigsluster Schwestern an den Krankenhäusern zu Rostock und Plau, an dem Kinderhospital zu Schwerin, an dem Rettungshause in Gehlsdorf, an den Strafanstalten in Dreibergen, Güstrow und Bützow, an dem Siechenhause in Schwerin, an der Blinden-Anstalt in Neukloster, an der Anstalt für schwachsinnige Kinder in Schwerin, an der Kleinkinderschule in Leppin, sowie als Gemeinde-Schwestern in Rostock, Güstrow und Doberan. Aber auch außerhalb des Großherzogtums war eine nicht geringe Zahl von ihnen in der Krankenpflege thätig in Mecklenburg-Strelitz, in Oldenburg, in Lübeck, wie in den preußischen Provinzen Schleswig-Holstein und Hannover. Und all' diesen war das Stift das auch in der Ferne sie zusammenhaltende Heimatshaus.

und für den Lebensabend der friedliche Port. Selbst in seinen letzten Lebenstagen betrieb der Großherzog noch eine weitere Vergrößerung des Stifts, welche die Stände in dankbarer Erinnerung an den verewigten Fürsten in Gestalt eines bedeutenden Flügelanbaues bewilligt haben.

Auch den Bestrebungen des Frauen-Vereins in Ludwigslust ließ die Großherzogin Auguste wirksamste Förderung angedeihen. Denn das Ziel dieses Vereins, die Kranken zu pflegen und die Armen durch Zuweisung von Arbeit zu unterstützen, war ganz nach ihrem Herzen. Auf ihre Anregung bildete sich daher 1852 auch in Schwerin ein Frauen-Verein durchaus gleichen Zweckes. Fortlaufend spendete die Großherzogin reiche Gaben; über besondere Fälle, wo die Mittel des Vereins nicht zureichten, ließ sie sich berichten und half dann selbst mit Betten, Kleidungsstücken, Holz aus und ließ in der Hofküche Speisen bereiten, wie sie für die armen Kranken zuträglich waren. Darüber reifte denn bald der Gedanke, eine Versorgungs-Anstalt für hülflose alte Leute, die nicht mehr durch Arbeit sich ihren Lebensunterhalt verdienen konnten und ohne Familienanhalt waren, einzurichten. Indes dazu waren die Mittel des Vereins völlig unzulänglich: doch die Großherzogin wußte Rat. Unlängst hatte der Großherzog das alte Schützenhaus mit dem dazu gehörigen großen Garten gekauft und es der Domkirche zur Einrichtung einer kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalt geschenkt. Jetzt kam die Großherzogin als Bittende: sie erreichte, was sie wollte. Das Schützenhaus wurde für ihre alten Frauen ihr überwiesen und der Großherzog wies außer der Gartenpacht noch jährlich 1500 ℳ zum Unterhalte an. Damit war das Augusten-Stift gegründet, wenn es auch zunächst nur für vier Frauen Unterkunft gewährte. Am 3. August 1855 wurde es eingeweiht. Ein Hauselternpaar wurde eingesetzt; einer der Domprediger übernahm die Seelsorge und die Vorsteherin des Frauen-Vereins überwachte die Verpflegung der Alten. Aufsichtsbehörde wurde der Oberkirchenrat.

Stetig wuchs nun unter der unablässigen Fürsorge der Großherzogin das Stift, das nach ihr den Namen trug. 1857 wurde das ganze Haus umgebaut und dadurch für vierundzwanzig Freistellen Raum gewonnen, zu deren Unterhalte der Großherzog eine weitere Rente von 3000 ℳ jährlich aus den Einkünften der Herzog Friedrich-Stiftung bewilligte; 1858 wurde auch der Garten dem Stift überwiesen, für die Insassen zugleich eine Stätte nützlicher Thätigkeit und freier Erholung.

Der dritte Teil der Freistellen wurde vom 1. Januar 1858 an für Männer bestimmt. Allein schon sechs Wochen zuvor trat deren erster, ein alter Schustergeselle, ein. Er bewohnte eine nicht heizbare Dachkammer. Die Großherzogin, voll Mitleid, daß er noch bis Neujahr frieren sollte, schickte ihn ins Stift und bezahlte dort einstweilen für ihn die Pension. Einen Betsaal ließ der Großherzog einrichten, damit die alten Leute Sonntags nicht den weiten Weg zur Kirche zu machen brauchten.

Gern und häufig weilte die Großherzogin unter ihren „lieben Alten". Sie kostete selbst die Speisen, saß tröstend an den Krankenbetten, verbesserte die Zimmereinrichtungen und sorgte, daß, wenn sie ihre Kinder mitnahm, diese den alten Leuten allerhand kleine Geschenke mitbrachten zur Freude für beide Teile. Bei besonderen Gelegenheiten, wie an ihrem oder ihres Gemahls Geburtstage, richtete sie für die Alten stets ein fröhliches Fest aus. Zu Weihnachten sorgte sie für eine Bescheerung; dann saß sie, ihren jüngsten Prinzen auf dem Schoße, mit dem Großherzoge inmitten ihrer Alten unter dem brennenden Christbaum und sang mit ihrer schönen Alt-Stimme, von Herzen froh, die Weihnachtslieder mit. Und wenn von ihren alten Frauen sich eine zu der langen Reise anschickte, dann ward sie nicht müde, in freundlicher Zusprache den Trost des Evangeliums ihr zu spenden, und sorgte schließlich auch für ein Grabkreuz auf dem grünen Hügel. Denn aus ihrem Stifte stand jeder ihr nah.

Eine schwere Prüfungszeit war es auch für die durch den Tod des Prinzen Alexander schon tief gebeugte Großherzogin, als auf seinem Gange durch Europa der Würgengel der Cholera 1859 weite Striche Mecklenburgs verwüstete. So schrecklich wütete an manchen Orten damals die Seuche, daß fast deren gesamte Bevölkerung danieder lag. Das Korn, zur Ernte reif, des Mähers vergeblich harrend, verfaulte auf dem Felde; ganze Familien starben weg; es fehlte an Händen, die Kranken zu pflegen, ja die Toten zu beerdigen. Die Umgegend sperrte sich ab gegen die verseuchten Städte, deren Elend bis zur Unerträglichkeit steigernd. Wer fliehen konnte, floh. Aber durch die Flucht der Wohlhabenden wurden die Ärmeren brodlos; Hungersnot gesellte sich zur Pestilenz. In Goldberg konnte man nicht einmal Särge für die Toten beschaffen. Bald gebrach es auch an Lebensmitteln; denn niemand getraute sich hinein in die unglückliche Stadt, die schwerer als irgend eine heimgesucht war. Das nahe Dobbertin wagte nur bis an die Stadtgrenze Lebensmittel zu bringen. Totenstille lag über Goldberg; nur den Leichenwagen hörte man durch die Straßen rasseln. Täglich hielten die Geistlichen Gottesdienst und Abendmahls-Feiern in den Kirchen, der allgemeinen Verzagtheit zu wehren. Man veranstaltete Sammlungen von Geld und Gaben für die schwer getroffene Stadt. Der Großherzog sandte Hülfsärzte und Hülfsgeistliche nach Goldberg. Unvermutet erschien er dann selber am 4. September. Noch in Dobbertin versuchte man ernstlich ihn zurückzuhalten; man schilderte ihm das fürchterliche Wüten der Seuche in der Stadt; man stellte ihm die Größe der Gefahr eindringlich vor. Als Landesvater, sagte eine Stiftsdame zu ihm, gehöre er dem ganzen Lande. „Eben als Landesvater," antwortete der Großherzog ruhig, „gehe ich nach Goldberg." Er ließ sich dort über die Verhältnisse eingehend Bericht erstatten und überzeugte sich selbst von der Zweckmäßigkeit der getroffenen Maßregeln. Aber das Beste war doch, daß der ebenso teilnahmsvolle wie mutige Besuch ihres Landesherrn

den Goldbergern wieder Fassung und den mannhaften Entschluß, gegen den unheimlichen Feind anzukämpfen, zurückgab.

Allmählich besserten sich die Zustände in Goldberg. Dagegen steigerte sich während der ersten Hälfte des September die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle in Gnoien der Art, daß alle Bande der Ordnung auf das bedenklichste sich lockerten. Die Furcht vor Ansteckung lähmte alle Widerstandskraft: vor einer Cholera-Leiche zog jedermann scheu sich zurück. Der dorthin entsandte Regierungs-Kommissar, Gensdarmerie-Rittmeister J. von Wickede, mußte den ersten Toten, den er vorfand, mit eigener Hand in den Sarg betten und selbst auf dem Kirchhofe das Grab ihm schaufeln. Unermüdlich kämpfte er gegen die Seuche und gegen die Verzagtheit der Einwohner an; selbst mitten in der Nacht sah man ihn den Kirchhof inspicieren, ob seine Anordnungen auch genau ausgeführt wären. Da traf am 19. September auch in Gnoien der Großherzog ein, prüfte getrost und unbefangen, was angeordnet war, beriet mit dem Kommissar und den städtischen Behörden weitere Maßregeln und richtete die Bürgerschaft durch sein Beispiel unverzagter Zuversicht auf.

Von Gnoien fuhr der Großherzog nach dem auch sehr schwer geprüften Tessin. Unterwegs ließ er in Vilz halten, wo der Würgengel immer noch schreckliche Ernte hielt, und spendete Rat, Beistand und tröstende Teilnahme den ganz niedergedrückten Bewohnern des kleinen Ortes. In Tessin dagegen hatte er die Freude, den endlichen Rückgang der Seuche bestätigen zu hören.

Die schwere Not der Cholera-Zeit brachte dem lang gehegten Wunsche der Großherzogin nach einer Erweiterung ihres Augusten-Stiftes die Erfüllung. Die schwersten von allen Kranken, die Hoffnungslosen, hatte sie im Sinne: ein Siechenhaus sollte mit dem Heim der Alten in Schwerin verbunden werden. Die dazu nötigen Mittel wies der Großherzog teils aus vorhandenen Stiftungen an, teils gab er selbst mit seiner

unablässig fürsorgenden Gemahlin sie her. „Im Namen Gottes, zur Ehre Gottes und unter dem Beistande Gottes!“ sprach die Großherzogin, als sie bei der Grundsteinlegung des Siechenhauses am 2. Juni 1860 die üblichen drei Hammerschläge that. Als ein geräumiger Flügel fügte die neue Heimstätte für die unheilbar Kranken sich an das Stiftshaus an; für die Ausstattung der Räume trug die Großherzogin persönlich Sorge; sie ließ sich Zeichnungen und Proben vorlegen und bestimmte aufs zweckmäßigste den Hausrat. Auch die Sprüche, mit denen Saal und Zimmer geschmückt wurden, wählte sie selbst aus. Ein Festtag war es drum für sie, als am 15. Oktober 1861 das Siechenhaus eingeweiht und gleich fünf Kranken darin eine Heimstätte gewährt werden konnte. Mit der ganzen Hausgenossenschaft des Stiftes setzte sie sich nach der Weihefeier zum Festmahle zu Tisch. „Heute will ich eure Hausmutter sein!“ sagte sie und schaute in die frohen Gesichter, die sie rings umgaben.

Unterdessen war auch der Bau der großen Anstalt rüstig vorwärts geschritten, die der Großherzog in Neukloster für die Blinden seines Landes errichtet hatte. Im Jahre 1855 begonnen, wurde sie am 7. Oktober 1864 eingeweiht. Seinem menschenfreundlichen Herzen war sie besonders wert; unablässig gab er ihr Beweise seiner Liebe und Fürsorge. Alljährlich besuchte er sie; er kannte jeden Zögling. Die neu Eingetretenen ließ er sich vorstellen und erkundigte sich nach ihren Verhältnissen. Dann wohnte er dem Unterrichte in allen Klassen bei, besuchte die Erwachsenen in den Arbeitssälen und in der Seiler-Bahn und unterhielt sich mit einem jeden. Von den Kindern ließ er sich vorsingen und auf den Instrumenten, die sie lernten, vorspielen: wobei er ihnen dann wohl erzählte, daß er in seiner Jugend auch die Flöte geblasen habe. Vielfach begleitete die Großherzogin ihren Gemahl. Als sie einmal verhindert war, trat er mit den Worten unter die Kinderschar: „Ich soll Euch auch grüßen von Meiner Frau. Soll ich auch

wieder grüßen?" und freute sich über das fröhliche Ja! Ja!, das ihn umtönte.

Ein kleiner Junge, erst jüngst in die Anstalt aufgenommen, fragte den Lehrer, ob der Großherzog, dessen Besuch erwartet wurde, wenn er nun käme, auch seine Krone aufgesetzt habe. Man erzählte es dem Großherzoge. Lächelnd ließ er den kleinen blinden Knaben zu sich herankommen und mit der Hand über den Kopf streichen zum Beweise, daß er ein Mensch wäre wie andere Menschen. Beim Abschiede streckte ein kleines Mädchen dem Großherzog die Hand hin. Er sah es erst, als er schon einige Schritte gegangen war. Schnell kehrte er um: „Du wolltest mir wohl noch einmal die Hand geben, mein Kind?" sagte er freundlich und ergriff die Hand der glückstrahlenden Kleinen. Der Vorsteher der Anstalt bat den Großherzog, als der Bau des Anstaltsaales vollendet war, daß er sein Bild zum Schmuck des Saales der Anstalt verleihen möchte. „Nein!" erwiederte ihm der Großherzog. „Da haben Ihre Blinden nichts davon. Ich werde Ihnen meine Büste schicken: die können die Kinder wenigstens fühlen."

Aber nicht in starrem Erzbilde bloß weilte der Großherzog unter der Blindenschar. Es that ihm wohl, ihnen zu zeigen, daß er, auch wenn er nicht bei ihnen wäre, doch freundlich und teilnehmend ihrer gedenke. Als die Matthäus-Passion in Schwerin aufgeführt wurde, sandte er telegraphisch den Befehl nach Neukloster, daß die blinden Zöglinge, von einer Diakonisse geleitet, zu der Aufführung nach Schwerin kommen sollten. Er selbst bezahlte für alle die Reise wie die Eintrittskarten. Und als er die Kirche betrat, richtete er seine Schritte zuerst nach seinen kleinen, blinden Gästen, die ihre freudige Aufregung kaum beherrschen konnten. Auch zu Brahms Requiem entbot er die ganze Schar nach Schwerin; denn er meinte, daß ihnen, denen die Welt so dunkel sei, eine solche innere Erhebung durch die Kunst auf der Grundlage der Religion ein Segen und eine Erfrischung sein müsse.

Dem warm fühlenden Herzen, nicht dem kühl abwägenden Verstande entsprang ja bei dem Großherzoge wie bei seiner Gemahlin all' dies barmherzige Wirken. So hörte die Großherzogin Auguste mit Schmerz, daß die Kinder, die auf Kosten der städtischen Armenkassen bei Bürgersleuten in Pflege gegeben würden, von ihren Pflegern nur allzu häufig völlig vernachlässigt und verwahrlost würden. Sie sann, wie da zu helfen wäre. Die Umstände kamen ihr zu statten. Als Erzieherin hatte jahrelang in verschiedenen Familien Auguste Beyer gewirkt. Allein nicht befriedigt von ihrem Berufe, kehrte sie in ihre Vaterstadt Schwerin zurück, entschlossen, sich hier ganz der Erziehung verwaister oder verkommener Kinder zu widmen, die man ihr anvertrauen würde. Sie war ganz die geeignete Persönlichkeit, die Gedanken der Großherzogin zur Ausführung zu bringen. Der Großherzog, leicht gewonnen für das barmherzige Unternehmen, gab das Kastellanshaus hinter dem Neustädter Palais mit dem daran stoßenden Garten her; die Großherzogin richtete das Haus ein, und am 18. April 1861 zog Fräulein Beyer als Hausmutter mit vier Pfleglingen in das „Stift Emmahus“ ein. Schnell aber wuchs die Zahl der Zöglinge, und das Haus war bald ganz und gar besetzt. Freilich wuchsen damit auch die Ausgaben. Wohl flossen freiwillige Liebesspenden dem Stifte zu; aber, die immer am freudigsten und reichsten spendete, war doch die Großherzogin.

Die Not hatte dazu geführt, auch zwei schwachsinnige Kinder, da niemand sie sonst aufnehmen wollte, in dem Stifte Emmahus unterzubringen. Der Erfolg erwies sich durchaus als günstig. Die Großherzogin veranlaßte nun, daß im ganzen Lande Ermittelungen über die Zahl der vorhandenen Schwachsinnigen und Blödsinnigen angestellt wurden. Die Folge war, daß alsbald auch die Errichtung einer Pflege-Anstalt für diese Elendesten unter den Elenden ins Auge gefaßt wurde. Schnell folgte dem Gedanken die That. Schon 1863 ließ der Großherzog an das Stiftshaus Emmahus einen Flügel als Pflege-

Stätte für schwachsinnige Kinder anbauen. Indessen für das Bedürfnis war er bald zu klein. Es wurden daher zur Gründung einer Landes-Anstalt für schwachsinnige Kinder Landesmittel in Anspruch genommen. Denn offenbar lag es im Interesse des ganzen Landes, wenn der Staat die Sorge für die Erziehung und Pflege der oft so ganz verwahrlosten geistesschwachen Kinder in die Hand nahm. Bereitwillig stellten denn auch die Stände die dazu erforderlichen Mittel zur Verfügung. Am 13. Juni 1867 wurde die Anstalt in Schwerin eröffnet. Freilich konnte sie zunächst nur in einem gemieteten Hause untergebracht werden; aber am 13. Oktober 1874 siedelte sie in ihr eigenes Heim über, das in zweckmäßigster Ausführung einen Kilometer nördlich von Schwerin ihr errichtet war. Gar häufig sah man dort den Großherzog, wie er die Einrichtungen des Hauses musterte und dem Unterrichte in beiden Klassen der Anstalt mit sichtlicher Teilnahme beiwohnte. Gar manches unvergessene Wort, die besondere Schwierigkeit der Aufgabe anerkennend und zu frischer, fröhlicher Arbeit freundlich ermunternd, ist dann von ihm zu den Lehrern gesprochen worden. Und wenn er einmal dem Zuge der unglücklichen Kinder auf ihrem Spaziergange begegnete, so fuhr er nie vorüber, ohne den Wagen halten zu lassen und sich bei den die Aufsicht Führenden nach dem Ergehen der Kinder eingehend zu erkundigen.

Aber freilich gab es im ganzen Lande keine einzige, barmherzigen Zwecken dienende Anstalt, die nicht von dem Fürstenpaare freundliche Teilnahme ebenso wie wirksame Förderung erfahren hätte. So wurde das Rettungshaus verwahrloster Kinder in Gehlsdorf vergrößert und besser eingerichtet, das Armen-Krankenhaus am Heiligen Damm bei Doberan neu geordnet und seiner wohlthätigen Bestimmung in erweitertem Maße zurückgegeben.

Selbst über die Grenzen seines Landes hinaus erstreckte sich des Großherzogs Fürsorge und Wohlthat. Nachdem er in Gräfenberg die erfrischende Wirkung der Wasserkur an sich

selbst erfahren hatte, war er eifrig darauf bedacht, auch anderen in geeigneten Fällen die wohlthätige Kur zugänglich zu machen. Es verging fast kein Jahr, wo der Großherzog nicht mehrere seiner Diener oder Unterthanen, denen die Ärzte die Kur verordnet, auf seine Kosten zur Durchführung derselben nach Gräfenberg sandte. Er errichtete dort das „Mecklenburger Haus", in dem alle Kurgäste aus seinem Lande unentgeltliche Wohnung erhielten, und stiftete aus eigenen Mitteln ein Stipendium für mecklenburgische Ärzte, um alljährlich einen zum Besten der leidenden Menschheit in Gräfenberg die rationelle Anwendung der Wasserkur gründlich studieren zu lassen. So gebührt ihm zugleich für die Ausbildung der Wasser-Heilmethode ein nicht geringes Verdienst.

Nach anderer Richtung wurde der Aufenthalt des Großherzoglichen Paares in Ischl (1856) folgen- und segensreich. Es sah mit eigenen Augen den Notstand der in und um Ischl wohnenden Evangelischen, die, inmitten einer streng katholischen Bevölkerung wohnend, in Gefahr waren, ihren Glauben zu verlassen und durch Mischehen mit Katholiken allmählich zu verschwinden. Ein zweiter Aufenthalt im Jahre 1859 steigerte das Interesse an der kleinen, bedrängten Gemeinde. Der Großherzog spendete nicht nur selbst eine Gabe von mehreren tausend Gulden, sondern wußte auch bei anderen Kurgästen hülfsbereite Teilnahme zu erwecken. Dadurch wurde es möglich, zunächst ein Schulhaus zu bauen, in dem ein vom Großherzoge aus Mecklenburg gesandter Lehrer den Kindern der Gemeinde evangelischen Schulunterricht erteilte, und dann in dem Schulhause einen Betsaal einzurichten, in dem ein ebenfalls von dem Großherzoge gesandter Geistlicher wenigstens während der Kurzeit evangelischen Gottesdienst hielt. Allein das genügte dem Großherzoge noch nicht: er ließ nicht ab zu spenden und anzuregen, bis eine evangelische Kirche in Ischl gebaut werden konnte. Er stiftete denn noch selbst die Orgel in derselben und hatte die Freude, am 17. Juli 1881 der Einweihung des neuen

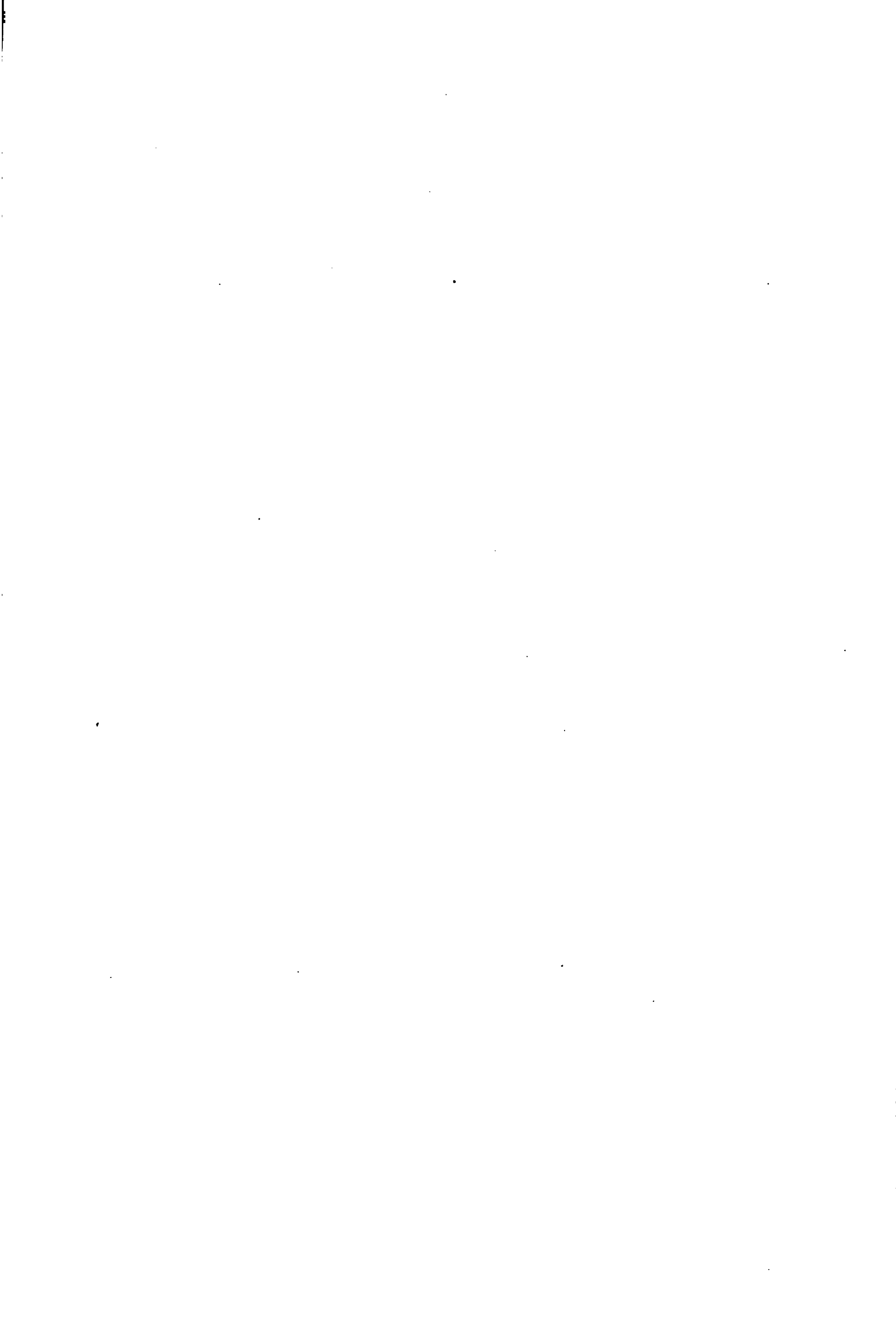
Gotteshauses beizuwohnen, das ohne ihn sicher nicht erstanden wäre. Welche tiefe Befriedigung würde es auch der Großherzogin Auguste gewährt haben, diesen Tag noch mitzuerleben! Allein Gott hatte es anders beschlossen.

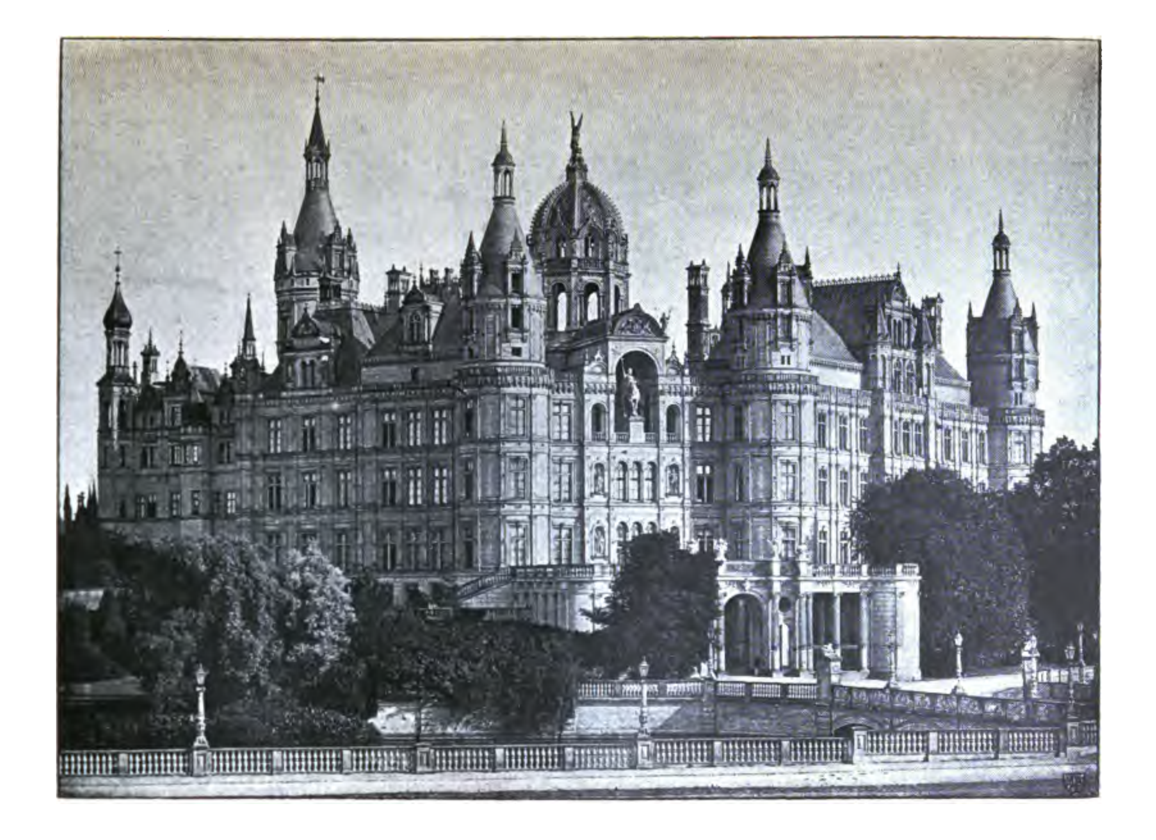


Fünftes Kapitel.

Kreuz und Herzeleid.

Mächtig stieg unterdessen der Neubau des Schlosses auf der Insel im Schweriner See empor. Nur die nach dem Großen See zu gelegenen Teile des alten Schlosses, die den Altertumssaal, die Schloßkirche, das Bischofshaus und das Küchengebäude enthielten, blieben stehen, um gründlich restauriert dem Neubau eingefügt zu werden. Für diesen wurde der Renaissance-Stil der Zeit Franz' I. von Frankreich bestimmt. Zum Leiter des Baues wurde der Hofbaurat Demmler ersehen. Er machte an den Schlössern Frankreichs, zumal von Blois und Chambord, seine Studien, überließ sich dann aber frei dem kühnen Fluge seines Künstlersinnes. So wußte er den Façaden des Fünfecks, das der Grundriß vorschrieb, jeder eine völlig andere, aber doch dem Charakter des Ganzen sich harmonisch einfügende Gestaltung zu geben. Die runden Ecktürme, welche die Façaden flankieren, lehnen sich an das Schloß von Chambord an, aber der große Hauptturm, die beiden Kuppeln, die bezaubernde Mannigfaltigfaltigkeit der Erker, Loggien und Giebel mit den kleinen Seitentürmen sind Demmlers geniale Erfindung, durch die er das Einzelne zum Ganzen fügte, als könnte es eben nicht anders





Das grossherzogliche Residenzschloss zu Schwerin. Frontansicht.

(Nach einer photographischen Aufnahme.)

sein. Weit übertraf der Meister so, was Frankreich an Vorbildern bot, wie an Wucht des Eindrucks, so an bestrickendem Reize des Details, ein Werk schaffend, das auf seinem Gebiet an künstlerischem Gehalte das erste des Jahrhunderts ist.

Zu Anfang des Jahres 1851 ging die Oberleitung des Baues auf den preußischen Oberbaurat Stüler über; er traf einige Änderungen in der schmalen, der Schloßbrücke zugekehrten Façade: in die vordere, offene Säulenkolonnade wurde ein größeres Portal eingefügt, die offene Loggia der vierten Etage wurde durch einen dreigeteilten Giebel abgeschlossen, der Hauptturm erhielt seinen Abschluß durch eine Kuppel, auf der sich die Erzgestalt des Erzengels Michael erhob.

Auch an dem plastischen Schmucke des herrlichen Baues waren hervorragende Künstler thätig. Genschow schuf die Reiterstatue Niklots, die aus der oberen Loggia über dem Hauptportale hervortritt. Mit fürstlicher Pracht waren auch die inneren Räume ausgestattet, so weit sie zur Repräsentation bestimmt waren; eine Paradetreppe von schwarzem Marmor führte zu ihnen empor. Der Thronsaal war ein Kunstwerk für sich.

1845 begonnen, war der Schloßbau 1857 im wesentlichen vollendet. Am 26. Mai, dem Geburtstage der Großherzogin Auguste, hielt das Großherzogliche Paar seinen Einzug. Festlich wurde die Übersiedelung begangen; zahlreiche fürstliche Gäste waren dazu erschienen. Flotow komponierte dazu die Festoper „Johann Albrecht“, deren Text Eduard Hobein gedichtet hatte.

Was für eine bescheidene Residenz gegen das Schloß war das Neustädter Palais gewesen! Aber es waren glückliche Jahre, die das junge Großherzogliche Paar hier verlebt hatte. So recht herzinnig hatten sie beide hier sich in einander eingelebt; und als denn allgemach eine liebliche Kinderschar um sie heranwuchs, da hatten sie die Empfindung, daß ihrem Glücke kaum noch etwas hinzugefügt werden könne. Am 19. März 1851 wurde der Erbgroßherzog Friedrich Franz geboren, ein un-

gewöhnlich kräftiges Kind, das frisch und fröhlich sich entwickelte. Ihm folgte am 19. September 1852 der Prinz Paul Friedrich und dann zur besonderen Freude der Mutter ein Prinzeßchen: Marie, am 14. Mai 1854 geboren. Den Beschluß machte am 18. August 1855 Prinz Nikolaus.

Ganz gab die Großherzogin ihren Kindern sich hin. Sie hielt streng auf geregelte Tagesordnung, war bei den Mahlzeiten zugegen und badete sie nicht selten selbst, wenn sie zu Bette gebracht wurden. Sie spielte mit ihnen, sang ihnen vor, erzählte ihnen Geschichten und zeichnete kleine Bilder für sie. Nichts für die Kinder war ihr lästig und unbequem. So rief einmal, in der Nacht erwachend, der dreijährige Erbgroßherzog nach der Mama. Die Wärterinnen wollten ihn beruhigen. „Ach!“ rief er weinend ihnen zu, „Ihr könnt doch alle nicht so schön singen!“ Und die Großherzogin, benachrichtigt, kam herunter in das Kinderzimmer und sang ihr Söhnchen wieder in Schlaf. Von sentimentaler Schwäche indes war sie weit entfernt; zumal wenn der Eigensinn der Kleinen es herausforderte, strafte sie selbst sie ganz ernstlich. Früh schon gewöhnte sie die Kinder zu beten; sie faltete ihnen selbst die Händchen und lehrte sie kleine, feststehende Gebete; abends jedoch hatten sie Rechenschaft zu geben, ob sie den Tag über artig gewesen, und wo sie etwas versehen, Gottes Vergebung im Gebet zu suchen. Den ersten Religions-Unterricht gab sie ihnen selber, Erzählung wie Belehrung an biblische Bilder anschließend.

Da fiel der erste trübe Schatten hinein in das Glück des Großherzoglichen Hauses: am 23. Januar 1856 starb, fünf Monate alt, ganz plötzlich an Krämpfen der kleine Prinz Nikolaus. Das erschütterte die fürstlichen Eltern auf das tiefste. Wohl erschien die Großherzogin gefaßt, den geliebten Gemahl in seinem Schmerze tröstend, aber es begann damals in kaum merklichen Anfängen ein Herzleiden bei ihr sich auszubilden, das sie nie wieder hat ganz gesunden lassen. Wohl that der Aufenthalt in Ischl ihr gut und ein Besuch in Stonsdorf auf der Rückreise

bereitete ihr rechte Herzensfreude, aber der lange Winter, wiewohl bei Hofe alle Festlichkeiten unterblieben, griff sie an und mit Bangen sah sie der Unruhe entgegen, welche die Verlegung der Residenz in das vollendete Schloß mit sich bringen mußte. Aber der früh sich einstellende Frühling brachte ihr Erfrischung; sie fühlte sich völlig wiederhergestellt und waltete in den Tagen der Unruhe ihres Amtes als Schloßfrau mit heiterer Achtsamkeit. Zumal war es ihr eine Freude, als Gast König Friedrich Wilhelm bei sich zu sehen, den demütigen Bekenner des Herrn, den kunstsinnigen Fürsten, der dem Schloßbau von je das lebendigste Interesse entgegen gebracht, zweimal, das Fortschreiten desselben zu sehen, in Schwerin gewesen und jetzt gern mit dem Prinzen von Preußen der Einladung des Großherzogs, den Einzugs-Festlichkeiten beizuwohnen, gefolgt war. Mit Genugthuung hörten sie aus seinem Munde das in scherzende Form gekleidete Lob, als er, auf die Initiale des Schloßherrn FF hinweisend, lächelnd sagte: „Hier ist wirklich alles aus dem ff!“

Voll Glück und Dankbarkeit aber fühlte sich die fromme Fürstin, als sie glücklich am 8. Dezember 1857 eines Prinzen genas: Ersatz für den so schmerzlich verlorenen sah sie in ihm. Es war seit mehr als einem Jahrhundert das erste Mal, daß in dem alten Stammsitze seiner Väter wieder ein Prinz aus Niklots Geschlechte geboren war. In der Schloßkirche getauft, wurde er Johann Albrecht nach seinem Ahnen, dem alten Erbauer dieser Kirche, genannt. In „Abby“ kürzte der Kleine, als er die ersten Sprechversuche machte, seinen Namen: so ist er im Familien-Kreise, bis er erwachsen war, ihm geblieben. In allem glich er, während der Erbgroßherzog die Mutter treu wiederspiegelte, heranwachsend dem Vater, nur zierlicher im Körperbau und lebhafter in den Bewegungen als der Großherzog, ganz der Erbe seiner Gesinnung, für die Großherzogin ein lebendiger Trost in den schweren Jahren, die über sie heraufzogen.

Wohl kamen immer wieder längere oder kürzere Zeiten, in denen die Großherzogin sich völlig gesund fühlte; aber dazwischen lagen in der Regel längere Zeiten der Schwäche und Ermattung, in denen sie sich nur durch ihren starken Willen aufrecht erhielt, um ihrem Gemahl keine Sorge zu machen. Gegen jeden Luftzug war sie dann äußerst empfindlich und litt viel unter einem trockenen Husten, gegen den auch Pyrmont sich machtlos erwies. Im Oktober 1858 siedelte sie daher nach La Faraz bei Vevay über, den Winter in der milderen Luft des Genfer Sees zuzubringen. Der Großherzog geleitete sie selbst dorthin; doch riefen die Regierungsgeschäfte ihn bald nach Schwerin zurück. Allein zur unaussprechlichen Freude seiner Gemahlin kehrte er zu Weihnachten nach La Faraz zurück, das schöne Fest mit ihr gemeinsam zu feiern, und verweilte bis zum 18. Januar 1859 bei ihr. Sichtlich stärkte die Freude die hohe Leidende.

Nach Schwerin heimgekehrt, stiftete der Großherzog an seinem Geburtstage die „Verdienst-Medaille" in drei Klassen, in Gold, Silber und Bronce, „für gute und treue, dem Großherzoge, dem Großherzoglichen Hause und dem Vaterlande geleistete Dienste, sowie für einzelne rühmliche Handlungen und für hervorragende Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Künste, der Wissenschaften und des Gewerbefleißes." Allein schon wenige Tage nach der frohen und hoffnungsvollen Geburtstags-Feier rief ihn die Trauerkunde von dem jähen Tode seiner einzigen Schwester, der Fürstin Windischgrätz, in Venedig wieder nach dem Süden. Voll banger Sorge eilte er von Venedig nach La Faraz: er fand die Großherzogin durch die Trauerbotschaft auf das tiefste erschüttert und leidender als zuvor; nervöses Kopfweh quälte sie fast unausgesetzt. Gleichwohl verstatteten ihm die Vorboten des lombardischen Krieges nur einen Aufenthalt von einer Woche. Ja, die bald danach in Italien ausbrechenden Kriegsunruhen veranlaßten auch die Großherzogin, ihren Aufenthalt in La Faraz abzukürzen, um in die Heimat zurückzukehren. Bis Altenburg reiste der Großherzog

seiner Gemahlin entgegen und geleitete sie nach dem im schönsten Frühlingsschmucke prangenden Ludwigslust.

Die Freude des Wiedersehens wirkte so wohlthätig auf die Großherzogin, die allgemeine Liebe, die von hoch und gering ihr entgegengebracht wurde, erquickte sie so sichtlich, daß sie sich neu gekräftigt fühlte. Ja, als ihr Gemahl seinen Entschluß ihr mitteilte, in dem unvermeidlich erscheinenden Kriege gegen Frankreich persönlich mit ins Feld zu rücken, stimmte sie mutig ihm zu. Der Friede indes zwischen Österreich und Frankreich kam schneller, als man erwartet hatte, und die schönen Sommertage in Rabensteinfeld, dem Landhause des Großherzogs am südöstlichen Winkel des Schweriner Sees, wurden nicht gestört, bis die Großherzogliche Familie Ende Juli nach dem Heiligen Damm, an den Meeresstrand übersiedelte. Hier war es nun, wo die zu früh erfolgende Geburt des Prinzen Alexander, der alsbald getauft, noch an demselben Tage (13. August) starb, das Leben der Großherzogin in ernste Gefahr brachte. Äußerst langsam nur erholte sie sich wieder, zumal die im Lande wütende Cholera ihr Schmerz und Unruhe bereitete und sie mit Sorge ihren Gemahl sich in die am schwersten getroffenen Orte, Trost und Hülfe zu spenden, begeben sah. Und als der Winter kam, war sie noch zu schwach, um die Reise nach dem Süden unternehmen zu können. Im Sommer 1860 jedoch ging sie mit dem Großherzoge wieder nach Ischl; aber der Unruhe des Hoflebens im Winter waren ihre Kräfte nicht gewachsen: sie mußte allen Hoffesten fern bleiben. Denn nicht selten gesellten zur Hinfälligkeit sich heftige Schmerzen in der Brust.

Die Ärzte sandten sie daher, sobald der Sommer es erlaubte, nach Reichenhall: wirklich besserte sich das Befinden der hohen Kranken hier merklich; aber auf der Heimreise erkrankte sie in Stonsdorf infolge einer Erkältung an einem Brustkatarrh und, als sie endlich, leidend wie sie war, am 3. Oktober in Schwerin anlangte, fand sie den geliebten Gemahl schwer verwundet auf das Schmerzenslager hingestreckt. Welch' ein

Wiedersehen nach der langen Trennung! Tief erschütternd, und doch zugleich wie trostreich für beide Teile!

Tags zuvor hatte der Großherzog im Buchholz bei Schwerin eine Jagd auf Hochwild abgehalten. Bei dem letzten Treiben gegen Abend zog ein Hirsch, den der Jagdherr angeschossen, in einen Buchenkopf hinein. Die Jäger umstellten den Kopf und hetzten die Hunde auf die Fährte des kranken Tieres. Aber alles blieb still, sodaß der Großherzog, um nachzusehen, einige Schritte näher herantrat. Da fiel ein Schuß aus der Jagdrunde; die Kugel des durch das Knacken der Zweige im Dämmerlichte irre geleiteten Schützen traf den Großherzog. Im Oberschenkel blieb sie haften. Aber obgleich der Fürst das Herabrieseln des Blutes fühlte, drang er doch tiefer in das Gebüsch hinein, gab dem zusammengebrochenen Hirsch, seine Qualen zu enden, den letzten Schuß und ließ nun erst zum Zeichen, daß das Jagen beendigt sei, den Ruf: „Tot! Tot!" ertönen. Die jetzt zusammeneilenden Schützen trafen den Großherzog in einer Lichtung stehend, wie einer der Jagdteilnehmer mit einem blutgetränkten Taschentuche um ihn beschäftigt war. „Mein Gott!" rief, die Situation erkennend, einer der Herbeieilenden erschrocken, „mein Gott! Wer hat das gethan?" „Ich weiß es nicht, will es auch nicht wissen: es soll gar nicht danach gefragt werden!" antwortete der Großherzog ruhig. Indessen bei der Anordnung des Treibens war unschwer zu erkennen, wer den unseligen Schuß abgegeben hatte. So erfuhr es auch der Großherzog, aber er begrub hochherzig den ganzen Vorgang in undurchdringliche Vergessenheit.

Das Blut floß stark aus der Wunde. Man verband sie, da kein Arzt zugegen war, so gut es ging, und trug den von heftigen Schmerzen gequälten Fürsten in einen in der Nähe haltenden Jagdomnibus, in dem ein notdürftiges Lager für ihn zurecht gemacht wurde. So ging im Schritt die traurige Fahrt nach Schwerin. Das Schlimmste fürchtend, in grenzenloser Bestürzung sammelte sich eine unzählige Volksmenge lautlos

um das Schloß: mit jubelnden Hochrufen begrüßten sie die Meldung der Ärzte, daß zwar die Wunde schwer, aber doch Lebensgefahr für den geliebten Fürsten ausgeschlossen wäre. Gottes Hand hatte ihn beschützt! Die Untersuchung der Wunde ergab, daß die Spitzkugel an der stärksten Stelle in den Oberschenkel, einen Schußkanal von einundzwanzig Centimeter Länge bildend, eingedrungen war: nur einen, höchstens zwei Centimeter tiefer — und sie hätte die große Schlagader und den Nerven des Beins zerrissen. So verlief die Heilung der Wunde, nachdem die Kugel herausgeschnitten war, gut und ohne irgend welche üble Nachwirkungen zu hinterlassen.

Wochen freilich gingen darüber hin. Der Pflege des verwundeten Gemahls sich ganz zu widmen, war der Großherzogin eine rechte Herzensfreude, die sie wunderbar aufrecht erhielt; und wer sie so am Krankenbette walten sah, mochte sich leicht über ihren Gesundheitszustand täuschen. Eifrig waren ihr dabei die Kinder alle zur Hand; wenn sich der Großherzog in den langen Gängen des Schlosses spazieren fuhr, so umschwärmten sie spielend den Fahrstuhl — nur der kleine Prinz Abby kletterte mit hinauf — und unterhielten während der Fahrt den Genesenden mit ihrem kindlichen Geplauder.

Das Leiden der Großherzogin war ein Herzfehler, der allmählich auch die Lunge beeinflußte. Ein hartnäckiger Bronchial-Katarrh war damit verbunden. Dieser führte das Urteil der Laien irre, als ob die hohe Kranke an Tuberkulose litte, von der in Wahrheit nicht die Spur vorhanden war. Aber die Thätigkeit und die Widerstandskraft der Lungen wurde im Laufe der Jahre so geschwächt, daß selbst die wiederkehrenden Zeiten besseren Befindens das ärztliche Urteil nicht bestechen konnten. Dazu kam, daß häufige schmerzhafte Magenkrämpfe das geringe Maß der Kräfte noch schneller aufzehrten. Da zog sich die Großherzogin, nachdem sie den Winter, wie sie meinte, besser als den vorhergehenden überstanden, am 20. Februar 1862 eine Erkältung zu: der Husten steigerte sich; Fieber trat ein. Nach

sechs Tagen war Lungenentzündung entschieden. Das Leben der hohen Kranken schwebte in höchster Gefahr; sie selbst hatte die Empfindung, daß sie sterben würde. Aber war nicht ihr ganzes Leben eine Vorbereitung auf den Tod gewesen? So schaute sie jetzt getrosten Mutes ihm entgegen. Ruhig traf sie vom Krankenzimmer aus die Anordnungen für die Feier des Geburtstags des Großherzogs. Dann nahm sie am nächsten Tage mit ihrem Gemahle das heilige Abendmahl. Eine Freudigkeit heimzugehen kam über sie. „Es ist doch nicht unrecht," fragte sie, „daß ich mich so auf den Himmel freue?" und bat die Ärzte, mit doch nur wirkungslosen Arzneien sie zu verschonen.

Zwei Tage lang wechselten schwere Anfälle körperlichen Leidens mit Augenblicken der Linderung. Die Großherzogin nahm Abschied von den Kindern und Verwandten und traf Fürsorge für ihre Wohlthätigkeits-Anstalten. Der Großherzog kniete vor ihrem Bette, mit dem Arm die Dulderin umfangend, und sprach leise in ihren Schmerzen ihr zu. Innig blickte sie zu ihm empor: „Halte mich nicht auf!" sagte sie sanft.

Noch mehr steigerten sich am Vormittage des 3. März die bangen Hustenanfälle; schwer arbeitete die matte Brust der Sterbenden. Aber Erquickung gewährten ihr die Liederverse, die man ihr vorsprach. Leise wiederholte sie die Schlußworte von Jesus meine Zuversicht: Und trag' mich endlich voll Erbarmen — Sanft zu Dir heim ins Vaterland. Da trat nach Mittag eine Linderung ein. Nochmals nahm die sterbende Fürstin von den Ihrigen, die ihr Lager umstanden, Abschied, auch den in der Ferne Weilenden ihre letzten Grüße sendend. „Jetzt wird es stiller," sagte sie leise, „nun wird es gehen." Der Großherzog, zu ihrer Rechten kniend und ihre Hand in der seinigen haltend, reichte ihr einen letzten Labetrunk. Wie ein Hauch klang das „Danke!" — ihr letztes Wort. Aufrecht im Bette sitzend, erhob sie wie segnend die Hände: ein schmerzlicher Aus-

druck flog über das Gesicht — und die fromme Dulderin war eingegangen zum ewigen Frieden.

Schwer erschütterte der Verlust den Großherzog; aber in dem gottseligen Sterben der edlen Fürstin lag doch auch etwas Trostreiches für ihn, das in den trüben Stunden ihn aufrecht erhielt. Es wurde ihm schwer sich unter Gottes Willen zu beugen; aber sein unerschütterlicher Glaube hob ihn empor. Doch ein Fürst gehört nicht sich selber. Am 10. März wurde die Großherzogin in der Heiligen Bluts-Kapelle beigesetzt. Dann aber verlangte das Land den Landesvater. Vorträge mußten angehört, Entscheidungen getroffen, Inspektionen vorgenommen werden. Allein wenn die Tagesarbeit geschehen, suchte der Großherzog die Einsamkeit auf; ohne jede Begleitung unternahm er weite Spaziergänge in den nahen Wald, hinaus in den kommenden Frühling. Dann versenkte er sich in die Erinnerung an sein entschwundenes Glück, und der herbe Schmerz löste in wehmütiges Sehnen sich auf. Gern sprach er dann mit Personen, die ihr nahe gestanden, von der heimgegangenen Fürstin; sichtlich that es seinem Herzen wohl, die tiefe Verehrung und Liebe zu erkennen, mit der alle ihrer gedachten.

Ein lebendiger Trost waren dem Großherzoge in dieser trüben Zeit die frisch sich entwickelnden Kinder. So viel Zeit er nur erübrigen konnte, widmete er ihnen. Morgens kamen sie regelmäßig in sein Arbeitszimmer, oft auch noch abends. Dann saß er zwischen ihnen und erzählte ihnen Geschichten oder leitete sie zu Spielen an, an denen mitteilzunehmen sie nicht abließen ihn zu bitten. Das waren glückselige Stunden für die Kleinen, die liebsten ihnen des Tages. Und selbst abends, wenn er, die kleinsten an der Hand, mit ihnen hinausging in das Dunkel der langen Gänge und großen Säle des Schlosses, damit sie das Fürchten verlernen sollten, war es ihnen eine Lust, um die sie wohl gar selbst ihn baten. Aber ein schmerzlicher Gedanke blieb es ihm doch, daß den langen Tag über nicht Mutterauge, nicht Muttersorge über die kleine Schar wache.

Ihn selbst, sein stilles, in sich gekehrtes Wesen, beobachtete das Mutterauge mit wachsender Sorge. Und als der Sommer kam, bestand die Großherzogin Alexandrine darauf, daß ihr Sohn eine längere Erholungsreise unternähme. Zu seiner Erholung war der Großherzog noch nie gereist; was er auf seinen Reisen suchte, war geistige Anregung und Erweiterung seines Gesichtskreises. So wurde denn ein Abkommen dahin getroffen, daß er die Kunst- und Industrie-Ausstellung in London besuchen wolle, und nachgab, damit einen Ausflug nach Schottland und einen Besuch des Tuilerien-Hofes zu verbinden.

Der Stimmung entsprechend, die ihn beherrschte, reiste der Großherzog inkognito mit ganz kleinem Gefolge. In Berlin schloß sich ihm sein Schwager, der Prinz Heinrich XIII. Reuß an. Am 10. Juli langte er über Dover in London an, wo er im Hotel Claridges Wohnung nahm. Über seine Zeit konnte er, da in London von der königlichen Familie nur die Herzogin von Kent und der Herzog von Cambridge anwesend waren, ziemlich frei verfügen. Die Erholung indessen lag für ihn nur darin, daß er etwas anderes als die gewohnten Regierungsgeschäfte trieb. Denn den ganzen Tag war er unterwegs, um die Fülle neuer Eindrücke, welche die Weltstadt bot, in sich aufzunehmen. Nichts, was sehenswert oder historisch merkwürdig in der Stadt oder der Umgegend war, entging ihm; wiederholt besuchte er die Ausstellung und nahm auch an einer Preisverteilung in derselben Teil. Auch mehreren Nachtsitzungen des Parlaments wohnte er bei. Ein besonders lebhaftes Interesse wandte er daneben den militärischen Einrichtungen Englands zu; er besichtigte eingehend die Arsenale von Woolwich und widmete einen ganzen Tag dem Lager der Freiwilligen in Aldershott. Der Einblick, den er so in Land und Volk gewann, war ihm sehr interessant; gern erkannte er an, daß in allem, was er gesehen, sich viel „Maß, Besonnenheit und gesunde Vernunft" zeige.

Von London begab sich der Großherzog am 21. Juli über York nach Schottland. Hier fesselte ihn am meisten das wildreiche Gebiet der Black-Mounts. Mehrere Tage lag er hier mit Eifer, von einem alten Förster geführt, der Hochlandsjagd ob. Zwar in seinen heimischen Waldrevieren hatte er stärkere Hirsche, als es hier gab; aber die Scenerie an den schottischen Seen war doch unvergleichlich großartig.

Den Rückweg nahm der Großherzog über Glasgow und Liverpool. Von den großartigen Fabrikanlagen beider Städte besuchte er mehrere; er bewunderte die gewaltige Schaffenskraft, aber auch der Lage der Fabrikarbeiter wandte er seine Aufmerksamkeit zu; denn grell traten ihm hier in fürstlichem Reichtum auf der einen, in bettelhafter, aussichtsloser Armut auf der andern Seite die großen Gegensätze des englischen Fabriklebens entgegen. Um selbst zu sehen, stieg er in mehrere Arbeiter-Wohnungen hinab und machte, kaum daß das Gefolge es merkte, den bleichen Kindern, den hohläugigen Weibern, die keine Erleichterungen des Lebens kennen, seinen Besuch mit milder Hand zu einem Festtage. Dann aber wandte er sich fröhlicheren Bildern zu. Die gewaltigen Hafenanlagen, die dem überseeischen Verkehre dienen, erfüllten ihn mit gerechter Bewunderung. Dabei erspähte er unter den Schiffen im Hafen die blauweißrote Flagge Mecklenburgs. Alsbald fuhr er hinüber, die Landsleute zu begrüßen — jetzt kannten ihn alle — und trank mit dem Kapitän ein Glas Portwein auf das Wohl der Heimat. Der Besuch von Portsmouth und der Insel Wight, die Besichtigung der Kriegsschiffe und der Marine-Anlagen, beschlossen den Aufenthalt in England.

Paris war das letzte Reiseziel. Am 8. August traf der Großherzog dort ein. Wenngleich viel kleiner als London, macht Paris doch einen größeren Eindruck, da hier auf engerem Raume die Menge des Bedeutenden sich zusammendrängt. „Man muß“, schrieb der Großherzog an den Minister von Schröter, „diese großen Mittelpunkte des europäischen Lebens mit eigenen Augen

sehen, um manches zu begreifen, was von ihnen ausgeht und die Welt durchstürmt.“ Des Sehenswerten gab es hier gar viel für den Fürsten; unendlich zumal fesselten ihn die herrlichen Kunstschätze.

Auch dem französischen Kaiserpaare machte der Großherzog seinen Besuch. Napoleon III. stand durch den Erfolg des lombardischen Krieges auf der Höhe des Ruhmes und der Macht: von allen Fürsten wurde ihm gehuldigt. Nur Mecklenburg hatte sich, so lange die Herzogin Helene von Orleans lebte, aus Rücksicht auf diese zurückgehalten. Jetzt aber machten die zollpolitischen Verhältnisse die Anknüpfung persönlicher Beziehungen wünschenswert. Denn Mecklenburg hatte den sehr günstigen Handelsvertrag, den es 1836 mit Frankreich abgeschlossen, 1849 auf das Verlangen des damaligen deutschen Reichsministeriums gekündigt. Nun gebot aber die Rücksicht auf die ungünstige Lage der Reederei von Rostock und Wismar durchaus die Erneuerung des Vertrages; doch stellte jetzt Frankreich für dieselbe sehr ungünstige Bedingungen. Anderseits konnte auch die großherzogliche Regierung die Sache vor Durchführung der Zoll- und Steuerreform nicht mit vollem Nachdrucke in die Hand nehmen. Für diese stand aber jetzt, im Sommer 1862, der Abschluß nahe bevor: und der Großherzog versuchte, den nunmehr wieder anzuknüpfenden Verhandlungen persönlich die Wege zu ebnen.

Auf seinen Wunsch empfing ihn das in St. Cloud residierende Kaiserpaar ganz privatim; von keiner Seite war Gefolge zugegen. „Sehr aimable,“ berichtete er nachher, war der Empfang, der in dem Lustschlosse ihm zu Teil wurde. Doch bleibt zweifelhaft, ob er den Verhandlungen viel genützt hat; denn erst am 9. Juni 1865 kam der Handelsvertrag zwischen Mecklenburg und Frankreich zum Abschlusse, ohne daß Frankreich von seiner Forderung, französische Produkte und Industrie-Erzeugnisse in Mecklenburg den einheimischen gleichgestellt zu sehen, etwas nachgelassen hätte.

Doch in je hellerem Glanze damals die Sonne Frankreichs erstrahlte, um so mehr schien die Preußens hinter dunkle Wolkenschleier hinabzusinken. 1861 war König Friedrich Wilhelm IV. gestorben, und sein Bruder Wilhelm, seit Jahren schon Regent, hatte den preußischen Thron bestiegen. Zugleich aber hatte der Konflikt der Krone mit dem Abgeordneten-Hause um die Heeres-Reorganisation sich so verschärft, daß der neue König schon 1862 mit dem Gedanken abzudanken sich trug und seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die Krone Preußens anbot. Dieser indessen, obgleich er die Politik seines königlichen Vaters nicht billigte, lehnte sie ab. So kam jener, die Gemüter im ganzen Lande heftig erregende Konflikt nicht zum Austrage und der Kaiser Franz Joseph von Österreich hielt den Augenblick für gekommen, Österreich jetzt durch eine Änderung der Bundesverfassung auf Kosten Preußens zur alleinigen Vormacht Deutschlands zu erheben: es lud die deutschen Fürsten zu einem Kongresse nach Frankfurt am Main ein.

Der Großherzog Friedrich Franz folgte des Kaisers Einladung und nahm an dem Kongresse Teil. Indessen an den sitzungsfreien Tagen liebte er es, Ausflüge in die Umgebung Frankfurts zu unternehmen und den benachbarten Höfen Besuche abzustatten. In Darmstadt war es, wo er damals die Prinzessin Anna von Hessen und bei Rhein kennen lernte, seine — wenngleich entfernte — Verwandte; denn ihre Mutter war eine Schwester des Prinzen Adalbert von Preußen, sowie der Königin Marie von Bayern. Prinz Karl, der Vater, war des Großherzogs Ludwig jüngerer Bruder und des kinderlosen mutmaßlicher Thronerbe.

Im Elternhause der Prinzessin herrschte eine ernste Richtung; durchaus einfach und anspruchslos war sie erzogen. Wenig kam sie mit der großen Welt in Berührung. So zeigte die junge Prinzessin, am 25. Mai 1843 geboren, etwas Schüchternes in ihrem Wesen, das ihrer sehr anmutigen und lieblichen Erscheinung erhöhten Reiz verlieh. Ihr reiches und tiefes Gemüt

gewann ihr leicht die Herzen. Sie hatte die heimgegangene Großherzogin Auguste persönlich gekannt, und gleich bei der ersten Begegnung mit dem Großherzoge trat zu Tage, mit wie inniger Verehrung sie deren Andenken bewahrte. Mit einem Zuge schwärmerischer Begeisterung sprach die sonst leicht Befangene von der Verklärten. Das Herz machte den Mund beredt.

Das machte tiefen Eindruck auf den Großherzog; oft kehrten seine Gedanken zu der jungen Prinzessin zurück, die seine Trauer so verstand. Er sah sie öfter; der Eindruck vertiefte sich: die gleiche Liebe zu der Verklärten verband sie, aber darüber hinaus erkannte er auch, daß die Prinzessin in ihrem Denken und Empfinden auf den gleichen Grund wie er, auf Christum gegründet sei.

Der Kongreß ging zu Ende; der Großherzog reiste ab: kein Wort der Erklärung war gesprochen. Monate lang stellte er sich auf die Probe: aber das liebliche Bild der Prinzessin verblaßte nicht. Da gab er denn, dem Herrn seine Sache anheimgebend, dem alten Jugendfreunde Bernhard von Bülow, der als sein Gesandter Mecklenburg am Bundestage vertrat, den Befehl, in Darmstadt sein Freiwerber zu sein. Mit freudiger Zustimmung wurde von der Prinzessin und deren Eltern die Werbung angenommen, und am 10. Dezember 1863 beging der Großherzog in Darmstadt seine Verlobung mit der Prinzessin Anna. Zehn Tage weilte er bei der glückstrahlenden Braut; zu Weihnacht zog es ihn wieder im Kreise der Kinder zu weilen. Kundgebungen allseitigster Freude begrüßten in der Heimat den von der Brautfahrt heimkehrenden Fürsten; zumal Schwerin hatte, ihn würdig zu begrüßen, auf das festlichste sich geschmückt.

Aber schon fiel ein Schatten auf das junge Glück. Bernhard von Bülow, der dem Großherzoge nahe stand, wie kaum einer der alten Studiengenossen, erkrankte schwer, so daß er zur Genesung ein milderes Klima aufsuchen mußte. Allein schon im

März 1864 starb er in Mentone. Die Werbung war der letzte Dienst gewesen, den er seinem Herrn und Freunde geleistet hatte. In der Heimat wurde er bestattet. Dem Großherzoge war, wie man den Sarg in die Gruft hinabließ, zu Mute, als wenn ein Stück des eigenen Lebens da hinabsänke; denn er wußte, daß er vielleicht bequemere Diener gehabt, aber einen wahreren, uneigennützigeren, geraderen — so sagte er selbst — als Bülow niemals.

Der Nachfolger Bülows als Bundestagsgesandter, zugleich am Hofe von Darmstadt beglaubigt, wurde Otto von Wickede, der Spielkamerad und Bonner Studiengenosse des Großherzogs. Er schloß als Beauftragter des fürstlichen Bräutigams mit dem hessischen Minister von Dalwigk in Darmstadt die Ehepakten ab. Indessen der Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges verzögerte die Hochzeitsfeier. Denn wenn auch der Großherzog in diesem Kriege kein Kommando führte, so war er doch auf seinen Wunsch dem Stabe des Feldmarschalls von Wrangel zugeteilt worden, sodaß nur zu einigen kürzeren Besuchen am Darmstädter Hofe die Zeit sich ergab.

Jedoch nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen stellten der Abschluß des Waffenstillstandes und der Zusammentritt der Londoner Konferenz den Frieden in Aussicht. Nunmehr fand am 12. Mai in Darmstadt die Feier der Vermählung statt: nachmittags um 2 Uhr wurde in der Schloßkirche das fürstliche Paar durch den Hofprediger Bender getraut. Zum Gedächtnisse des festlichen Tages stiftete der Großherzog in Gemeinschaft mit dem Großherzoge Friedrich Wilhelm von Strelitz den Mecklenburgischen Hausorden der Wendischen Krone in vier Klassen. Auf blauem Grunde zeigt das Mittelschild den Stirnreif der alten Wendenfürsten mit der Umschrift **Per aspera ad astra**, auf der Rückseite den Namenszug des Stifters. Als seinen Zweck bezeichnet die am 2. November 1864 veröffentlichte Stiftungsurkunde, daß der Orden den mecklenburgischen Großherzögen dienen solle „zur ehrenden Bezeugung vorzugsweiser

Anerkennung und Achtung und zur Auszeichnung besonderer Verdienste."

Von Darmstadt führte der Großherzog die junge Gemahlin in die mecklenburgische Heimat, nach dem Landhause Rabensteinfeld. Von Pampow aus gaben die Beamten und berittenen Pächter und Bauern dem hohen Paare das festliche Geleit; an der Fähre begrüßten es der junge Erbgroßherzog Friedrich mit dem Herzoge Paul; endlich in Rabensteinfeld empfingen es die Großherzogin-Mutter, der Herzog Wilhelm und der Prinz Hugo Windischgrätz. Erst drei Tage später — am 21. Mai — fand der feierlich-festliche Einzug in Schwerin statt. Doch blieb einstweilen Rabensteinfeld die Residenz.

Es waren glückselige Tage, die das fürstliche Paar in dem reizenden Herrensitze verlebte. Zwar das Landhaus, früher eine Försterei, war sehr bescheiden; aber prachtvoller Buchenwald bedeckte die nahen Anhöhen längs des Seeufers, und von den Höhen hatte man freien Blick auf die weite Wasserfläche und ganz in der Ferne auf die Türme der Stadt Schwerin. Und diese Stille inmitten der herrlichen Natur, die Einfachheit der Verhältnisse war so recht nach dem Herzen der jungen Großherzogin Anna; die große Welt machte ihr Unruhe. Und den Großherzog sah man, in eine bequeme Jagdjoppe gekleidet, wie einen Landedelmann auf seinen Feldern umherwandern oder die Ställe seines Gestüts besichtigen. In einem kleinen Wagen, selbst kutschierend, die junge Fürstin häufig neben sich, fuhr er zu den Vorträgen in die Stadt, für seine beiden Apfelschimmel nur ein Weg von fünfundzwanzig Minuten; nachmittags war er immer wieder zurück. Es lag etwas Schmiegsames, gleichsam Anlehnung Suchendes in dem Wesen der Großherzogin: jetzt lebte sie sich in ihren Gemahl ganz hinein. Nur ein kurzer Besuch in Berlin (vom 8.—12. Juni), um der preußischen Königsfamilie vorgestellt zu werden, unterbrach die liebliche Idylle.

Am 30. Juli siedelte der Hof in gewohnter Sitte an den Meeresstrand nach dem Heiligen Damme über. Erst hiermit trat

die Großherzogin Anna eigentlich in die Öffentlichkeit. Denn zwanglos verkehrte der Hof mit den Badegästen und erschien auch nach alter Gewohnheit mittags an der großen Gasttafel. Schnell erwarb sich die junge Fürstin aller Sympathien; denn nicht auf große Repräsentation in ihrem Wesen angelegt, gewann sie, je näher man sie kennen lernte, nicht zum wenigsten auch dadurch, daß man ihr anmerkte, ihr Gemahl, den das mecklenburgische Volk in Liebe und warmer Verehrung im Herzen trug, erfülle ganz ihr Denken und Fühlen. Leicht schmiegten in kindlichem Vertrauen an die jugendliche Stiefmutter sich auch die fürstlichen Kinder.

Aber allzu bald schieden die beiden ältesten Prinzen aus dem freundlichen Kreise. Bei dem Erbgroßherzoge, der sonst ein gesunder und kräftiger Knabe war, zeigten sich katarrhalische Affektionen, die der ärztlichen Kunst trotzten. Er wurde daher zu längerem Aufenthalte, um ihn den Unbilden des Winters zu entziehen, nach Bagneres de Bigorre in den Pyrenäen, in ein mildes und gleichmäßiges Klima, gesandt. Herzog Paul Friedrich, der mit dem älteren Bruder zusammen erzogen wurde, begleitete ihn dorthin. Schwer kam den Großherzog die Trennung von den frisch heranwachsenden Söhnen an; aber als der Winter verflossen war und er sie nun wiederzuerhalten hoffte, mußte er dem Gutachten der Ärzte sich beugen und zur Sicherung des günstigen Erfolges, so hart es auch für ihn war, der Verlängerung des Aufenthaltes in dem Gebirgsbade um ein weiteres Jahr zustimmen. Erst im Juni 1866 kehrten die Prinzen zurück.

Zum Herbst wurde das Hoflager nach Ludwigslust verlegt, wo alsbald der Graf und die Gräfin von Paris zu kurzem Besuche bei ihren mecklenburgischen Verwandten eintrafen. Inzwischen war der Bau der Friedrich Franz-Bahn, die auf Kosten der Krone von Güstrow nach Neubrandenburg erbaut war, vollendet: ein hochwichtiges Unternehmen, das den fruchtbaren Osten des Großherzogtums dem großen Verkehr eröffnete und nahe Verbindung mit Strelitz schuf. Am 14. November unter-

nahm der Großherzog die Eröffnungsfahrt. So konnte er seiner Gemahlin, die ihn begleitete, auch die Hälfte seines Landes zeigen, die sie bisher noch nicht kannte: durch anmutige Landschaften, vorbei an stattlichen Herrensitzen und wacker schaffenden Städten führte die Fahrt, alles zu festlichem Empfange geschmückt. Und in Neubrandenburg war die ganze Großherzogliche Familie von Strelitz zur Begrüßung der nahenden Verwandten versammelt. Wie viel festliche und freundliche neue Eindrücke gewann die junge Fürstin!

Und als dann der Winter kam, kehrte der Hof nach Schwerin zurück. Wie still war es die letzten Jahre in dem Schlosse zugegangen! Jetzt schien der gewaltige Prachtbau zu neuem Leben erwacht. Mit königlichem Glanze, seine Gemahlin zu ehren, gab der Großherzog Fest an Fest, zu denen bis in die fernsten Gegenden des Landes die Einladungen ergingen. Denn er wollte ihr zeigen, wer nur je in seiner Stellung von Bedeutung wäre. Und dann wieder führte er sie in die öffentlichen Anstalten oder besuchte mit ihr die milden Stiftungen, in allem ihr der beste Erklärer. Schon um acht Uhr früh erschien er mit ihr im Gymnasium, um an der gemeinsamen Morgenandacht desselben teilzunehmen.

So vollendete sich im Kreislauf des Jahres, gewissermaßen von Stufe zu Stufe fortschreitend, der Gang des fürstlichen Lebens für die junge Großherzogin, wie es der Großherzog gestaltet hatte. Aber noch war das Jahr ihres Weilens in der neuen mecklenburgischen Heimat nicht abgeschlossen, als das Ereignis eintrat, dem sie mit freudig-banger Erwartung entgegensah: am 7. April 1865 wurde dem Großherzoglichen Paare die Prinzessin Anna geboren. Die Niederkunft verlief ganz normal. Das Glück der fürstlichen Eltern war unbeschreiblich, und im ganzen Lande herrschte die aufrichtigste Freude.

Allein schon am dritten Tage stellten sich Fieberzustände ein, die den Ärzten um so bedenklicher erschienen, als sie weder von Schmerzen noch von irgend welchen Störungen begleitet

waren. Auch erklärte die hohe Wöchnerin stets, daß sie sich ganz wohl befände. Niemand sonst vermochte daher die Bedenken der Ärzte zu teilen. Und doch sollten sie Recht behalten. Zu dem Fieber gesellte sich bald eine scharlachartige Rötung der Haut: eine diphtheritische Unterleibsentzündung kündigte sich an. Das Leben der Großherzogin schwebte in höchster Gefahr; aber auf alle Fragen versicherte sie mit Bestimmtheit, daß sie nicht leide. Selbst der Großherzog hielt die Warnungen der Ärzte für zu weitgehend. Mehrere Tage kämpfte auch die Jugendkraft der Fürstin gegen die Krankheit an; dann unterlag sie langsam. Ohne Schmerzen, fast ohne Todeskampf schied die junge Großherzogin am Ostersonntage, den 16. April, bald nach Mitternacht von hinnen. Wie eine Rose, kaum erschlossen, vom Frühlingsregen schwer, sanft die Blüte zur Erde neigt, so sank der Kopf im letzten Atemzuge leise zur Seite. Selbst der Tod vermochte ihre reinen, lieblichen Züge nicht zu verändern.

Fassungslos kniete der Großherzog am Sterbelager; wie gebrochen erschien der starke Mann. Es war, als wenn ihm die Sinne schwänden, bis ein Thränenstrom ihm Erleichterung gab. Er vermochte es nicht zu fassen, daß sein kaum gewonnenes Glück schon wieder vernichtet sei. Herzzerreißend war sein Schmerz. Die Tragik seines Schicksals wurde bis in die weitesten Kreise mitempfunden und um die junge Fürstin und um den so jäh vereinsamten Gemahl damals in Mecklenburg gar manche Thräne geweint.

Am 22. April wurde die Großherzogin Anna in der Heiligen Bluts-Kapelle im Dome beigesetzt. In dem langen Zuge der fürstlichen Verwandten, die zum letzten Geleite gekommen waren, schritt der ritterliche Kronprinz von Preußen voran. Im schleswigschen Feldzuge waren die Vettern sich näher getreten: jetzt war er herbeigeeilt, in diesen schweren Tagen dem Tiefgebeugten beizustehen und Trost zuzusprechen. Aber was vermag, wenn das Herz zittert, menschliche Teilnahme?

Sechstes Kapitel.

Die spanische Reise.

Ein dumpfes Gefühl bemächtigte sich des Großherzogs, als wenn das Menschenherz gegen den Ratschluß Gottes sich erhöbe. Mit aller Kraft des Gebets rang er dagegen an und lernte, was unmöglich schien, sich demütig in den Willen Gottes ergeben. Er überwand die innere Beängstigung, und Frieden kehrte zurück in das verstörte Herz.

Herr von Wickede war auf einer Urlaubsreise in Bagneres anwesend, als bei den Prinzen die Meldung von dem Tode der Großherzogin Anna eintraf. Aufrichtiger Kummer erfüllte beide; denn sie hatten, so kurz auch die Zeit des Zusammenseins gewesen war, von Herzen sie lieb gewonnen. Gern hörte der Großherzog Wickedes Bericht, und lebhaft ward der Wunsch in ihm rege, die Söhne wiederzusehen, aber ohne daß er darüber von den jüngeren Kindern sich trennen müsse. Die Herzogin Marie reiste also mit dem Prinzen Johann Albrecht voraus — nur die kleine Prinzessin Anna, ein sehr zartes Kind, mußte in Schwerin zurückbleiben. Und der Großherzog folgte ihnen nach Bagneres, sobald nur die Regierungssorgen ihn frei ließen.

Es kam dazu, daß der Großherzog dringend einer Ablenkung bedurfte. Er fühlte es selber; denn die schmerzlichen Gemütsbewegungen hatten seine Gesundheit erschüttert. Zwar wir verstehen nicht, wie Seelenschmerzen das Herz oder ein anderes Organ des Körpers beeinflussen oder stören können: aber die Thatsache, daß es geschieht, bestreitet kein Arzt. So

zeigten sich jetzt auch im Sommer 1865 bei dem Großherzoge die ersten Anfänge des Leidens, das, bald sich steigernd, für den Ausgang seiner letzten Erkrankung so verhängnisvoll geworden ist. Von einem Ausfluge durch Spanien aber, an dessen Schwelle Bagneres liegt, versprach er sich neben reicher, geistiger Anregung die Ablenkung und körperliche Erfrischung, die er wünschte. Denn immer nach ächter Germanen Art zog es ihn nach dem Süden, nicht nach dem Norden. Wieder wie vor einundzwanzig Jahren wurde Adolf von Schack eingeladen, den kunstverständigen Führer für die iberische Fahrt zu machen.

Am 1. August verließ der Großherzog Schwerin. Dem alten, treuen Jugendfreunde, dem Fürsten Leopold von Lippe (1851 hatte er den väterlichen Thron bestiegen) galt der erste Besuch. Dann weilte er einige Tage bei den tiefgebeugten Schwiegereltern auf Schloß Rosenhöhe bei Darmstadt. In rascher Fahrt ging es nunmehr in Begleitung seines Schwagers, des Prinzen Heinrich XVII. Reuß, der wenige Jahre später bei Mars la Tour den Heldentod starb, über Genf und Lyon nach Marseille und von dort nach kurzem Aufenthale über Toulouse den Pyrenäen zu. Am 17. August traf er in Bagneres ein, wo jubelnd die Schar der Kinder ihn umringte.

Friedlich = stille Wochen der Zurückgezogenheit von dem Treiben der Welt verlebte der Großherzog hier in der Villa, die er mit den Seinen bewohnte. Ganz gab er den Kindern sich hin; zumal „Miechen“, die junge Herzogin Marie, trat ihm nahe, denn niemand verstand es so gut wie die junge Prinzessin, von den trüben Stimmungen, die oft ihn überkamen, durch zärtlichen Zuspruch ihn abzulenken. Allmählich erwachte auch die alte Wanderlust in dem Fürsten wieder. Ausflüge in die nahen Berge wurden unternommen. Mehrmals war das herrliche Campaner=Thal das Ziel; auf einem Hügel oberhalb des Adour angesichts der Felsriesen, zu denen grüne Matten hinansteigen, las Schack dem Großherzoge Jean Pauls unübertreffliche Schilderung des Thales vor: Jean Pauls, der

doch mit eigenen Augen es nie gesehen. Am 5. September wurde sogar eine Besteigung des Pic du midi unternommen.

Erst am 11. September dachte der Großherzog an die Weiterreise. Die Kinder siedelten nach Arcachon bei Bordeaux, die Seebäder zu gebrauchen, über, von wo dann die beiden jüngeren nach Schwerin, die älteren Prinzen nach Bagneres zurückkehrten. Er selbst begab sich nach Pau, der alten Residenz König Heinrichs IV. von Navarra und Frankreich, und genoß von der Schloßterrasse aus den Anblick der Pyrenäen, das schönste Gebirgs-Panorama, das Europa zu bieten hat. Eine kurze Fahrt brachte ihn nach Biarritz.

Biarritz, unlängst noch ein bescheidenes Fischerdorf, war durch den wiederholten Aufenthalt des französischen Kaiserpaares zu einem glänzenden Badeorte aufgestiegen. Überall auf den zum schäumenden Oceane niederschauenden Höhen des Ufers erhoben sich Landhäuser oder stattliche Gasthöfe. Denn die große Welt Frankreichs, auch viele vornehme Spanier gaben sich hier im Spätsommer, wenn der kaiserliche Hof in Biarritz weilte, ein Stelldichein. Auch jetzt war es der Fall; in der Villa Eugenie wohnte, wie gewöhnlich, Kaiser Napoleon mit seiner Familie. Der Großherzog meldete sich bei dem Kaiser: sofort wurde er mit seinem ganzen Gefolge zum Dejeuner eingeladen. Er führte die Kaiserin zu Tische, die sich sehr lebhaft mit ihm unterhielt und ihm namentlich für die spanische Reise einen möglichst langen Aufenthalt in Granada ans Herz legte. Denn ihr glänzte die Stadt in dem vollen Zauber der Jugenderinnerungen; aber sie hatte so unrecht nicht. Der Kaiser saß gegenüber; in sich versunken, wie er schien, beteiligte er sich wenig an der Unterhaltung. Aber nach Aufhebung der Tafel lud er den Großherzog zu einem Gange durch den Garten der Villa ein: jetzt im vertrauten Zwiegespräch wurde er lebhaft, und lange sah man die beiden Fürsten in den schattigen Gängen des Gartens in angeregter Debatte auf und ab wandeln. Ja, als der Großherzog sich verabschieden wollte, wandte sich der

Kaiser an Herrn von Schack mit der Bitte, er möge den Großherzog zu längerem Verweilen in Biarritz bewegen, denn einen schöneren Aufenthalt gebe es in dieser Jahreszeit nicht.

Wohl hätte in dieser Einladung des Fürsten, der als der allgewaltige Gebieter Europas damals dastand, für gar manchen gewiß viel Lockendes gelegen: aber Großherzog Friedrich Franz — bestieg am nächsten Morgen (den 13. September) die Eisenbahn und fuhr nach Spanien hinein. Auf der rauhen Hochfläche von Alt-Kastilien herrschte schon der Herbst: man konnte meinen, in die nordische Heimat zurückversetzt zu sein. Aber die zerfallenden Burgen, nur halb noch aufragende Türme, erwecken die Erinnerungen an die Ritterzeit, an die Glaubenskämpfe gegen den Halbmond und breiten über die öden Flächen den Schimmer ritterlicher Romantik. Fahrende Sänger sind es gewesen, die diese Ritter geschaffen, die den Cid Don Rodrigo de Vivar, der in Wahrheit für den Halbmond ebenso häufig wie für das Kreuz gekämpft, zum Nationalhelden erhoben haben: aber zu der Landschaft, zu den Städtebildern passen diese geharnischten Gestalten der Romanzen; so bleiben sie auch, aller Kritik zum Trotze, mit ihnen in der Vorstellung verbunden.

Auf Madrid lagerte im schroffen Gegensatze noch die ganze Glut des Sommers. Die Königin Isabella II. weilte daher noch in der Kühle ihres Sommersitzes La Granja und lud nach geschehener Meldung den Großherzog dorthin ein. Das Lustschloß La Granja („die Scheune"), unweit des kleinen Ortes Ildefonso hoch in der Sierra von Guadarrama gelegen, umfaßt eine ganze Gruppe von Schlössern, die, in üppig grünende Gärten eingebettet, durch die hohe Gebirgswand vor rauhen Winden geschützt sind. Aus den hoch aufragenden Felshängen werden die Wasserkünste gespeist, die bald in wechselnden Strahlen hoch in die Luft aufsprühen, bald in Wasserstürzen über Marmorstufen niederrauschen. Hoch und weit sind der Kühle

wegen alle Zimmer, mit höchster Pracht ausgestattet und aus jedem Fenster wundervolle Blicke ins Gebirge darbietend: ein Fürstensitz, stattlich und geräumig genug, alle Fürsten Europas würdig zu empfangen.

Eine Strecke weit fährt man von Madrid mit der Eisenbahn; für die letzten Stunden des Weges von Villalba stehen Post oder Omnibus zur Verfügung. Denn Festtags ist La Granja für die Madrider ein beliebtes Ausflugsziel. So machte auch der Großherzog die Fahrt. Allein als er in Villalba den Zug verließ, war, ihn abzuholen, kein Hofwagen zur Stelle: sie waren nach einer andern Station geschickt worden, wie ihm jetzt, wo es zu spät war, gemeldet wurde. Was thun? Der Zug war schon weiter gegangen, Extrapost in der kleinen Station nicht zu haben, der Postwagen voll besetzt: nur der Omnibus war noch frei. Lachend bestieg der Großherzog mit seinem Gefolge den ehrwürdigen Rumpelkasten. Da kam eine Bauerfrau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme herbeigeeilt und bat, die Señores möchten zusammenrücken, damit sie auch noch mitkönne nach Ildefonso. Man protestierte: aber der Großherzog vermittelte und verschaffte ihr noch freundlich, ihm selbst gegenüber, einen Platz an der Thür. So ging denn, während sich die Bäuerin, um recht höflich zu erscheinen, mit vielen Worten bei den Señores bedankte und ausführlich erzählte, was sie nach Ildefonso führe, die Fahrt vor sich. Darüber wurde es Abend. Aber der Aufzug machte den Großherzog doch etwas bedenklich: er befahl, daß der Wagen eine Strecke vor dem Schlosse halten sollte; denn ihm schien es passender zu Fuße als so dort anzulangen. In demselben Augenblicke aber bog der Wagen um eine Ecke: die Fanfaren des Königsmarsches ertönten, eine Compagnie Jäger stand aufmarschiert und eine lange Reihe von Hofbeamten und Granden in strahlenden Uniformen war bereit, den fürstlichen Gast der Königin zu empfangen. Der Omnibus hält, die Thür wird geöffnet, mit tiefer Verbeugung tritt, von Ordenssternen blitzend, der Ober-

Ceremonienmeister heran und — die Bäuerin entsteigt dem Wagen.

Man geleitet den Großherzog, nachdem die Überraschung sich gelegt, in das Palais hinein, vor dessen Portal man sich befindet; es ist die Casa de los Infantes, die dem erlauchten Gaste zur Wohnung bestimmt ist. Die üblichen Vorstellungen finden statt, und die Hofchargen ziehen sich zurück. Nur einer, geschmückt mit dem großen Bande des Ordens Isabellas der Katholischen, bleibt und ladet den Großherzog ein, das bereitstehende Souper einzunehmen. Der Großherzog, mindestens den Hofmarschall in ihm vermutend, fordert ihn auf, daran teilzunehmen. Da ist er verschwunden: es war der Haushofmeister gewesen.

Am Mittage des nächsten Tages (22. September) begrüßte der Großherzog die Königin. Der Königsmarsch ertönte, als er sein Palais verließ und den sechsspännigen Hofwagen bestieg, der ihn im Galopp in einigen Minuten zum Schlosse brachte. Und dieselben Fanfaren erklangen, als er dort, am Portal von den Hofchargen empfangen, anlangte. Hellebardiere bildeten Spalier die große Staatstreppe hinauf. Rechts und links vom Großherzoge gingen zwei Hellebardier-Offiziere mit gezogenem Degen, als er unter Vorantritt der Hofchargen die Treppe hinaufstieg. In einem großen Saale, umgeben von glänzendem Gefolge, erwartete die Königin mit ihrem Gemahl den hohen Gast.

Die Königin Isabella hatte etwas Gewinnendes in ihrem Wesen; ein Zug von Gutmütigkeit in dem Gesichte kleidete sie gut. Aber sie sprach das Französische nicht geläufig und bevorzugte ihre Muttersprache: was denn doch den Fluß der Unterhaltung hemmte. Der König-Gemahl dagegen, unansehnlich von Statur und etwas linkisch in seinem Wesen, wußte doch nicht ohne Geschick das Gespräch fortzuführen.

Kaum in die Casa de los Infantes unter schmetternden Fanfaren zurückgekehret, empfing der Großherzog den Gegen-

besuch des Königs. Am Nachmittag folgte er der Einladung der Königin, die ihm die Wasserkünste des Parks zu zeigen wünschte. In feierlichem Zuge, die Hofchargen voran, von zahlreichem Gefolge geleitet, durchschritt das Königspaar mit seinem erlauchten Gaste die Gänge des Parkes. Auch Besucher aus Madrid waren in Menge anwesend und bewunderten aus nächster Nähe die feierliche Pracht des Hofes. Mit Stolz machte die Königin den Großherzog darauf aufmerksam, daß sie ohne irgendwelche Sicherheitsmaßregeln sich unter ihren Unterthanen aufhalten könne. Das menschliche Leben wäre oft sehr freudenleer, wenn die Zukunft nicht verschleiert wäre.

Um acht Uhr abends kehrte man in das Schloß zurück, wo dem Großherzoge zu Ehren Galatafel stattfand. Nach Beendigung derselben zogen sich die Fürstlichkeiten in die oberen Gemächer der Königin zurück, wo die Königin, des Zwanges ledig, mit Herzlichkeit die liebenswürdigste Wirtin machte, bis, in später Stunde erst, der Großherzog sich verabschiedete und unter schmetternden Fanfaren im Galopp sich in sein Palais zurückbegab.

Am nächsten Morgen verließ der Großherzog La Granja. Einen Tag widmete er Madrid, oder eigentlich den Bildern Murillos, von denen Herr von Schack mit Recht ein begeisterter Verehrer war. Dann ging die Fahrt nach der alten Königsstadt Toledo weiter, die mit ihren Mauern und Türmen ein wunderbar fesselndes Bild darbietet. Hier endigte damals westwärts die Eisenbahn. Nach Landesart wurde daher die Fahrt nach Portugal fortgesetzt. Zwei Reisewagen standen bereit, jeder mit einem langen Zuge von Maultieren, oft zehn bis zwölf, bespannt. Hoch auf dem Bocke thronte der Mayoral, die Zügel haltend, indem er unablässig die Tiere bald mit ermunternden Worten, jedes bei seinem Namen nennend, anfeuerte, bald mit Peitschenhieben oder gar Steinwürfen zu einem kurzen Galopp antrieb. Ihn unterstützte dabei ein Junge, der neben den Tieren einherlief oder, atemlos, mitten im schnellsten Fahren

auf den Wagen für eine Weile sich hinaufschwang. So ging es in aller Sonnenglut über die braunen, ausgedörrten, wellenförmigen Ebenen Estremaduras hin, in denen Schafherden und verräucherte Bauernhäuser die einzige Staffage bildeten. Nur in Talavera de la Reyna machte der Großherzog einen längeren Halt, um das Schlachtfeld des wellingtonischen Sieges mit seinen Adjutanten genau zu studieren.

In Lissabon begrüßte der Großherzog das portugiesische Königspaar, das im Begriffe stand, sich nach Italien zu begeben, sowie des Königs Vater, den greisen Prinzen Ferdinand von Coburg, der ebenfalls den Königstitel führte. Die Stadt Lissabon, auf dem hügeligen rechten Tajo-Ufer ansteigend gelegen, ist berühmt wegen der Schönheit ihrer Lage; aber es ist nicht die heitere Schönheit Neapels, die den Frohsinn anregt, sondern ein melancholischer Hauch ist über die Stadt gebreitet: steht sie doch so ziemlich zur Hälfte auf dem Grabe des alten Lissabon, das schreckensvoll durch das Erdbeben vom 1. November 1755 zu Grunde ging. Cintra dagegen mit seinem Feenschlosse Penha machte dem Großherzoge einen überaus anmutigen Eindruck.

Von der Tajo-Mündung trug ein Dampfer den Großherzog nach Cadix, wo er am 3. Oktober anlangte, erwartungsvoll dem schönen Andalusien entgegensehend. Allein in mehreren Städten Süd-Spaniens war die Cholera in bedrohlicher Weise ausgebrochen. Unmöglich glaubten die Begleiter den Großherzog der Gefahr der Ansteckung aussetzen zu können und baten ihn daher um Änderung des Reiseplanes. Allein davon wollte der Fürst nichts wissen; kaum eine Abkürzung des Aufenthaltes in den am meisten infizierten Städten bewilligte er, um die um ihn Sorgenden zu beruhigen.

Wie ein ganz anderes Land, mit Kastilien verglichen, erscheint Andalusien: ein Hauch orientalischer Poesie weht durch seine üppigen Gärten, ja der Geist des Islam scheint trotz der

zahlreichen christlichen Baudenkmäler, die jede Stadt birgt, hier noch zu wandeln. Schon in Sevilla empfindet man dies, wenn der Blick von der Straße durch die Thürgitter auf die maurischen Höfe fällt, die, mit Springbrunnen und Orangenbäumchen geschmückt, das Herz der Häuser bilden. Gegen Abend bestieg der Großherzog die Giralda. Zwar erschienen die Gärten der Stadt grau und staubig, aber die Zinnen der Kathedrale, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, die zahlreichen Türme der Stadt, das Häusergewimmel in der Tiefe gaben doch ein sehr wirkungsvolles Bild. Im Mondenschein wurde dann der Alcazar besucht. Magischer Dämmerschein erfüllte die Hallen, und von den Bogenfenstern aus erschienen die Gärten im Silberstrahl des Mondes ganz märchenhaft. Freilich darf man dabei nicht an die vielen blutigen Scenen denken, deren Schauplatz das alte Maurenschloß, dem Peter der Grausame seine jetzige Gestalt gegeben, gewesen ist. Der Heimweg in der wundervollen Nacht führte über die Alameda, den Hauptplatz der Stadt, der, sonst reich belebt, jetzt infolge der Seuche ganz verödet war. Denn gerade in Sevilla wütete sie besonders verheerend.

Jetzt erst, nachdem das romantische Programm, das Herr von Schack entworfen, erledigt war und man schon an Weiterfahrt dachte, bekannte der Großherzog, daß er sich zu unwohl fühle, um weiterreisen zu können. Nichts lag näher als die schreckliche Vermutung, daß der Fürst von der Seuche ergriffen sei. Mit scharfen Opiaten griff der sofort herbeigerufene spanische Arzt ein und erreichte denn auch so viel, daß die Reise am nächsten Tage fortgesetzt werden konnte. Aber jeder Anstrengung, wie Reiten oder längeres Umhergehen sie erfordert, hatte der kaum Genesene sich zu enthalten.

Die Fahrt nach Cordova machte keine Beschwerde. Mehrere Stunden wurden hier der alten Omajjaden-Moschee gewidmet; bald saß der Großherzog unter einem der Orangenbäume des

weiten Vorhofs, bald auf den Stufen, die zu dem Allerheiligsten hinaufführen, um den Eindruck des wunderbaren Bauwerks voll in sich aufzunehmen, während Herr von Schack dessen Entstehungsgeschichte darlegte. Nicht fern liegt das Kloster San Francisco. Vor Zeiten hat hier ein Lustschloß Abdurrahmans, des Begründers der Omajjaden-Dynastie in Spanien, gestanden; aus der Heimat flüchtig, erzählt die Sage, habe er hier die erste Palme gepflanzt, die auf spanischem Boden gewachsen ist. Im Schatten ihrer Enkel im Klostergarten trug Herr von Schack das Lied vor, das, voll Sehnsucht nach der fernen Heimat, Abdurrahman an die Palme, sein Schicksal dem ihren vergleichend, gerichtet hat. Es ergriff den Großherzog so, daß er mehrmals die Strophen wiederholte und sie noch nach Jahren wortgetreu im Gedächtnisse bewahrte.

Der ansprechende Gedanke Schacks, durch die Berge von Cordova nach Granada zu reiten, war bei der Schonung, die das Befinden des Großherzogs erforderte, undurchführbar. Man fuhr vielmehr mit der Eisenbahn nach Malaga, um von hier dann die gute Fahrstraße nach Granada zu benutzen. Allein kaum war der Großherzog in Malaga angelangt, so stellten sich Nieren-Blutungen, begleitet von heftigen Schmerzen, bei ihm ein. Er hatte die Anzeichen und Anfänge, die seit Monaten sich bemerklich gemacht, nicht beachtet; wie denn auch in Sevilla wahrscheinlich der Arzt in der Diagnose sich geirrt hatte. Jetzt aber zwang der heftige Anfall der Krankheit seinen starken Willen; und niemals mehr ist sie ganz von ihm gewichen, wenn sie auch, als wieder frohere Tage ihm kamen und Lebensfreudigkeit von neuem sein Gemüt erhob, nur in gelinderen Anfällen und großen Zwischenräumen zu Tage trat. Mehrere Tage hindurch war der Großherzog an das Krankenlager gefesselt, ehe es seiner kräftigen Natur und der Kunst eines geschickten deutschen Arztes, der hier zu Rate gezogen werden konnte, gelang, den Anfall zu überwinden. Völlige Wiederherstellung indes brachte ihm erst die reine, kühle Luft des 650 Meter über

dem Meere liegenden Granada, mit der sich der frische Hauch mischt, der von der Sierra Nevada herabweht.

Jetzt war es dem kunstsinnigen Fürsten ein Hochgenuß, immer wieder viele Stunden in der Alhambra zu verweilen. Eine Aufmerksamkeit ihm zu erweisen, wurden, was sonst nur an hohen Festtagen geschieht, die Wasserkünste in Bewegung gesetzt: in allen Höfen und Sälen sprangen und rauschten die Fontänen, als wenn das alte, stille Maurenschloß zu neuer Herrlichkeit erwacht wäre. Regengüsse hatten zudem den Staub von den Pflanzen gespült, und in frischem Grün prangten die Gärten. Herr von Schack übersetzte die arabischen Inschriften an den Wänden und machte die alten Erinnerungen der Maurenzeit lebendig, die, mehr Sage als Geschichte, mit den Räumen der Alhambra verwachsen sind. Und dann wieder wurde des Unterganges der Maurenherrschaft gedacht, Santa Fe besucht, wo das Lager Ferdinands und Isabellas war, zur Fichtenquelle gewandert, die durch die vielen Zweikämpfe zwischen Christen und Mauren berühmt geworden ist, und hinaufgestiegen zu dem Hügel, von dem König Boabdil, in die Verbannung entweichend, den letzten Blick auf sein verlorenes Granada warf. Wiederholt wurden auch die Gärten des Generalife besucht und die Abende meist zu Spaziergängen auf der herrlichen Alameda längs des Genil verwendet. Im Fluge schnell vergingen die Tage; schwer wurde es dem Großherzoge, das zauberhafte Granada zu verlassen, das Schönste, was Spanien ihm geboten hatte.

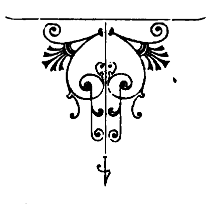
Rasch ging nun die Rückreise vor sich. Nur in Bordeaux wurde ein längerer Aufenthalt gemacht, um mit den beiden ältesten Prinzen, die von Arcachon dorthin gekommen waren, noch einen Tag zusammen zu sein. Auf der Weiterfahrt nach Paris nahm der Großherzog auch die Schlösser von Chambord und Blois in Augenschein, die ihn wegen ihrer künstlerischen Beziehungen zu dem Schweriner Schlosse interessierten. In Paris wurde nur einen Tag geweilt. Am 29. Oktober traf der Großherzog

über Berlin nach nächtlicher Fahrt morgens um vier Uhr wieder in Schwerin ein. Man sah es ihm an: die Reise hatte ihm gut gethan. Er sah frischer aus und schritt elastischer einher, als man ihn seit langem gesehen hatte.

Freudig begrüßte den heimgekehrten Fürsten die Residenz. Aber mit Schmerz vermißte er einen Mann, den er in voller Gesundheit verlassen hatte. Der Minister von Schröter war während der Abwesenheit seines Herrn am 14. August gestorben. Ebenso gescheidt wie pflichttreu, hatte er bei diesem in hohem Ansehn gestanden; er war die Seele des Ministeriums gewesen, von den Konservativen nicht weniger verehrt, als von den Liberalen gehaßt. Zu seinem Nachfolger berief der Großherzog den Oberappellationsgerichtsrat Buchka, der, ein scharfsinniger Jurist von schier unerschöpflicher Arbeitskraft, bei seinem zur Milde geneigten Wesen sehr geeignet war, die Gegensätze zu lindern und auszugleichen. Buchka übernahm als Staatsrat die Departements der Justiz und des Kultus; neben ihn trat als Staatsrat des Innern der Professor Wetzell. Denn Graf Bülows Nachfolger, der Minister-Präsident von Örtzen, der bisher neben den auswärtigen Angelegenheiten auch das Departement des Innern geleitet hatte, bat aus Gesundheitsrücksichten um Enthebung von diesem. Bei der Berufung des bedeutenden Staatsrechtslehrers aber leitete den Großherzog der Gedanke an die nie aus dem Auge gelassene Durchbildung der mecklenburgischen Verfassung. So traten jetzt zwei Männer in die Regierung Mecklenburgs ein, die dem Großherzoge bis zu seinem letzten Atemzuge treu-ergebene und geschickte Diener gewesen sind und um das Land durch ihre ebenso gerechte und sorgfältige wie humane und rücksichtsvolle Amtsführung die größten Verdienste sich erworben haben.

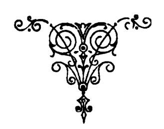
Man mochte ein Symbol darin sehen, daß damals das Regierungsgebäude in Schwerin durch einen Brand zerstört wurde. Es war ein furchtbar-schöner Anblick, wie die feurige Lohe um das eherne Zeusbild auf dem Dache mächtig

emporschlug, das unbewegt den züngelnden Flammen wie dem sprühenden Wasserschwall zu trotzen schien. Genau in derselben äußeren Gestalt ließ der Großherzog das stattliche Gebäude wieder aufführen: die zahlreichen Verbesserungen im Inneren, die er befahl, erkannte indes der Kundige wohl. —



Drittes Buch.

Des Reiches Fürst.



Erstes Kapitel.

Deutsche Politik.

„Ein deutsches Herz," schrieb der Großherzog zu Anfang des Jahres 1864 an seine Braut, die Prinzessin Anna, „schlägt in dieser Dir geweihten Brust, und in der Entscheidungsstunde wird es die That beweisen!"

Ein deutsches Herz! Nimmer, wie seinem erlauchten Ahnen, dem ersten Friedrich Franz, ging auch dem zweiten Mecklenburg über Deutschland. Mit Schmerz hatte jener gesehen, daß aus dem gewaltigen Ringen der Befreiungskriege sich nichts als die dürftige Gestaltung des Deutschen Bundes für Deutschland ergab: mit Zustimmung begrüßte der Enkel ein Menschenalter später König Friedrich Wilhelms IV. Ankündigung einer deutschen Politik. Unter den ersten trat er der Union bei; am 27. Juni 1849 unterzeichnete Stever als Bevollmächtigter des Großherzogs die Beitrittsakte. Ganz stellte der Großherzog in dem alsbald beginnenden diplomatischen Kriege Österreichs gegen Preußen sich auf die Seite Preußens; im Mai 1850 wohnte er dem Fürstentage der Union in Berlin bei und schloß mit Preußen eine Militär-Konvention. Erst als Preußen, um dem drohenden Österreich einen Schritt entgegen zu thun, am 15. November 1850 in der Sitzung des Fürsten-Kollegiums die Erklärung abgab, daß es die Unions-Verfassung als aufgehoben betrachte, schied Mecklenburg zugleich mit Baden und Nassau aus der Union.

In den Dresdener Konferenzen, die auf Grund der Olmützer Punktation im Frühling 1851 die künftige Gestaltung Deutschlands regeln sollten, war Mecklenburg zuerst durch den Grafen von Bülow, dann durch Bernhard von Bülow, den Jugendfreund seines Herrschers, vertreten. Der Großherzog gab ihm die Instruktion, die Vorschläge Preußens thunlichst zu unterstützen, Neuerungen in der Organisation des Deutschen Bundes aber nur dann zuzustimmen, wenn damit eine Vereinfachung und Kräftigung der Exekutivgewalt verbunden wäre. Denn seitdem die Reichsidee aufgegeben und die Hoffnung gescheitert war, Preußen an der Spitze Deutschlands zu sehen, wünschte Großherzog Friedrich Franz, unter Beschränkung der souveränen Fürstengewalt, durch eine starke Exekutiv-Gewalt Deutschland innere Kraft zu geben. Die Grundlage zu einer solchen konnte aber nur durch eine Verständigung der beiden deutschen Großmächte gewonnen werden. Allein das Bestreben Österreichs ging dahin, durch die Aufnahme seiner sämtlichen Staaten in den Deutschen Bund Preußen zu erdrücken und die Kräfte des Bundes zur Behauptung auch seiner nichtdeutschen Provinzen zu gewinnen. Dafür warb es um die Zustimmung der deutschen Fürsten. Der Großherzog indes lehnte eine Antwort ab, bis Österreich sich über den Umfang seiner Pflichten und Gegenleistungen erklärt haben würde.

Das Projekt fiel; die Konferenz hatte ihren Zweck verfehlt. Um aber dem Deutschen Bunde überhaupt nur die Leitung seiner gemeinsamen Angelegenheiten zu sichern, schlug Preußen vor, durch allgemeine Beschickung der Bundesversammlung in Frankfurt das für den Augenblick Erreichbare zu thun. Noch am Nachmittage desselben Tages (15. Mai 1851) wurde in einer Schlußsitzung diese allgemeine Beschickung zum Beschlusse erhoben. Zugleich mit Preußen trat aber nur Mecklenburg-Schwerin ein; die andern Staaten folgten später. Der Bundestag war damit wiederhergestellt: Österreich triumphierte. Den Großherzog aber schmerzte es, daß dem auf engere Einigung

Deutschlands hindrängenden „Zeitgedanken“, den er für berechtigt hielt, die Verwirklichung versagt blieb.

Die allgemeine Ermattung und Abspannung der Gemüter nach den Jahren der Bewegung kam den Bestrebungen Österreichs entgegen; aber allgemach drang doch in immer weitere Kreise die Erkenntnis, daß ein einiges Deutschland nur mit Ausschluß Österreichs möglich sei. Immer mehr wandten die nationalen Hoffnungen Preußen sich zu, besonders seitdem (9. Oktober 1858) der Prinz von Preußen die unverantwortliche Regentschaft für den König, seinen schwer erkrankten Bruder, übernommen hatte.

Der lombardische Krieg bezeichnet klar die Wende. Preußen wollte mit seinen eigenen Kräften und den Kontingenten des Deutschen Bundes dem bedrängten Österreich beistehen: aber es verlangte den Oberbefehl über sämtliche deutsche Truppen.

Unter Bundes-Oberbefehl hatten die Truppen Mecklenburgs 1848 in Schleswig-Holstein, 1849 im badisch-pfälzischen Feldzuge mitgefochten. Seitdem war der Großherzog unablässig um die angemessene Vermehrung und Durchbildung der Mannschaften wie der Offiziere bemüht gewesen. Möglichst eng schloß er sich dabei an die in Preußen geltenden Reglements an. Eine treffliche Stütze hatte er dabei in dem General von Witzleben, der bis 1858, wo Oberst von Bilguer das Kommando übernahm, an der Spitze des die zweite Division des zehnten Bundes-Armeecorps bildenden mecklenburgischen Kontingentes stand. Auf das ernsteste hatte der Großherzog auch, seinem hohen Interesse für das Militärische entsprechend, an seiner eigenen militärischen Ausbildung gearbeitet und zu einem geschickten Heerführer sich ausgebildet. 1848 zum General-Lieutenant in der preußischen Armee, 1855 zum General der Infanterie ernannt, gab er nicht nur den Manövern seiner eigenen Truppen, wie natürlich, die Generalidee und hielt nachher in der Regel selbst die Kritik ab, sondern er nahm auch, meist selbst ein Kommando führend, an den Manövern der preußischen Truppen regelmäßig Teil. So war 1859 sein Entschluß, selbst seine Division im Felde zu

führen, wohl vorbereitet. Zur Ausführung indessen kam er nicht. Zwar hatte Preußen sowohl wie der Deutsche Bund mobil gemacht; aber Österreich wollte nur zugestehen, daß von Bundeswegen der Oberbefehl dem Prinz-Regenten von Preußen übertragen, er also unter die Aufsicht der Bundes-Kommissare gestellt würde. Nach drei Tagen jedoch ließ es selbst diesen ganz unmöglichen Gedanken fallen und opferte im Friedensschlusse die Lombardei, um seine bedrohte Stellung in Deutschland zu retten.

Die Kriegsgefahr hatte jedem, der es sehen wollte, die Unzulänglichkeit der deutschen Bundes-Verfassung grell vor Augen gestellt. Aus der Bewegung der Gemüter ging der National-Verein hervor. Aber sofort gesellten den Liberalen, die ihn, auf Preußen ihre Hoffnung setzend, ins Leben gerufen hatten, sich auf Grund der Eisenacher Versammlung die Demokraten Norddeutschlands zu. Infolgedessen untersagte der Großherzog, der Agitation zu wehren, seinen Unterthanen den Beitritt zu dem Vereine, stimmte aber 1861 gegen den Antrag, den Verein durch Bundes-Beschluß überhaupt zu verbieten. Die Fürsten, meinte er, müßten die Freiheit haben, selbst zu prüfen und zu entscheiden, was auf diesem Gebiete ihrem Lande dienlich sei oder nicht.

Der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte beherrschte die ganze Situation: Österreich war durch das Oktober-Diplom zur konstitutionellen Regierungsform übergegangen; in Preußen verschärfte sich der Konflikt zwischen der Regierung und der Volksvertretung und schwächte die Kraft des Staates im Innern wie seine Geltung nach außen. Die Gunst der Zeitlage schien Österreich, wenn es jetzt gegen Preußen vorginge, den Sieg zu garantieren. Durch eine Änderung der Verfassung des Deutschen Bundes gedachte es daher, Preußen für alle Zeit bei Seite zu schieben. Der Kaiser Franz Joseph lud die Fürsten Deutschlands zu einem Kongresse nach Frankfurt auf den 16. August 1863 ein. Persönlich hatte er dazu in Gastein den König Wilhelm von Preußen eingeladen; allein dieser hatte geraten,

den Kongreß, der ohne vorhergehende Minister-Konferenzen ergebnislos sein würde, bis zum 1. Oktober zu verschieben und die Einladung zum 16. August für sich abgelehnt. Auch Anhalt, Bernburg, Lippe und Holstein leisteten ihr nicht Folge.

Es war eine glänzende Versammlung, die, von der freien Stadt Frankfurt festlich begrüßt, dort zusammenkam; wohl mochte sie an die Pracht einer Kaiserkrönung früherer Zeiten erinnern. Schwarzrotgoldene Fahnen wehten von den Türmen; Ehrenwachen in Gala standen vor den Wohnungen der Fürsten, Hartschiere in altdeutscher Tracht vor der des Kaisers. Der Großherzog indes lehnte die festliche Begrüßung durch den Frankfurter Senat und alle militärischen Ehrenerweisungen ab: er nahm seine Wohnung bei Bernhard von Bülow in der mecklenburgischen Gesandtschaft am Blittersdorfplatz.

Wer könnte sich dem Eindrucke verschließen, daß es ein Moment von welthistorischer Bedeutung war, als der Kaiser Franz Joseph am 17. August, vormittags elf Uhr, im Frankfurter Römer den Kongreß eröffnete. Um einen großen grünen Tisch herum saßen die erschienenen vierundzwanzig Fürsten und vier Bürgermeister der freien Städte, dem Kaiser zunächst die Könige, dann die übrigen Fürsten ohne Rangordnung, zumeist nach dem Regierungsalter. Der Kaiser erhob sich: „Durchlauchtigste, freundlich liebe Brüder und Vettern, sehr werte Bundesgenossen!“ begrüßte er die Versammelten mit fester Stimme, betonend, daß auch der nicht anwesende König von Preußen „im Grundsatze sich nicht gegen eine Fürstenversammlung erklärt“ habe, und forderte sie auf, sich „leicht und rasch über das Einzelne“ des Reform-Projektes zu einigen. Der König Maximilian von Bayern beantwortete die Begrüßung mit der Zusage, die Vorschläge des Kaisers in gewissenhafteste Erwägung nehmen zu wollen. Da erhob sich der Großherzog Friedrich Franz und beantragte, da ohne die Teilnahme Preußens keine Bundes-Reform zu stande kommen könne, ein von sämtlichen Teilnehmern des Kongresses zu unterzeichnendes Schreiben durch

eine Abordnung von Fürsten an den König von Preußen zu senden, um ihn zur Teilnahme an den Beratungen zu bestimmen. Der Antrag wurde angenommen; jedoch erklärte König Johann von Sachsen es für nötig, dem Könige von Preußen zugleich mitzuteilen, daß die Fürsten die von dem Kaiser von Österreich vorgelegte Reform-Akte als Grundlage ihrer Beratungen angenommen hätten und sich nicht abhalten lassen würden, auch ohne ihn den Kongreß fortzusetzen. Sofort erhob gegen diesen Zusatz Herzog Ernst von Sachsen-Coburg lebhaften Widerspruch; der Großherzog schloß sich mit mehreren Fürsten ihm an. Aber sie drangen nicht durch; die Mehrheit billigte den Zusatz, wählte auch nicht eine Abordnung Preußen zugeneigter Fürsten, sondern den österreichisch gesinnten König Johann, das Schreiben zu überbringen. In der zu diesem Zwecke anberaumten Nachmittagssitzung wurde es von allen Teilnehmern des Kongresses unterzeichnet.

Alsbald aber schieden sich nun die Wege. König Wilhelm lehnte auch die Gesamt-Einladung des Fürstentages ab. So wurden denn ohne ihn die Beratungen am 22. August wieder aufgenommen. Der Kaiser war der Meinung, daß die Fürsten den Reformplan, der im Bundes-Direktorium wie im Bundesrat Österreich den alleinigen Vorsitz zusprach, gleich im Ganzen annehmen sollten. Dem widersprach der Großherzog Friedrich von Baden. Aber auch Großherzog Friedrich Franz war nicht damit einverstanden und erklärte, daß er nur dann dem Reformplane zustimmen könne, wenn derselbe wirklich eine Besserung der bestehenden Verhältnisse herbeiführe. Dazu aber gehöre: ein Wechsel im Vorsitze zwischen Österreich und Preußen, ein wirksames Direktorium von nicht mehr als drei Mitgliedern, bestehend aus den beiden Großmächten und einem von den andern Bundesmitgliedern auf bestimmte Zeit gewählten Souverän, Freiheit der Einzelstaaten in ihren inneren Angelegenheiten und für die zu wählende National-Vertretung beschließende, nicht bloß beratende Befugnis, die sich jedoch nicht auf die Bestimmung der

Höhe der Bundes-Matrikular-Beiträge und ein Steuer-Verweigerungsrecht erstrecken dürfe.

Damit war der Großherzog in die entschiedene Opposition übergetreten, deren Führung neben dem Großherzoge von Baden ihm zufiel; allein sie blieb in der Minderheit. So gingen in fast täglichen Sitzungen die Verhandlungen ihren Gang. „Sie würden sich," schrieb der Großherzog an den Minister von Schröter, „über den in unserer Versammlung bestehenden Geschäftsgang sehr wundern. Aber bei der etwas verschiedenen Qualifikation meiner Herren Kollegen wäre es schwer anders zu machen. Viele schweigen, einige sprechen, der Kaiser resümiert, sucht entgegenstehende Ansichten zu vermitteln und dann einen Beschluß zu stande zu bringen, gegen dessen Konsequenzen man sich nur durch eine Verwahrung schützen kann." Am 1. September waren die Verhandlungen beendet. Sie waren den Gesichtspunkten, die der Großherzog aufgestellt hatte, nicht gerecht geworden: seine Stellung war damit entschieden. Vierundzwanzig Mitglieder des Kongresses unterzeichneten die Reform-Akte, wie sie aus den Beratungen hervorgegangen, wenngleich auch nur „unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten"; der Großherzog jedoch stimmte, seine Unterschrift versagend, ausdrücklich dagegen. Und mit ihm das Gleiche thaten die Großherzoge von Baden und Sachsen-Weimar, der Prinz Heinrich der Niederlande für Luxemburg und die Fürsten von Waldeck und Reuß jüngerer Linie. In einem besonderen Handschreiben sprach König Wilhelm von Preußen seinem Neffen seinen persönlichen Dank aus für die Art und Weise, wie er auf dem Fürstentage das Interesse des gesamten Deutschlands vertreten und der Stellung Preußens Rechnung getragen habe.

Noch einen kurzen Abschiedsbesuch machte von Frankfurt aus der Großherzog in Darmstadt; das Herz zog ihn dorthin. Von Politik wurde kein Wort gesprochen; denn dort war man sehr österreichisch gesinnt: aber es giebt Mächte, die stärker sind

als politische Parteinahme. Der holden Braut hatte der Fürstentag ihn zugeführt.

Den Kaiser von Österreich bewegte, als die Fürsten auseinander gingen, die Zuversicht, daß die Grundlagen zu einer dauernden Einigkeit derselben durch den Kongreß gefunden seien. „Ich fürchte sehr“, entgegnete ihm Herzog Ernst von Coburg, „die deutschen Fürsten sehen sich nicht wieder in Freundschaft versammelt, sondern nur mit dem Degen in der Hand!“ Dem Abwägenden konnte ja nicht entgehen, daß die Frankfurter Verhandlungen im Grunde nur das Ergebnis gehabt hatten, den alten Gegensatz der beiden deutschen Großmächte zu verschärfen und ganz Deutschland in diesen Gegensatz hineinzuziehen. Um so größer war daher die Überraschung, die beiden alten Gegner zu Anfang des Jahres 1864 gemeinsam die Ordnung der schleswig-holsteinischen Verwickelung in die Hand nehmen zu sehen, wozu als Mitunterzeichnern des Londoner Protokolls das Recht ihnen zustand. Gemeinsam richteten sie an Dänemark die Forderung, die Gesamt-Staats-Verfassung vom 13. November 1863, durch welche die beiden nur durch Personal-Union mit der Dänischen Krone verbundenen Herzogtümer dem dänischen Staate einverleibt wurden, binnen achtundvierzig Stunden für die Herzogtümer aufzuheben; gemeinsam rückten sie dann, als Dänemark dies Ultimatum dreist ablehnte, in Schleswig ein gegen das Dänenwerk, einen 50 km langen Schanzenwall, durch welchen Dänemark gegen Süden sich gedeckt hatte.

Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen war der preußische Feldmarschall von Wrangel. Dem Großherzoge bot König Wilhelm die Führung eines preußischen Armeecorps an. Allein die lange Küstenfront Mecklenburgs gebot, da es eine schützende deutsche Kriegsflotte nicht gab, Rücksicht; überdies war ja seit einigen Wochen jetzt Dänischer König Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg, der alte Bonner Jugendfreund: sollte er gegen den, mit dem mehr als zwanzigjährige innige Freundschaft ihn verband, jetzt das Schwert führen? Der

Großherzog lehnte das Kommando ab, bat aber dem preußischen Hauptquartier sich anschließen zu dürfen.

Am 29. Januar zum Besuche seiner Braut in Darmstadt eingetroffen, erhielt er am 1. Februar die Aufforderung, sich seinem Wunsche entsprechend dem Stabe Wrangels anzuschließen. Unverzüglich brach er auf und begab sich auf den Kriegsschauplatz nach Schleswig. Die Österreicher hatten am Königsberge den ersten Vorstoß gegen das Dänenwerk unternommen; gerade rechtzeitig langte der Großherzog noch an, um den Schluß des Gefechts mitanzusehen. Das machte einen tiefen Eindruck auf ihn; denn es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einem ernsten Kampfe beiwohnte. Am Abende lud ihn der Feldmarschall zu dem Kriegsrate ein, den er mit den drei Corpsführern abhielt, um die Dispositionen für den nächsten Tag festzustellen. Das Ergebnis desselben war der Beschluß, daß das Corps des Prinzen Friedrich Karl die dänische Stellung bei Kappeln umgehen und bei Arnis die Schlei überschreiten solle. Demgemäß begab sich der Großherzog auf den rechten Flügel der Preußen; allein die Dänen wichen dem Angriffe aus; ungehindert schlugen die Preußen eine Schiffsbrücke über die Schlei, und an der Seite des Prinzen Friedrich Karl ritt an der Spitze der Preußen der Großherzog hinüber. Er blieb an der Spitze, der Kavallerie sich anschließend, die den abziehenden Feind verfolgte: äußerst anstrengende Märsche, denn bei der Eisglätte der Straßen mußten die Reiter oft absitzen und in grimmigster Kälte die Pferde am Zügel führen. So gelang es den Dänen, bevor die Preußen heran waren, sich in die feste Stellung von Düppel zu werfen.

Die Zwischentage, während nun das Corps des Prinzen sich zum Angriffe auf Düppel zusammenzog, benutzte der Großherzog, um in Gemeinschaft mit dem Kronprinzen von Preußen, der ebenfalls in dem Feldzuge kein Kommando führte, von Schleswig aus die wichtigsten Schanzen des aufgegebenen Dänenwerks zu besichtigen. Meterhoch lag der Schnee, den auf weite

Strecken dabei die Fürsten zu Fuß durchwaten mußten. Doch der Abend sollte noch Schlimmeres bringen, als von Schleswig auf der Eisenbahn die Weiterfahrt nach Flensburg angetreten wurde. Ein wütender Schneesturm erhob sich mit Dunkelwerden. Mühsam kämpfte die Maschine gegen die Schneemassen an, die auf dem Geleise aufgetürmt wurden. Schließlich blieb sie ganz stecken. Auf freiem Felde stand der Zug still. Die Kälte war grimmig in den ungeheizten Coupés; niemand hatte seit dem Morgen etwas gegessen. Die Fürsten hielten Kriegsrat mit den Bahnbeamten. Es wurde beschlossen, den Zug zu verlassen und nach dem etwa zwei km entfernten nächsten Dorfe zu wandern, wo man Feuer und Brot zu finden hoffen durfte. So wurde denn der Marsch angetreten. Der Kronprinz übernahm das Kommando des Zuges, der unter der Führung eines der Gegend kundigen Bahnschaffners im Gänsemarsch auf dem Geleise entlang gegen das fürchterliche Unwetter durch den Schnee sich hindurchkämpfte. Auf das strengste befahl der Kronprinz, dicht aufgeschlossen sich zu halten, da jeder Zurückbleibende in der Kälte und dem Sturme sicher verloren war. Glücklich indes wurde das Dorf erreicht. Man klopfte die Bewohner des Dorfkruges wach; ein mächtiges Feuer wurde angezündet, die erstarrten Glieder zu erwärmen. Auch bescheidene Vorräte zum Essen fanden sich, und schließlich wurde auf dem Fußboden der Gaststube eine Streu ausgebreitet. Der Großherzog war, so lange die Situation bedenklich war, wie er pflegte, sehr still und ruhig gewesen, mehr um die andern, als um sich selbst sorgend. Jetzt, da alle Gefahr überwunden, überließ er sich heiter der Komik der Verhältnisse, die der Kronprinz in sprudelnder Laune mit manchem Scherz illustrierte. Inmitten ihres Gefolges warfen die fürstlichen Vettern sich auf die Streu und schliefen durch bis zum Morgen. Nun konnte, da der Sturm sich ausgetobt, der Zug heranfahren, und Flensburg wurde schnell erreicht.

Den Verwundeten wandte der Großherzog, soweit es die Umstände zuließen, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Wiederholt

besuchte er die Lazarette, immer bedacht, durch freundliche Worte wie durch mannigfache Geschenke den Leidenden Trost und Freude zu bringen.

Am 15. Februar verließ der Großherzog, durch Regierungs-Angelegenheiten abgerufen, den Kriegsschauplatz; indessen am 21. April kehrte er auf die Einladung König Wilhelms, diesen begleitend, dorthin zurück. Einem Triumphzuge glich die Fahrt durch das befreite Land; zu einer ergreifenden Huldigung gestaltete sich die Parade von Atzbüll, als mit jubelndem Zuruf die Düppel-Sieger an ihrem Könige vorüberzogen. Erfüllt mit diesen erhebenden Eindrücken, kehrte der Großherzog am 24. April nach Schwerin zurück, um, als der Mai gekommen, in glückseliger Erwartung nach Darmstadt zur Vermählung abzureisen.

Goldig glänzte die Sonne stillen Glückes dem Großherzoge an der Seite der jungen Gemahlin: während am Wetterhimmel Deutschlands immer drohender dunkles Gewölk heraufzog; denn an der Frage, wie die Zukunft der befreiten Herzogtümer Schleswig und Holstein zu gestalten sei, schärfte sich von neuem der alte Gegensatz der deutschen Großmächte. Und als der Großherzog aus tiefem Herzeleid in Spanien sich zu erheben strebte, hörte man in Deutschland aus der Ferne schon den Donner rollen, der das herannahende Gewitter ankündigt. Durch den Gasteiner Vertrag war „der Riß im Bau nur verklebt;“ bis zum Herbste war er so weitklaffend geworden, daß nur der völlige Ausschluß Österreichs aus Deutschland die Lösung bringen konnte.

Am 30. September 1865 reiste Bismarck, Preußens Minister-Präsident, nach Biarritz, wo Kaiser Napoleon noch weilte, ab, um sich über Frankreichs Neutralität in dem unvermeidlich erscheinenden Kriege Gewißheit zu verschaffen. Er hatte darüber wiederholte Besprechungen mit dem Kaiser von so gutem Erfolge, daß er am 11. Oktober an seinen König berichtete: „Nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung

des hiesigen Hofes als eine äußerst günstige bezeichnen." Gewiß ist daher die Annahme nicht zu verwegen, daß der Großherzog, als er am 12. September in dem Garten der Villa Eugenie mit Napoleon lange spazieren ging, erfolgreich den Bestrebungen Bismarcks vorgearbeitet hat. Stand doch der Großherzog mit seinen Sympathien ganz auf der Seite Preußens: Preußens, mit dem zu vielen ein neues Band ihn durch die Verlobung seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, mit seiner Cousine, der Prinzessin Alexandrine von Preußen, verknüpfte. Der Vermählung des fürstlichen Brautpaares wohnte der Großherzog nach seiner Rückkehr aus Spanien am 9. Dezember in Berlin bei.

Mit drohenden Anzeichen begann das Jahr 1866. Preußen war entschlossen, sich nicht vor Österreich zu beugen. Die Gegner rüsteten. Preußen verbündete sich mit Italien, während die Mehrheit der deutschen Fürsten zu Österreich stand. Im Vertrauen darauf lehnte Österreich den Vorschlag der Westmächte ab, die streitigen Fragen durch einen Kongreß der Großmächte zu schlichten, und that den letzten Schritt. Am 1. Juni übertrug es, ohne Preußen, den Mitbesitzer, auch nur zu benachrichtigen, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bundestage und beantragte am 11. Juni bei diesem die Mobilmachung sämtlicher nichtpreußischen Kontingente. Schon nach drei Tagen fand die Abstimmung über den verhängnisvollen Antrag statt. Auf die Weisung des Großherzogs stimmte Herr von Wickede gegen den österreichischen Antrag und legte, als dieser die Stimmenmehrheit (neun gegen sechs Stimmen) erhielt, wiederum auf telegraphisch erteilten Befehl des Großherzogs gegen die Verbindlichkeit des Majoritäts-Beschlusses Verwahrung ein. Tags darauf erhielt der Gesandte die Weisung, bei allen Anträgen in der Bundes-Versammlung, die mit dem Bundes-Beschlusse vom 14. Juni in Beziehung ständen, sich der Abstimmung zu enthalten, und wurde überhaupt am 23. Juni aus Frankfurt abberufen. Damit schied Mecklenburg-Schwerin thatsächlich aus dem Deutschen Bunde.

Rasch war inzwischen mit Preußen die Verständigung erfolgt. König Wilhelm entsandte den Grafen Finkenstein nach Rabensteinfeld an den Großherzog mit einem eigenhändigen Schreiben, in dem er seinem Neffen Garantie des Besitzstandes unter der Voraussetzung anbot, daß Mecklenburg an Preußen sich anschlösse und die mecklenburgischen Truppen unter preußischen Oberbefehl gestellt würden. Zwar in Mecklenburg bestanden, zumal in der Ritterschaft, manche Sympathien für Österreich; wie es denn in verschiedenen adligen Familien alte Sitte war, jüngere Söhne als Offiziere in österreichische Dienste treten zu lassen. Aber der Großherzog schwankte so wenig, daß er Finkenstein gleich seine zustimmende Erklärung mitgab und am 21. Juni die Mobilmachung seiner gesamten Truppen befahl. In drei Wochen stand die mecklenburgische Division marschbereit da.

Unter der Bevölkerung Mecklenburgs indes erregte der Mobilmachungs-Befehl viel Unruhe. Den Landbewohnern, wie den in ihrem engen Gesichtskreise dahinlebenden Kleinstädtern, war die Ursache des Krieges nicht klar; ohne Kriegslust trafen die Reservisten bei ihren Truppenteilen ein, ja verübten mitunter tumultuarische Ausschreitungen. Allein durch einige Alarmierungen und Nachtmärsche, die er persönlich leitete, brachte der Großherzog sehr schnell die Unlustigen in die straffe Ordnung des Dienstes.

Dem Großherzoge selber trug König Wilhelm ein selbständiges Kommando an. Jetzt lagen die Dinge anders als 1864: bereitwillig nahm er es daher an und reiste am Abend des 1. Juli nach dem Kriegsschauplatze in Böhmen ab, um die Bestimmungen des königlichen Oberfeldherrn persönlich entgegen zu nehmen. In Reichenbach am Abend des 2. Juli angelangt, erhielt er die Nachricht von dem am nächsten Tage bevorstehenden Entscheidungskampfe der preußischen Armeen mit ihrem Gegner: kaum gönnte er sich ein paar Stunden Schlafes. Um drei Uhr nachts saß er schon wieder im Sattel und legte die 66 km bis Sadowa in sechs Stunden zurück. Um neuneinhalb

Uhr morgens hielt er an der Seite des Königs auf der Höhe von Dub, mit lebhafter Spannung dem Gange der gewaltigen Schlacht folgend, bis um Mittag das siegreiche Eingreifen des Kronprinzen die Entscheidung brachte. Im Hauptquartiere des Königs folgte der Großherzog dem Siegeslaufe der preußischen Armee bis Brünn; dann aber begab er sich, zum kommandierenden General ernannt, am 17. Juli nach Leipzig, um das Kommando der zweiten Reserve-Armee zu übernehmen, die bei Leipzig sich sammelte.

Im preußischen Hauptquartier war man der Ansicht, daß Österreich nach der Schlacht von Königgrätz deswegen Venetien aufgegeben habe, um seine dortigen Truppen nach Norden ziehen und im Vereine mit bayrischen Truppen gegen die Mitte des preußischen Staates einen Vorstoß unternehmen zu können. Dem zu begegnen wurde aus den Kontingenten Mecklenburgs, Anhalts, Braunschweigs, Altenburgs und aus preußischen Truppen das zweite Reserve-Corps gebildet. Zu den 21 000 Mann des Corps stellte Mecklenburg-Schwerin 5453 Mann mit 1487 Pferden und zwölf Geschützen; General von Bilguer führte sie. Das erste Infanterie-Regiment befehligte Oberst von Lützow, das zweite Oberst von Jasmund, die Jäger Major von Klein, die Dragoner Oberstlieutenant von Kahlden, die Artillerie Oberst von Müller, die Pioniere Oberstlieutenant Schmidt.

Am 18. Juli traf der Großherzog in Leipzig ein; am 20. schon, obgleich das Kontingent Braunschweigs noch nicht zur Stelle war, auch die preußische Kavallerie und Artillerie noch fehlte, setzte er sich südwärts in Marsch; denn es kam darauf an, möglichst weit in Oberfranken vorzudringen und zugleich mit der ersten Reserve-Armee unter General von der Mülbe (in der Ober-Pfalz) wie mit der Main-Armee unter General von Manteuffel (in Unterfranken) Fühlung zu gewinnen. Die Avant-Garde unter Oberst von Lützow bildete der Großherzog ganz aus seinen Mecklenburgern.

Am 23. Juli wurde Hof besetzt, am 24. Münchberg, am 28. Bayreuth. Erst am Morgen des 29. Juli traf Lützow bei Seybottenreuth auf den Feind. Es war ein bayrisches Bataillon unter Graf Joner. Sofort griff er es an, obgleich er nur vier Compagnien, zwei Schwadronen und zwei Geschütze zur Verfügung hatte. Die Dragoner attaquierten mit Erfolg; Rittmeister von Boddien sprengte mitten in ein bayrisches Carré hinein und erbeutete dessen Fahne mit eigener Hand. Die Bayern zogen sich auf eine bewaldete Anhöhe zurück; allein die mecklenburgischen Füsiliere und Jäger griffen sie an und zersprengten sie fast völlig.

Ungesäumt wurde, nachdem so der Weg freigemacht war, der Vormarsch wieder angetreten. In Eschenau wurde eine bayrische Compagnie von dem anrückenden Gegner völlig überrascht, umzingelt und gefangen genommen. Sie wollte mit einem Gerücht von Waffenstillstand sich entschuldigen, das sich indessen lediglich auf die Main-Armee bezog. Noch an demselben 31. Juli rückte Lützow in Nürnberg ein; am folgenden Tage hielt auch der Großherzog seinen Einzug in die fränkische Hauptstadt. Der Feldzug war zu Ende. Das Abkommen, welches Bayern mit Preußen in Nikolsburg getroffen hatte, bestimmte Waffenruhe vom 2. August an, überließ es aber den preußischen Befehlshabern in Bayern, sie nach Übereinkunft mit ihren Gegnern auch schon früher eintreten zu lassen. Das that der Großherzog: er blieb in Nürnberg stehen und bestimmte den Beginn der Waffenruhe schon auf den 1. August. Auch gegen die Stadt war er gnädig; keinerlei Kontribution wurde ihr auferlegt. Ein freundliches Verhältnis bildete sich bald dank der strengen Disciplin, auf die der Großherzog hielt, zwischen den Soldaten und Bürgern, bis der Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Bayern der Occupation ein Ende machte. Und so sehr erkannte König Wilhelm die Energie und Geschicklichkeit an, mit welcher er das Kommando geführt hatte, daß er mit einem eigenhändigen Schreiben ihm den Orden

Pour le mérite sandte. Von den mecklenburgischen Truppen aber nahmen das Garde-Grenadier-Bataillon, die erste Compagnie der Jäger und die erste Schwadron der Dragoner an dem festlichen Sieges-Einzuge in Berlin, von ihrem Landesherrn geführt, am 20. September Teil.

Vier Wochen zuvor, am 21. August, war an die Stelle des militärischen Abkommens vom 16. Juni der Bündnis-Vertrag Mecklenburgs mit Preußen getreten, durch den der Großherzog mit seinem Lande dem von Preußen ins Leben gerufenen Norddeutschen Bunde beitrat. Die mecklenburgische Division wurde umgestaltet und auf Grund der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vermehrt: die mecklenburgischen Truppen bildeten fortan Grenadier-Regiment Nr. 89, Füsilier-Regiment Nr. 90, Jäger-Bataillon Nr. 14, Dragoner-Regiment Nr. 17 und (neu errichtet) Nr. 18, 3. Fußabteilung des 9. Feld-Artillerie-Regiments der Norddeutschen Armee. Dazu kamen zwei Landwehr-Regimenter. Zum Befehlshaber wurde der preußische Generalmajor von Pritzelwitz ernannt.

Manche Beschränkung seiner souveränen Rechte nahm der Großherzog auf sich, aber er that es in dem freudigen Bewußtsein, daß Deutschlands Macht und Kraft dadurch gefördert werde. Im Handeln nicht nur, auch im Entsagen bewies er, wie warm sein Herz für Deutschland schlug.





Grossherzog Friedrich Franz II
im Jahre des 25jährigen Regierungs-Jubiläums.

(Nach einer gleichzeitigen photographischen Aufnahme.)

Zweites Kapitel.

Wiedervermählung.

Fünfundzwanzig Jahre waren es am 7. März 1867, daß Großherzog Friedrich Franz den Thron seiner Väter bestiegen hatte. Glückwünschende und Glückwünsche brachte der Jubiläums-Tag von nah und fern. Leicht könne er, meinte Adolf von Stenglin, der alte Jugendgenosse, jetzt des Großherzogs Hofmarschall, sein fünfzigjähriges Jubiläum wie sein Urgroßvater begehen. Wohl lag die Hoffnung nahe, wenn man die fest gefügte, in der Vollkraft des Mannesalters stehende Gestalt des Fürsten betrachtete. Aber rasch erwiderte der Großherzog: „Um Gottes willen! Was sollte dann wohl aus Friedrich werden?!“ Nicht er selbst, der Erbgroßherzog war sein erster Gedanke!

Aber der Tag war ja der Todestag seines Vaters! Der Großherzog gab daher nicht zu, daß er als ein Festtag begangen würde: eine offizielle Feier fand gar nicht statt. In stiller Zurückgezogenheit, soweit es nur die Umstände zuließen, verbrachte er ihn. Indes der tiefer Blickende sah, daß daneben noch ein besonderes Weh des Fürsten Herz bedrücke: es war die Vereinsamung, die den Frohsinn bannte. Denn still war es in dem Schweriner Schlosse geworden. Die beiden ältesten Söhne waren ja nach dem Jubiläum nach Dresden zurückgekehrt, wo sie, da das Blochmannsche Institut eingegangen war, das Vitzthumsche Gymnasium besuchten, und den jungen Herzog Johann Albrecht hatten bald danach die Ärzte eines Augenleidens wegen

auf längere Zeit in das milde Klima Südfrankreichs, nach Nizza, geschickt. Nur die beiden Prinzessinnen waren als Trost und Freude des Vaters noch da, Marie, die anmutig erblühende, und die zarte Herzogin Anna. Wehmütig ruhte oft des Großherzogs Auge auf ihnen: beiden war die Mutter genommen, über sie zu wachen, sie einzuführen in die Welt! Wie ein Schatten lag das alles auf dem Wesen des Fürsten, der für das Glück innigen Familienlebens so empfänglich angelegt war.

In der Arbeit fand der Großherzog, wie immer, seine beste Befriedigung; zerstreuende Geselligkeit mied er, soweit es anging. Vielmehr richtete er für die langen Winterabende Vortrags-Cyklen ein. So hatten in den ersten Regierungsjahren bei Hofe Löbell, von Bonn dazu eingeladen, und Karl von Holtei litterarische Vorträge gehalten. Jetzt wurde der Kreis weiter gezogen. Die erste Reihe hielt der Geheimrat Mettenheimer, des Großherzogs Leibarzt, über den Bau des menschlichen Körpers und die Funktionen seiner Organe. Im nächsten Winter (1867—68) folgte der Verfasser mit einem Cyklus über die geographischen Entdeckungen der letzten Jahre. Geographie war, wie auch seine Art zu reisen noch mehr als seine Reiselust bewies, die Lieblingswissenschaft des Großherzogs. Er brachte daher den Vorträgen ein lebhaftes Interesse entgegen, sodaß er sich, als inzwischen Nares aus den Polargegenden, Nachtigal und Stanley aus dem Herzen Afrikas zurückgekehrt waren, die Fortsetzung der Vorträge vom Verfasser ausbat (Herbst 1880). Ja, die Entdeckung des Kongo-Laufes fesselte ihn so sehr, daß er, als die Theestunde den Bericht abbrach, gleich nach derselben die Fortführung desselben wünschte, die denn auch bis Mitternacht das erlauchte Auditorium versammelt hielt. Auf wissenschaftlichem zugleich wie auf nationalem Interesse beruhte die Teilnahme, die der Großherzog dem Unternehmen der deutschen Nordpol-Fahrt schenkte. Er spendete für dasselbe einen ansehnlichen Beitrag; und als ihm die Nachricht zuging, daß die sog. Vorexpedition Bergen verlassen habe und bei dem sehr

günstigen Winde in sechs Tagen die Insel Jan Mayen zu erreichen hoffen dürfe, sandte er sie sofort telegraphisch an den darüber hoch erfreuten Verfasser. Der Abfahrt der Expedition selbst im folgenden Jahre wohnte er am 15. Juni in Bremerhaven sogar persönlich mit König Wilhelm bei.

Die Stimmung des Großherzogs in diesem Winter war die allerbeste. Nach dem Ende des Vortrages blieb er in der Regel sitzen und zog diesen oder jenen Punkt daraus in hellere Beleuchtung, machte Einwürfe, die in die Sache eindrangen, oder gab auch wohl aus eigenen Erlebnissen Ergänzungen, mitunter humoristisch sie färbend. So erzählte er, als von Heinrich von Maltzans Aufenthalte in Mekka die Rede gewesen war, daß ihm selber unlängst in Hagenow ein mecklenburgischer Handwerksgeselle vorgestellt worden wäre, der unter der Maske eines Pilgers auch hätte nach Mekka wandern wollen; man hätte ihn aber schon in Dschidda gefaßt und verhört: Woher? „Aus Mecklenburg.“ Das kennen wir nicht. „Nun — eine Provinz von England!“ Da hätten die Leute Respekt bekommen — schloß lächelnd der erlauchte Erzähler — und hätten den dreisten Burschen laufen lassen.

In einer Zeitschrift war damals eine Anzahl von Aussprüchen des gelehrten, aber sehr konfusen geographischen Professors Galetti veröffentlicht worden, die eine merkwürdige Inkongruenz von Sinn und Ausdruck zeigten. Nach dem Schlusse des letzten Vortrags über die projektierte deutsche Nordpol-Expedition teilte der Vortragende mit Erlaubnis des Großherzogs nach einigen orientierenden Worten auch etliche dieser Galettina mit. In Senegambien — war das erste — sind so große Erdbeben, daß nicht allein ganze Städte, sondern auch einzelne Häuser einstürzen. Mit einer Art von Erstaunen, als habe er vielleicht nicht recht verstanden, sah der Großherzog den Vortragenden an. Das zweite: Was in Deutschland der Regen ist, das sind in Rußland die Heuschrecken — rief ein leichtes Lächeln hervor. Rasch folgten nun die Aussprüche:

Gotha liegt an drei Flüssen, an der Leine, der Nesse und der Erfurter Chaussee. — Der Boden der heißen Zone ist sandig, der der gemäßigten lehmig und die kalte Zone hat gar keinen Boden. — Die Kälte wächst gegen den Nordpol um zehn Grad, zuletzt hört sie ganz auf. Da war der Eindruck unwiderstehlich, und lachend wiederholte der Großherzog die letzten tiefsinnigen Sprüche Galettis. So herzlich, meinte nachher Major von Konring, der Flügel-Adjutant, habe er den Großherzog seit Jahren nicht lachen sehen. Es war ja überhaupt, als wenn ein froher Gedanke in diesem Winter den Fürsten bewege, den er nicht verraten wolle, der aber doch die ganze Stimmung ihm durchwärmte. Man sah die Wirkung und freute sich um des geliebten Herren willen ihrer, aber die Ursache — wer erriet sie?

Kaiser Napoleon hatte, des Besuches in Biarritz gedenkend, als im Sommmer 1867 die Weltausstellung in Paris stattfand, den Großherzog zum Besuche derselben eingeladen. Der Großherzog war der Einladung gefolgt, verband aber mit der Hinreise einen Besuch bei seinem alten Freunde, dem Fürsten Leopold zur Lippe, in Detmold, der seit fünfzehn Jahren mit der Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt vermählt war. Bei der Fürstin befand sich, als der Großherzog unvermutet anlangte, ihre Nichte, die siebzehnjährige Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt, zum Besuche. Der Vater der Prinzessin war der Prinz Adolf von Schwarzburg, des regierenden Fürsten Albert Vetter; lange Jahre hatte er, zuletzt als Feldmarschall-Lieutenant, in österreichischen Diensten gestanden, bis er sich auf seine Besitzungen in dem schönen Thüringer Lande zurückzog und, mit der um fünfundzwanzig Jahre jüngeren Prinzessin Mathilde von Schönburg-Waldenburg sich vermählend, in Ruhe seinen Lebensabend genoß. Als älteste Tochter wurde ihm am 29. Januar 1850 die Prinzessin Marie geboren, zwei Jahre nach dieser der Prinz Günther, dem es bestimmt war, 1890 als souveräner Fürst den Thron seines

Heimatlandes zu besteigen; dann folgten 1859 die Prinzessin Thekla und 1862 die Prinzessin Luise.

Nicht als eine Fremde trat die jugendliche Prinzessin Marie dem Großherzoge entgegen. Schon als Kind von dreizehn Jahren war sie sein Gast gewesen. Im Mai 1863 hatte sie mit ihren Eltern zum Besuche bei der Erbgroßherzogin Auguste, der greisen Tante ihres Vaters, in Ludwigslust geweilt und war mit diesen gern einer Einladung des Großherzogs nach Schwerin gefolgt, das jüngst vollendete Schloß zu besehen. Mit Eifer hatten die jungen Prinzen, im Verein mit der jungen Herzogin Marie, sich bemüht, der „Gespielin“ den Tag des Besuches zu einem recht fröhlichen zu gestalten. Das war unvergessen. Aber jetzt, wo sein gütiges Geschick den Großherzog zum zweiten Mal in die Lebensbahn der maienfrisch zur Jungfrau Erblühten führte, betrübte herbes Weh das junge Herz. Eben erst, an demselben Tage, hatte sie die Nachricht erhalten, daß Prinzeß Luise, das fünfjährige Schwesterchen, das ganz besonders ihr ans Herz gewachsen war, fern in Rudolstadt an Diphtheritis gestorben wäre. Es war der erste tiefe Schmerz, den die Prinzessin, die Freude ihrer Eltern, des Vaters Liebling, in ihrem jungen Leben erfuhr. Mit teilnehmend-tröstendem Worte, des Leidens wohl kundig, nahte ihr der Großherzog; das führte zu längeren und ernsteren Gesprächen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Ein tiefer Eindruck blieb beiden von einander zurück; sie fühlten sich auf gleichem Glaubensgrunde stehend und fanden sich dort „wie die Unbekannten und doch bekannt“ zusammen. Das liebe Bild, das der Großherzog von Detmold mitgenommen, verließ ihn nicht in dem strahlenden Glanze des Tuilerien-Hofes, nicht im Winter ob der Regenten-Arbeit, nicht bei den Problemen der Erdphysik, welche die deutsche Nordpol-Expedition enthüllen sollte. Im Februar (1868) hielt er erst brieflich um die Hand der Prinzessin Marie bei deren Eltern an und holte sich dann am 4. März persönlich in Rudolstadt das freudig gegebene Jawort.

Am 1. April fand in Leipzig eine Zusammenkunft der Prinzessin-Braut und deren nächsten Angehörigen mit der Großherzogin Alexandrine und den drei älteren Kindern des Großherzogs statt, die gegenseitiges Vertrauen erweckte. Alle, ganz besonders aber die Großherzogin-Mutter, kamen der jungen Prinzessin mit so viel Liebe und Herzlichkeit entgegen, daß sie ihre Schüchternheit bald überwinden lernte: konnte doch das Glück, das ihr aus den Augen strahlte, der freudig ausgesprochene gute Wille und manches Anzeichen ernster Auffassung der bevorstehenden Pflichten als eine zuverlässige Gewähr des Vertrauens gelten. „Dir wird," schrieb der Großherzog darauf der Braut, „viel Liebe entgegengetragen. Du brauchst sie nur zu erwidern und zu pflegen, so ist sie unwandelbar für Dein ganzes Leben Dein. Ich fühle mich in Deiner Liebe so froh und glücklich, während ich seit drei Jahren nur Schmerz und Verlassensein empfunden habe." Vielleicht hätte man meinen können, daß der Altersunterschied einem innigeren Vertrautwerden entgegen sei; aber die junge Prinzessin, voll Sehnens an den starken und erfahrenen Mann sich anzulehnen, sah es ja täglich, wie glücklich bei dem gleichen Unterschiede ihre Eltern zusammenstimmten.

Der Großherzog kam während der Brautzeit öfters nach Rudolstadt und Schwarzburg. Er hatte Pferde und Wagen zum Selbstkutschieren dorthin stationiert und durchstreifte mit der jungen Braut bald zu Roß, bald zu Wagen die ihm sehr sympathische Gegend. Eine ziemliche Strecke von Rudolstadt liegt das Dorf Liebbringen. Dort war der Religionslehrer der Prinzessin Marie Pfarrer; wegen Kränklichkeit hatte er sich aus der Stadt in eine Landgemeinde versetzen lassen. Allein immer noch hing die Prinzessin in alter Verehrung an ihm; er hatte sie konfirmiert; aus seinen Händen wünschte sie mit ihrem fürstlichen Bräutigam vor der Hochzeit das Heilige Abendmahl zu empfangen. Bei schönstem Wetter fand die Fahrt des erlauchten Brautpaares dorthin statt; sinnig und innig war die

Feier. Gern nahm es dann auch der froh schaffenden Pfarrfrau Einladung an, zu Mittag zu bleiben. Erquickende Stunden waren es, die hier in dem traulichen Pfarrhause, wo Geist, Witz und echte reine Fröhlichkeit herrschte, die fürstlichen Gäste verlebten. Einen der schönsten und liebsten seines Lebens nannte der Großherzog noch oft diesen stillen, seelenfrohen Tag im Pfarrhause zu Liebbringen.

Auf dem steil abfallenden Ausläufer eines lang gestreckten Höhenzuges liegt die Heidecksburg, das Rudolstädter Schloß, ein schmuckloser Bau, aber stattlich und eindrucksvoll durch seine Lage. Tief unten breitet sich die Stadt aus; durch das Thal fließt munteren Laufes die Saale; jenseits erheben sich dunkel bewaldete Berghöhen. Hier sollte am 4. Juli die Feier der Vermählung stattfinden. „Ich hätte lieber gesehen," sagte der Großherzog zu dem Verfasser, den er einige Tage vorher in Schulangelegenheiten nach Rudolstadt zu sich berufen hatte, „daß man für den 3. Juli, den Jahrestag von Königgrätz, sich entschieden hätte; aber das ging natürlich nicht an." Auch der vierte — war die Antwort — sei ein wichtiger Gedenktag, der höchste Festtag einer großen Nation, der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung Nordamerikas. „Das werde ich doch lieber nicht sagen," erwiderte lachend der Großherzog. „Und nun kommen Sie zu meiner Braut und sagen ihr, daß auch unser Schloß in Schwerin schön ist."

In der Schloßkirche der Heidecksburg fand am 4. Juli die Vermählung statt. Die Trauung des fürstlichen Paares vollzog abends um sieben Uhr der Generalsuperintendent Leo. Das Wetter war prachtvoll; im schönsten Lichte zeigte sich den zahlreichen erlauchten Hochzeitsgästen die anmutige Landschaft, dieselbe, die schon Schiller im „Spaziergang" preist. So blieben die Verwandten und Freunde aus Altenburg, Weimar, Detmold noch einige Tage über den Vermählungstag hinaus. Zusammen mit den hohen Neuvermählten wurden Ausflüge unternommen nach der Ruine Paulinzelle, durch das romantische Schwarzathal nach Schwarzburg: Tage ungetrübtesten Frohsinns. Am 9. Juli

indes langte das Großherzogliche Paar in Ludwigslust an, empfangen von der ganzen fürstlichen Familie; am 13. hielt es seinen festlichen Einzug in die Residenz Schwerin.

Tage stillen Glückes kehrten in das stolze Schloß zurück; die junge Fürstin verstand es, ihrem Gemahl, was er so hoch schätzte, ein inniges Familienleben zu bereiten, und das innerlich Lichte seines Wesens trat nun wieder voll hervor. Zur Oberhofmeisterin der Großherzogin wurde die Witwe Bernhards von Bülow, des unvergessenen Jugendfreundes, ernannt, zum Oberhofmeister General von Sell, der lange Jahre mecklenburgischer Gesandter in Berlin gewesen, mit der Gründung des Norddeutschen Bundes aber aus dieser Stellung zurückgetreten war.

Dem Großherzoge war es eine besondere Freude, seine jugendliche Gemahlin selbst in ihren Wirkungskreis einzuführen. Dabei wünschte er aber auch ihr das wert zu machen, was er selber hoch hielt. So wurde eine gemeinsame Reise nach Italien für den Frühling 1870 in Aussicht genommen. Zur Einführung in das Kunstverständnis hielten der Kunsthistoriker Kekulé und der Archäologe Friederichs aus Berlin im Schlosse eine Reihe von Vorträgen; aus Rom wurde Professor Marchesi berufen, um Unterricht im Italienischen zu erteilen.

Am 7. März 1870 trat das Großherzogliche Paar die Reise an; in Wien schloß sich die Herzogin Marie, in Messina der Erbgroßherzog an. Dem Besuche des österreichischen Hofes galt auf Einladung des Kaisers Franz Joseph der Aufenthalt in Wien. Dann ging es schnell weiter über Venedig und Rom nach Neapel. Hier hatte sich der Großherzog vor Jahren so wohl gefühlt: so wurde denn auch jetzt vom 19. März bis zum 1. April hier Rast gemacht. Zu Schiff ging es nun nach Messina hinüber, von wo aus die alten Stätten der Erinnerung Catania, Syrakus, Palermo, selbst Malta wieder aufgesucht wurden. Zum Osterfest indes trafen die hohen Reisenden wieder in Rom ein. Vom 13. April bis zum 15. Mai wurde hier verweilt. In seinem höchsten Glanze zeigte sich das Papsttum:

das vatikanische Konzil war versammelt, und daß es das Infallibilitäts-Dogma annehmen würde, konnte nach dem Gange der Verhandlungen keinem Zweifel mehr unterliegen. Von allen Bischöfen der katholischen Christenheit umgeben, celebrierte in St. Peter Papst Pius IX. die Ostermesse. Wohl wohnte auch das Großherzogliche Paar einigen Sitzungen des Konzils bei, wohl machte der Großherzog dem greisen Papste seinen Besuch: aber das Hauptinteresse war doch der Besichtigung der Altertümer und Kunstschätze Roms zugewandt. Professor Eggers, aus Berlin eingeladen, machte dabei den kunstverständigen Führer. Das Fest der deutschen Künstler in den Cervara-Grotten, an dem das Großherzogliche Paar teilnahm, unterbrach diese stillen, genußreichen Tage, und dann noch einmal die lateinische Schlußrede des Papstes und die Abstimmung des Konzils: ein Ergebnis, das der Papst durch die glänzende Illumination des Kolosseums feiern ließ. Es waren doch Eindrücke hochbedeutender Art, die man von Rom mitnahm.

In gemächlichen Stationen wurde die Rückreise zurückgelegt. In dem herrlichen Florenz wurde einige Tage geweilt, dann von Mailand aus den lombardischen Seen ein Besuch gemacht, in dem träumerischen Venedig gerastet. Über den Brenner ging es nun nach München und weiter nach dem lieblichen Rudolstadt. Erst am 15. Juni langte das hohe Paar wieder in Schwerin an.

Zur rechten Zeit! Denn jenseit des Rheines zog sich das Wetter zusammen, gegen das in wenigen Wochen, das Vaterland zu schützen, der Großherzog mit scharf geschliffenem Degen wieder hinausziehen mußte in die Fremde.



Drittes Kapitel.

Im Felde gegen Frankreich.

Gegen Preußen allein war die Kriegserklärung gerichtet, die Frankreich am 19. Juli 1870 erließ. Aber wie ein Mann nahm der Norddeutsche Bund den Fehdehandschuh auf, und binnen wenigen Tagen scharten auch die süddeutschen Staaten sich um Preußens König. In elf Tagen war die Mobilmachung der deutschen Heere beendigt; acht Tage später standen sie schon auf dem linken Rheinufer: wie ein Riese sich erhebt, ohne viel Geräusch, aber Kraft und Siegessicherheit in jeder Bewegung.

Früher als die übrigen, in neun Tagen schon waren die mecklenburgischen Truppen marschbereit. Brigade-Kommandeur war der Oberst von Manteuffel, das Grenadier-Regiment Nr. 89 führte Oberst von Kleist, das Füsilier-Regiment Nr. 90 Oberst-Lieutenant von Papstein, das Jäger-Bataillon Major von Gaza, die Dragoner-Regimenter Nr. 17 und 18 Oberst von Kahlden und Oberst-Lieutenant von Rathenow, die Artillerie-Abteilung Major Kossel. Mit den hanseatischen Regimentern Nr. 75 und 76 und dem preußischen Husaren-Regiment Nr. 15 zur 17. Division unter dem Befehle des General-Lieutenants von Schimmelmann vereinigt, sammelten sie sich alsbald in und um Hamburg. Die Aufgabe dieser Truppenmacht war, die deutschen Ost- und Nordseeküsten gegen einen Landungsversuch der Franzosen, vielleicht auch gegen Feindseligkeiten der Dänen zu decken. Der Oberbefehl über die gesamten, dem Küstenschutze dienenden Truppen war schon am 18. Juli dem Großherzog Friedrich

Franz übertragen worden. Auf der Uhlenhorst bei Hamburg, in dem Landhause des Kaufmanns Ötling nahm er sein Hauptquartier. Hier erschien sein Schwager, Prinz Günther von Schwarzburg, bei ihm, um sich, obgleich erst achtzehn Jahre alt, den Eintritt in das 17. Dragoner-Regiment als Freiwilliger zu erbitten.

Nirgends indes zeigte sich eine Gefahr; kein Landungsversuch wurde von den Franzosen unternommen. Zu seiner großen Befriedigung erhielt daher der Großherzog am 24. August den Befehl, mit der 17. Division und der 2. Landwehr-Division nach Frankreich abzurücken und die Metz belagernde Armee zu verstärken. Am 1. September schon langte das (neugebildete 13.) Armee-Corps an seinem Bestimmungsorte an und richtete in der Cernierungslinie mit gutem Soldaten-Humor sich ein: die Hauptstraße des Biwaks wurde Rue de Jungfernstieg genannt, die auf die Festung hinweisende hieß Rue de Mauseloch, ostwärts gerichtet war die Rue de Patrie. Indes schon am 11. September, zwei Tage nach der unsinnigen Sprengung der Citadelle von Laon durch die Franzosen, die fünfunddreißig deutschen Soldaten das Leben kostete und auch dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg eine verhängnisvolle Kontusion zuzog, verließ das Corps seine Lagerstatt. Der Großherzog hatte den Auftrag erhalten, um die von dem Siegesfelde bei Sedan auf Paris marschierende Hauptarmee im Rücken zu sichern, Chalons und Reims zu besetzen und die für die Verbindungen der deutschen Armee störenden Festungen Toul und Soissons zu nehmen. Zugleich wurde er zum General-Gouverneur aller besetzten französischen Provinzen mit Ausnahme Elsaß-Lothringens ernannt.

Zur Besetzung von Chalons und Reims bestimmte der Großherzog die 2. Landwehr-Division. In alle Dörfer längs der Eisenbahnen wurden von derselben Züge abkommandiert, in den Wärterhäuschen Wachen errichtet und durch ununterbrochene Patrouillen mit geladenen Gewehren die Geleise gesichert. Die 17. Division rückte vor Toul. Die Besatzung der Festung hatte

den Berg St. Michel, der die Festung beherrschte, zu besetzen unterlassen. Der Großherzog benutzte den Fehler und ließ schweres Feldgeschütz auf den Berg bringen, mit dem sofort die Beschießung begann. Doch der Erfolg blieb hinter der Erwartung zurück. Schweres Belagerungsgeschütz mußte herbeigeschafft werden. Überdies wurden die beiden hanseatischen Regimenter nach Chalons abkommandiert und der Großherzog selbst mußte sich zur Übernahme des General-Gouvernements nach Reims begeben. Indes am 23. kehrte er in Begleitung des Herzogs von Altenburg nach Toul zurück, das inzwischen General Schimmelmann mit den mecklenburgischen Truppen im Schach gehalten hatte. Am Morgen desselben Tages hatte durch die sechsundzwanzig herangezogenen schweren Geschütze das Bombardement begonnen; im Beisein der beiden Fürsten fand der Hauptangriff statt, den der Großherzog vom Mont Barine aus leitete. Schon um vier Uhr nachmittags erschien am Turme der Kathedrale die weiße Flagge: Toul ergab sich und lieferte seine reichen Vorräte, seine Fahnen und Adler dem Sieger aus. Am nächsten Tage hielt an der Spitze seiner Mecklenburger der Großherzog den Einzug in die Festung: auf dem Dauphin-Platze kommandierte er Halt und brachte ein Hoch auf König Wilhelm, den obersten Kriegsherrn, aus. Nun wandte sich der Großherzog gegen Soissons: nach kurzer Beschießung ergab sich die Festung mit einer Besatzung von 4732 Mann. Mit Strenge steuerte er zugleich dem Unwesen der Franctireurs, gegen deren freche Zerstörungswut die Franzosen selber bei den Deutschen Hülfe suchten. Reims hatte gegen die deutsche Besatzung protestiert: mit Betrübnis und banger Sorge sah es jetzt seine Beschützer nach Westen weitermarschieren. Nach Paris ging der Marsch. Mit jubelndem Hurra begrüßte das Armeecorps des Großherzogs die Türme der Seine-Hauptstadt: am 10. Oktober ward in der Belagerungs-Armee ihm seine Stelle angewiesen. Das Hauptquartier des Großherzogs war zuerst in dem Schlosse Rothschilds La Ferrieres, dann in Le Piple Chateau, dem Landsitze der

elsässer Fabrikanten-Familie Hottinger. „Endlich komme ich in die erste Linie", schrieb er mit Genugthuung nach Hause. Mehrmals begab er sich von hier nach Versailles in das Hauptquartier des Königs, dem der Erbgroßherzog zugeteilt war, während Herzog Paul im Gefolge seines Vaters sich befand. Viel gab es mit dem Könige und dem Kronprinzen, mit Bismarck und Moltke zu besprechen: die Gründung des Deutschen Reiches wollte Gestalt gewinnen, und militärische Aufgaben besonderer Art harrten des Großherzogs.

Nach Südwesten deckte das 1. bayrische Corps des Generals von der Tann den Rücken der deutschen Cernierungslinie, die Paris umklammert hielt. Bis über Orleans hinaus war es vorgeschoben. Allein der neugeschaffenen Loire-Armee unter dem General Aurelles de Paladine war es nicht gewachsen: es gab Nantes auf und zog sich auf Orleans zurück. Von Stund' an wuchs die Dreistigkeit des Feindes. Immer größere Massen zeigten sich westlich von Chartres. Auf Chartres schien er seinen Vorstoß unternehmen zu wollen; denn hier stand ihm die einzige (hessische) Division Nr. 22 unter General von Wittich gegenüber, nach deren Bewältigung in zwei Tagemärschen der Rücken der deutschen Belagerungs-Armee vor Paris zu erreichen war.

Dieser Gefahr zu begegnen, bildete die oberste Heeresleitung der Deutschen aus der vor Paris stehenden 17. Division, deren Führung an Stelle des erkrankten Generals von Schimmelmann General-Lieutenant v. Tresckow übernahm, aus der 22. Division, dem bayrischen Corps von der Tann's sowie aus der bei Chartres kantonnierenden 4. und 6. Kavallerie-Division eine besondere Armee-Abteilung. Der Oberbefehl über dieselbe wurde dem Großherzoge Friedrich Franz übertragen. Die Aufgabe war schwer, aber ein Ausdruck des höchsten Vertrauens. 30 000 Mann hatte der Großherzog unter seinem Befehle: aber wie stark war der Gegner? Da lief, zur Eile mahnend, die Nachricht ein, daß die Bayern auch Orleans hätten aufgeben müssen. Auf der Linie Paris—Orleans zog daher der Großherzog die ihm über-

wiesenen Truppen zusammen; am 12. November, einen Tag, nachdem er das Kommando übernommen, stand er schlagfertig in der Linie Janville—Toury—Angerville dem Feinde gegenüber. Indes ein Befehl aus Versailles entband ihn von der Aufgabe der Deckung der Straße Paris—Orleans und übertrug ihm die Sicherung der Cernierung von Paris gegen Westen. Die Sicherung gegen Süden wurde der II. Armee (Feldmarschall Prinz Friedrich Karl) zugewiesen.

Allein auch General Aurelles hatte sich mehr nordwärts gezogen. Sobald daher der Großherzog am 17. November den Vormarsch auf Dreux antrat, geriet er sofort an den Feind. Für die mecklenburgischen Truppen war es das erste offene Gefecht, an dem sie teilnahmen. Von der Höhe des Wasserturms hinter dem Schlosse von Nogent le Roi leitete der Großherzog den Angriff, der mit der Einnahme von Dreux und dem Zurückweichen der Feinde auf der ganzen Linie endigte. In angestrengten Märschen bei Schnee und Regen unter steten Gefechten mit dem weichenden Feinde ging es nun in den nächsten Tagen weiter gegen le Mans vor; dann aber schlug der Großherzog die Richtung auf Beaugency an der Loire ein, um mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl in engere Fühlung zu kommen. Am 25. war dies erreicht; er trat damit bis auf weiteres unter den Oberbefehl des Prinzen, von dessen Armee er den rechten Flügel bildete, mit dem eigenen linken Flügel bis an die Orleans—Pariser Straße reichend.

Aurelles indessen zögerte, da er die Vereinigung der beiden deutschen Armeen nicht hatte hindern können und sein Vorstoß bei Beaune la Rolande am 28. November durch das X. Armee-Corps unter Voigts-Rhetz energisch zurückgewiesen war, mit dem Angriff. Allein der Diktator Gambetta, der sich in dem französischen Hauptquartiere befand, drängte ihn unablässig, die vereinigten Gegner über Pithiviers an Paris vorbeizudrängen und so die Hauptstadt zu entsetzen. Um diesen Plan auszuführen rückten denn auch am Nachmittage des 1. Dezember die Franzosen

gegen Nordosten vor: der Stoß traf die Armee-Abteilung des Großherzogs in ihren rechten Flügel. Die Bayern bildeten diesen. Wohl hatte von der Tann wahrgenommen, daß sich überlegene Truppenmassen vor seiner Front entwickelten, und ließ daher sein Corps sich weiter rückwärts konzentrieren. Aber der heftige Nordost-Sturm, welcher wehte, vertrieb allen Schall, sodaß die auf Loigny marschierenden Regimenter von dem Gefecht, das sich hinter ihrem Rücken entspann, nichts vernahmen. Nach und nach erst kehrten sie daher um und trieben die Franzosen zurück.

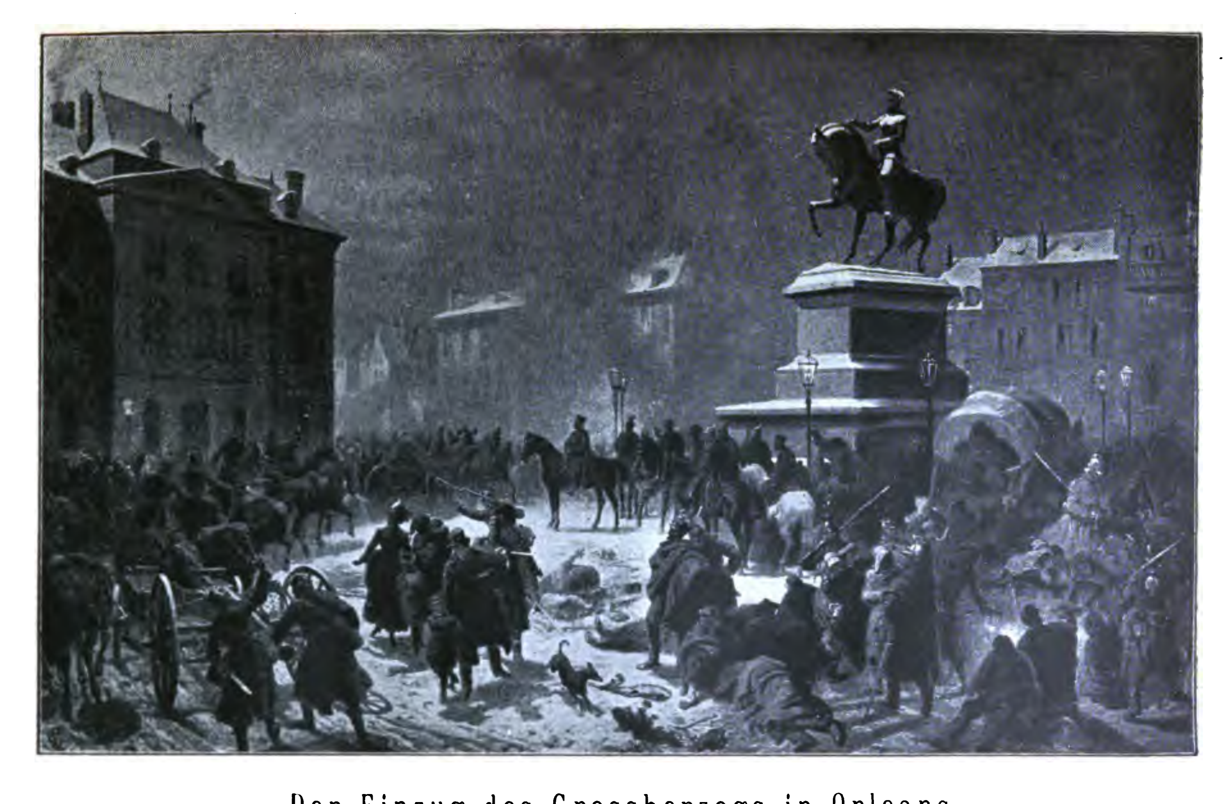
Nunmehr beschloß der Großherzog mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl am nächsten Morgen selbst zum Angriffe überzugehen und zog seine Armee-Abteilung in der Linie Loigny bis Lumeau zusammen: die Bayern Loigny gegenüber, die Mecklenburger bei Santilly, die Hessen bei Tivernon. Die 4. Kavallerie-Division stand auf dem rechten Flügel, die 2., die an Stelle der 6. dem Großherzoge einige Tage zuvor zugeteilt worden war, bildete die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl. Da, schon um acht Uhr morgens, erschienen die Franzosen auf dem Plan. Das 16. französische Armee-Corps unter General Chanzy warf sich auf die viel schwächeren Bayern. Indes diese wiesen den Stoß ab, waren aber zu schwach, um selbst weiter vordringen zu können. Doch der Großherzog ließ jetzt die 4. Kavallerie-Division zur Unterstützung vorrücken und seine Mecklenburger rechts einschwenken. Sogleich kam das Gefecht zum Stehen. Die 17. Division wies den Feind bei Lumeau mit großem Verluste zurück: auf Loigny wurden die Franzosen zurückgedrängt. Die Division ging zum Sturm auf den Ort vor: ein erbitterter Kampf Haus für Haus entspinnt sich, bis die Deutschen im Besitze des Ortes sind. Mit stets erneuten Angriffen versuchen die Franzosen ihn den Siegern wieder zu entreißen, auch das 17. Corps noch am Nachmittage zur Unterstützung heranzuziehen: umsonst — mit unüberwindlicher Tapferkeit hält die 17. Division den eroberten Platz fest. Drei

Gewehre werden dem Füsilier Kölzow vom 90. Regiment in der Hand zerschossen, auch der Helm wird ihm zertrümmert — aber immer geht er wieder mit Hurra auf die andrängenden Feinde los. Der Feldwebel Ranz übernimmt, als alle Offiziere seiner Compagnie gefallen sind, das Kommando, sich an die Spitze stellend. Der Füsilier Gernentz, zu Hause ein friedsamer Schäfer, sieht einen Turco, einen hünenhaften Mulaten, herankommen. „Dor kümmt en von de brunen Schap,“ ruft er, aus seiner Deckung hervorspringend, „den will ick mi köpen!“ und damit schlägt er den Franzosen mit dem Kolben nieder.

Der Großherzog ließ nunmehr in langen Kolonnen die 4. Kavallerie-Division sich entwickeln. Da ließen denn die Franzosen in Furcht, von den deutschen Reitern umklammert zu werden, von Loigny ab und zogen sich in Unordnung auf Terminiers und Gommiers zurück.

Unterdessen rückte ein großer Teil des 15. französischen Corps über Poupry gegen die 22. Division, den linken Flügel des Großherzogs vor. Sofort wandte sich Wittich mit Linksschwenkung gegen den nahenden Feind. Ein sehr blutiges Gefecht entspann sich um Poupry und die nördlich gelegenen Büsche. Aber Wittich, unterstützt durch die Brigade Colomb von der 2. Kavallerie-Division warf schließlich den Feind zurück, erstürmte Poupry und rückte in der Abenddämmerung bis dicht vor Artenay.

Der Großherzog hatte am Morgen bei dem Dorfe Bazoches les Hautes, wo er den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde erwartete, Stellung genommen; in seinem Gefolge befanden sich der Herzog Paul und sein Schwager, der junge Prinz Günther von Schwarzburg, der am 16. Oktober zum Offizier ernannt war. Als sich aber der Kampf mehr nach Loigny hinzog, ritt er auf eine Anhöhe zwischen Lumeau und Loigny. Sofort erkannten die Franzosen den Kommandierenden und richteten ihr Feuer nach dem Hügel. Dicht schlugen die Granaten immer näher in die Erde, sodaß der Chef des Stabes den Großherzog bitten mußte,



Der Einzug des Grossherzogs in Orleans
in der Nacht vom 4.—5. Dezember 1870.

(Nach dem Originalgemälde von Prof. L. Braun im Schweriner Schlosse.)

sich nicht so unmittelbarer Gefahr auszusetzen. Langsam ritt der Fürst eine kurze Strecke weiter auf Loigny zu. Da schlug nicht fünf Schritt vor ihm eine Granate ein: erschreckt bäumte sich sein Pferd und machte blitzschnell kehrt. Die Sprengstücke flogen nach allen Richtungen, dicht über den Großherzog hinweg; die Wendung des Pferdes hatte ihn gerettet.

Die hereinbrechende Nacht sah den Großherzog als Sieger. Er hatte drei französische Corps, eine ungeheure Übermacht, nicht aufgehalten, sondern mit großen Verlusten zurückgeworfen; der Weg nach Orleans war geöffnet. Ja, der Sieg von Bazoches nahm den Ausfällen der Pariser gegen Villiers und Champigny, die an demselben 2. Dezember unternommen waren, ihr moralisches Gewicht in Frankreich.

Telegraphische Weisung aus dem Hauptquartier bestimmte für den Großherzog und den Prinzen Friedrich Karl den gemeinsamen Angriff auf Orleans, doch blieb es dem Großherzoge überlassen, westlich von der Straße Artenay—Orleans selbständig vorzugehen. Schon am Morgen des 3. Dezember setzte er sich in Marsch, um die Westseite von Orleans zu gewinnen. Er durchschnitt dabei die Rückzugslinie Chanzys und dessen Verbindungen mit Orleans, durch Artillerie und Kavallerie den Marsch der weichenden Franzosen beschleunigend. Am 4. stand er schon zwischen Chanzy und der Stadt. Doch war immerfort noch der Widerstand einzelner Abteilungen des Feindes fechtend zu überwinden. So war die Dunkelheit hereingebrochen, als die Spitzen der Armee-Abteilung von Norden und Westen her in die Vorstädte von Orleans eindrangen und kämpfend bis an die innere Enceinte der Stadt gelangten. Der Androhung von Sturm und Bombardement widerstand sie nicht: sie ergab sich, und kurz nach Mitternacht hielt der Großherzog mit klingendem Spiel an der Spitze eines Bataillons der 17. Division seinen Einzug in die eroberte Stadt, die im fahlen Mondschein, totenstill, alle Häuser geschlossen, dalag. An der Reiterstatue der Jungfrau von Orleans auf dem Markte machte er mit seinem

Stabe halt: mit Hurra-Rufen zogen die Soldaten an ihrem siegreichen Führer vorüber. Die französischen Soldaten flüchteten sich zum Teil im Schutze der Nacht aus der Stadt, die meisten aber ergaben sich in hellen Haufen dem Sieger. 10 000 Gefangene wurden gemacht, achtundzwanzig Geschütze und sogar vier Kanonenboote auf der Loire erbeutet. Der Eindruck der Eroberung von Orleans auf das französische Volk, soweit es auf Gambetta gehofft hatte, war niederschmetternd; zahllose Waffen und Ausrüstungsstücke, die man in den nächsten Tagen auf den Landstraßen fand, von den französischen Soldaten fortgeworfen, verkündeten laut die Entmutigung des Heeres.

Den 5. und 6. Dezember gewährte der Großherzog seinen Truppen als Ruhetag. Denn nach den anstrengenden Märschen in Regen und Kälte, nach den endlosen Gefechten bedurften sie dringend der Ruhe; vielen war die Montur zerfetzt, die Stiefel zerrissen, manche gingen in Holzschuhen. Aber die große Stadt gewährte die Mittel, daß die Soldaten sich äußerlich schnell wiederherstellen konnten. Auf dem Markte hielt der Großherzog am 6. eine Parade über die 17. Division ab; gern übersah er manches, aber freudig erkannte er ihre Tapferkeit an, ihre Ausdauer, ihre Manneszucht. Dann führte er sie zu einem Dankgottesdienst in die Kirche und am nächsten Morgen — ging es wieder gegen den Feind.

Die Loire hinab stand die französische Armee, deren Oberbefehl jetzt an Stelle Aurelles' Chanzy führte. Dem Großherzoge wurde die Weisung, mit selbständigem Kommando ihr auf dem rechten Ufer des Stromes entgegen zu rücken. Auf dem linken seine Bewegungen zu unterstützen, wurde die 25. (hessen-darmstädtische) Division und eine Brigade der 2. Kavallerie-Division unter seinen Befehl gestellt.

So nahe hatte sich Chanzy, dessen Armee-Corps am 2. Dezember wohl besiegt, aber nicht aufgelöst waren, an Orleans herangezogen, daß der Großherzog schon am ersten Marschtage auf ihn stieß. Nicht mehr als 30 000 Mann auf dem rechten

Ufer stark, hatte er mindestens 120 000 Mann vor sich, die zudem durch das Terrain begünstigt waren und durch Verschanzungen ihre Stellung verstärkt hatten. Und die besten Truppen, viel altgediente Soldaten darunter, waren dies, die Frankreich noch aufzubieten hatte; denn es galt, die provisorische Regierung selbst in Tours damit gegen feindlichen Angriff zu sichern und dem eingeschlossenen Paris zugleich Entsatz zu bringen.

In froher Marschstimmung verließ die Armee-Abteilung des Großherzogs am Morgen des 7. Dezember Orleans; stromabwärts am rechten Ufer der Loire zog sie die Straße nach Beaugency. Aber um Mittag schon stieß sie auf den Feind. Auf den Höhen bei Meung hatten die Franzosen Batterien errichtet und die Weinberge mit einer dichten Schützenlinie besetzt. Ohne Verzug ging es hinein in die Weinberge, und als der Mond aufging, hatten die Mecklenburger Meung besetzt.

Es waren die Spitzen der Armee Chanzys, die der Großherzog auf das Gros der Loire-Armee zurückgeworfen hatte. Kühn beschloß er am 8. die Offensive fortzusetzen, indem er seine Truppen mehr nach dem linken Flügel herübernähme. Die Bayern besetzten Beaumont, die Hessen nahmen Cravant. Nun rückten aber mit sehr überlegenen Kräften die Franzosen gegen die Linie Beaumont—Cravant heran; ein heißes Gefecht entspann sich. Wiederholt brachen die Franzosen in starken Kolonnen aus dem Walde von Marchenoir hervor, vor dem sie Batterien mit Geschützen schweren Kalibers angelegt hatten. Doch die 4. Kavallerie-Division deckte mit Energie die rechte Flanke der Armee-Abteilung, während auf dem linken Flügel die Mecklenburger siegreich über Messas gegen Vernon vordrangen. Nirgends hatten die Franzosen etwas ausgerichtet; ja als die Nacht schon hereingebrochen, erstürmten die Bayern noch die Höhen von Villechaumont, und die 17. Division besetzte die Höhen vor Vernon und gewann durch einen kräftigen Vorstoß Beaugency. Dicht standen sich in der Nacht die Vorposten gegenüber.

Die siegreichen Gefechte hatten aber auch die Kraft des Siegers empfindlich geschwächt. Stark an Kavallerie und Artillerie (208 Geschütze), hatte der Großherzog doch nur noch 17 000 Mann Infanterie kampffähig zur Verfügung. Auf die Meldung hiervon verfügte das Hauptquartier in Versailles telegraphisch, daß die Armee-Abteilung wieder unter den Oberbefehl der II. Armee treten solle, damit sie von dieser Unterstützung empfinge. Prinz Friedrich Karl gab denn auch sofort den Befehl, daß das auf dem linken Loire-Ufer südwärts vorrückende 10. Armee-Corps schleunigst auf Meung sich in Marsch setze: aber so schnell, wie es Not that, konnte es gar nicht heran. Der Großherzog blieb auf sich selbst gestellt. Er verkürzte daher seine Frontlinie, indem er das bayrische Corps in Reserve nahm. Aber schon am Morgen um sieben Uhr (9. Dezember) entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie Villechaumont bis Cravant von neuem; wieder versuchte Chanzy von dem Walde von Marchenoir aus mit überlegenen Kräften die rechte Flanke des Gegners zu umfassen. Indes mit der 4. Kavallerie-Division und einer Brigade der Bayern warf der Großherzog die Feinde zurück und ging dann selbst gegen das Centrum der feindlichen Stellung bei Toupenay mit der 17. und der 22. Division zum Angriffe vor. Mit lautem Gesange marschierte das 90. Regiment heran: bis über Origny, Villorceau und Villemarceau wurden die Franzosen zurückgetrieben und die drei Dörfer erstürmt. Auf seinem großen Rotschimmel, den er bei den schwersten Aktionen ritt — „den Grenadier“ nannten die Soldaten das stattliche, edle Tier — kam der Großherzog heran. „Ihr seid doch meine braven Füsiliere!“ rief er den Neunzigern zu, als sie nach der Erstürmung von Villorceau einen Moment Atem schöpften. Nicht einen Fuß breit vermochten die Franzosen zurückzugewinnen.

Am Nachmittage langten denn auch sieben Batterien und vier Schwadronen vom X. Corps an: aber der Sieg war schon entschieden; sie kamen nicht mehr zur Verwendung.

Allein Chanzy wollte den Sieg erzwingen. Schon vor Tagesanbruch ging er am 10. Dezember zum Sturm auf Origny vor und eroberte auch das schwach besetzte Dorf. Da zog sich auch aus Villejuan das Vorposten-Detachement zurück. Nun rückte aber die 17. Division heran, warf die Franzosen aus beiden Dörfern wieder heraus und behauptete sie gegen alle weiteren Angriffe. Zugleich brach auch der Feind wieder aus dem Walde von Marchenoir gegen den rechten Flügel des Großherzogs hervor; doch genügte Artillerie-Feuer, um ihn zurückzutreiben; es war unverkennbar, daß die Hoffnung zu siegen ihm entschwunden war. Zwar versuchte er auch am 12. Dezember noch einen Vorstoß aus dem Walde von Marchenoir; am Nachmittage indes trat die französische Armee den Rückzug an. Die Verfolgung des abziehenden Feindes übertrug der Großherzog dem inzwischen eingetroffenen X. Armee-Corps; denn seine eigenen Truppen, durch die viertägige Schlacht erschöpft, bedurften der Ruhe. 5000 Gefangene, sieben Geschütze und eine Mitrailleuse waren die Trophäen von Beaugency; aber auch die Verluste waren groß: sie betrugen allein in den letzten drei Tagen 136 Offiziere und 3226 Mann.

Wohl hatte auch in den folgenden Tagen noch die Armee-Abteilung des Großherzogs, den Feind verfolgend, mehrere Gefechte zu bestehen; aber dann wies ihr das große Hauptquartier eine Stellung bei Chartres an, um die Belagerung von Paris nach Westen zu decken. Weihnachten nahte heran; der Großherzog gedachte das schöne Fest in Versailles zu feiern. Jedoch am Abend, bevor er abreiste, lud er die Offiziere und Beamten des Stabes zu sich. Ein Weihnachtsbaum wurde angezündet; selbst im Feldlager hatte der Großherzog Geschenke für alle seine Gäste besorgt. Lange saß man bei einem Glase Punsch zusammen, der fernen Heimat gedenkend. In Versailles gehörte der Großherzog als Gast des Königs selbst zu den Beschenkten. Aber schon am 27. Dezember kehrte er nach Chartres zurück, wo am folgenden Tage zehn Diakonissen aus

dem Stifte Bethlehem eintrafen, um die Pflege der Verwundeten zu übernehmen. Denn diesen galt stets des Großherzogs erste Sorge.

Zum Neujahrsempfange war der Großherzog wieder in Versailles anwesend; allein bei der Kaiser-Proklamation am 18. Januar 1871 mußte ihn der Erbgroßherzog vertreten. Seine freudige Zustimmung zur Aufrichtung des Deutschen Reiches hatte er schon von Orleans aus telegraphisch ausgesprochen. Doch jetzt hielt ihn der wieder auflodernde Krieg gebannt.

Chanzy hatte seine geschlagenen Divisionen bis nach Le Mans zurückgeführt und drohte nunmehr mit neuem Angriffe. Ihm zu begegnen, erhielt die II. Armee den Auftrag. Die Armee-Abteilung wurde, da das bayrische Corps, allzu stark mitgenommen, fortan der Schonung bedurfte, aufgelöst, die 17. Division aber wieder mit der 22. zum XIII. Armee-Corps vereinigt und nebst der 4. Kavallerie-Division unter den Befehl des Großherzogs gestellt. Die ihm gestellte Aufgabe war, während Prinz Friedrich Karl sich gegen des Feindes Centrum und rechten Flügel wende, dessen linken Flügel zurückzuwerfen. Es galt daher, ebenso ausdauernd zu marschieren wie entschlossen anzugreifen.

Am 5. Januar 1871 rückte der Großherzog aus Chartres aus. Die Landschaft Perche besteht aus fortlaufenden Hebungen und Senkungen des Bodens; dichte Knicks, oft auch Dornhecken und Baumalleen, die Ackerstücke einschließend, durchziehen das Land, in dem Waldparzellen und Einzelgehöfte zerstreut liegen. Wie sehr wurde dadurch den Franzosen die Verteidigung erleichtert! Auch das Wetter war ihnen günstig; denn, nachdem starker Regen am 7. Januar die Wege in morastige Wasserlachen verwandelt hatte, deckte der Frost des folgenden Tages sie mit Glatteis; dann gab es hohen Schnee, den, sobald er zu schmelzen begann, von neuem eintretender Frost sofort wieder in Glatteis verwandelte. So ging es denn nur mühselig und unter den größten Strapazen vorwärts. Allenthalben war der

Großherzog, ordnend und ermunternd, gegenwärtig und freute sich, wenn in aller Beschwer gutes Mutes die Hessen sangen: Wir Deutschen ziehen in das Feld: hurra! Für's Vaterland und nicht für Geld: hurra! Und dann stimmten wohl auch die mecklenburgischen Füsiliere, eine handfeste, derbe Art, so einen kräftigen Sang an, wie „Uns' Großherzog up sin' Grenadier!"

Unter fortwährenden Gefechten bahnte das XIII. Armee-Corps sich seinen Weg, zumal am 9. kam es bei Sceaux in ein lebhaftes Scharmützel mit der französischen Division Rousseau. Am folgenden Tage zog sich der Kampf näher an Le Mans heran: die dreitägige Entscheidungsschlacht begann. Es gelang dem Prinzen Friedrich Karl, das Centrum und den rechten Flügel des Feindes in seine verschanzte Hauptstellung vor Le Mans zurückzuwerfen. Mit um so größerer Hartnäckigkeit suchte Chanzy auf seinem linken Flügel sich zu behaupten. Der Großherzog gelangte, da die Franzosen auf den Höhen von Montfort sich hielten, nur mit der 22. Division über den Huisne-Fluß. Am nächsten Tage indes ging auch die 17. Division auf das rechte Flußufer hinüber und drang bis in die Gegend östlich von Lombron vor, während die Hessen La Chapelle eroberten. Und am 12. Januar vertrieb die 17. Division die Franzosen aus Montfort und eroberte St. Corneille, Wittich dagegen erreichte die Straße Bonnetable—Le Mans und erstürmte am Abend La Croix. Damit war auch die Niederlage des linken Flügels der Franzosen entschieden und noch am 12. trat die geschlagene Armee Chanzys den Rückzug auf Laval und Alençon an.

Die Verfolgung des abziehenden Feindes übernahm der Großherzog in der Richtung auf Alençon. Bei Beaumont schon ereilte er dessen Nachtrab am 14. Januar und nahm ihm nach einem leichten Straßengefechte vierzig Munitionswagen und 1000 Gefangene ab. Infolgedessen wichen die Franzosen (21. Corps) westwärts aus. Zwei Tage später schon langte der Großherzog vor Alençon an. Ein starkes Corps Freischärler und Nationalgarden, das die Stadt decken sollte, wurde

durch ein kurzes Gefecht zurückgeworfen und zog ebenfalls nach Westen von dannen. Doch nur kurze Rast konnte der Großherzog in Alençon halten: ein Befehl des großen Hauptquartiers gab ihm zum dritten Male das selbständige Kommando über sein Corps, das damit aus dem Verbande der II. Armee schied, und stellte zugleich die 5. Kavallerie-Division unter seine Führung. Die neue Aufgabe war: Rouen zu besetzen. Rasch war sie gelöst; ohne auf Widerstand zu stoßen, zog er am 25. Januar in Rouen ein. Und soweit schob er von hier seine Truppen vor, daß er mit der Besetzung von Honfleur die Küste des Oceans erreichte.

Da kam die frohe Kunde, daß Paris kapituliert hätte: der Krieg war zu Ende! Am 31. Januar begann der Waffenstillstand. Das XIII. Armee-Corps wurde aufgelöst und durch einen in warmem Tone gehaltenen Corps-Befehl nahm der Großherzog, an die Ruhmestage von Bazoches, Orleans, Beaugency und Le Mans erinnernd, von seinen braven Truppen Abschied. Nach der Heimat stand sein Sinn: am 7. Februar traf er in Schwerin ein. Mit einem großen Fackelzuge, voll freudigster Bewegung, begrüßte die Bürgerschaft den heimkehrenden Landesherrn, den lorbeerbekränzten Sieger, den einzigen regierenden Fürsten Deutschlands außer Kaiser Wilhelm, der persönlich gegen den Erbfeind das Schwert geführt hatte!

Am 16. Februar kehrte der Großherzog noch einmal nach Frankreich, nach Versailles zurück: die Friedens-Präliminarien wurden unterzeichnet und an der Seite des deutschen Kronprinzen ritt er am 1. März, den Besatzungs-Truppen voran, hinein in die eroberte Hauptstadt Frankreichs. Am 14. Juni hielt er dann an der Spitze seiner heimgekehrten Krieger festlichen Einzug in seine Residenz und zwei Tage später ritt er neben seinen Vettern, den beiden hohenzollernschen Feldmarschällen, durch eine Siegesallee von 7400 französischen Geschützen in glänzendem Siegeszuge ein in die Reichshauptstadt Berlin: unter den Paladinen Kaiser Wilhelms gefeiert wie wenige. Der Kaiser verlieh ihm, seine Anerkennung auch äußerlich zu bezeugen, das

Großkreuz des Eisernen Kreuzes und ernannte ihn zum Inspekteur der II. Armee-Inspektion, welche das IV., VII. und IX., später das I., II. und IX. preußische Armee-Corps umfaßte. Zwei Jahre später, bei der Einweihung des Sieges-Monumentes in Berlin, ernannte er den Großherzog zum General-Oberst von der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls, wie denn auch Kaiser Alexander II. von Rußland dem gefeierten Fürsten die Würde eines russischen Feldmarschalls verliehen hatte. Das sind die höchsten militärischen Ehren, die mit Gottes Hülfe durch kriegerische Erfolge erlangt zu haben sicher für den Großherzog eine Genugthuung war. Denn von Jugend auf war er mit voller Neigung Soldat gewesen.



Viertes Kapitel.

Die Orientfahrt.

Mit wunderbarer Elasticität hatte der Großherzog die Strapazen und Aufregungen des Feldzuges überstanden. Tagelang im Sattel, niemals sich schonend, hatte er oft, nur in seinen Mantel gewickelt, auf zugigen Tennen, ja auf der nassen Erde geschlafen, aber auch nicht einen Tag dem Dienste sich zu versagen brauchen. Als aber die Spannung vorüber war, zeigten sich doch Symptome, die im Juli eine Kur in Karlsbad notwendig machten. Da diese indes keinen dauernden Erfolg zeigte, verordnete er sich selbst im Oktober eine Kur in der Wasserheilanstalt in Gräfenberg, für die er zu allen Zeiten sehr

eingenommen war. Allein auch sie hob die Neigung zu Rheumatismen nicht, sodaß die Ärzte einen Winteraufenthalt im Süden anrieten. Da wurde das alte Sehnen in ihm wach, die Stätten der heiligen Schrift mit eigenen Augen zu sehen: eine Kreuzfahrt, an der auch die junge Großherzogin, der Beschwer nicht achtend, teilnehmen wollte, wurde beschlossen. Alsbald begannen die Vorstudien: der Privatdocent Schöll aus Berlin hielt in Ludwigslust Vorträge über griechische, Baurat Erbkam über ägyptische Kunst. Adolf von Schack wurde eingeladen, als Kenner des Orients die Fahrt mitzumachen; auch Adolf von Stenglin, der Hofmarschall, war dabei. Zum ersten Male nahm der Großherzog auch seinen Leibarzt, den Geheimen Rat Mettenheimer, auf Reisen mit. Am 28. Dezember mit einem Gefolge von zwanzig Personen trat das Großherzogliche Paar die so vieles versprechende Orientfahrt an.

Gleichsam im Fluge durcheilten die hohen Reisenden Italien, vertraute Bilder der Erinnerung gern erneuernd. Am Neujahrstage 1872 trafen sie in Rom ein und begrüßten im Quirinal den König Victor Emanuel, dem ja die Siege der Deutschen in Frankreich die Thore Roms geöffnet: hatte also nicht auch der Großherzog seinen Anteil daran? Auch dem Papste machte das Großherzogliche Paar seinen Besuch. Wie hatte in den zwei Jahren, daß er ihn nicht gesehen, sich dessen Stellung verändert! Selbst körperlich ganz gebrochen fand er den greisen Pius. Auch Neapel wurde ein Tag gewidmet. Sinnend stand der Fürst an dem Grabe Konradins: jetzt war das Blut des edlen Staufensohnes an Frankreich gesühnt!

Über Brindisi ging es zu Schiff nach Corfu, dem wonnigen Eiland, wo mitten im Januar der Mai schon eingekehrt zu sein schien, zu Ausflügen und Wanderungen einladend. Und nach zwölf Jahren noch gedachten die schlichten Corfioten dieses Besuches: einen solchen Eindruck hatte die Persönlichkeit des Großherzogs auf sie gemacht. Come un re di buon cuore, erzählten sie dem Verfasser, sei der Großherzog ihnen vorgekommen, und

zeigten ihm als eine besondere Merkwürdigkeit ihrer Insel das Haus, wo er gewohnt, das Hotel St. Georges.

Die Ankunft des Lloyd-Dampfers machte der zweitägigen Idylle von Corfu ein Ende. Vier Tage später, am 11. Januar, lag die öde, sandige Küste Ägyptens vor den Augen der hohen Reisenden. Alexandria machte keinen bedeutenden Eindruck auf den Großherzog, aber auch Kairo nicht; die Übertünchung der nationalen Eigenart mit europäischer Civilisation, nicht selten höchst zweifelhaften Wertes, widerstrebte ihm. Das Herz ging ihm erst auf, als er die durch Massenhaftigkeit und Alter mächtig imponierenden Pyramiden besuchte und bestieg. Denn als die Griechen Troja zerstörten, waren die Pyramiden von Gizeh schon älter, als uns heute die Trümmer von Troja sind. In so nebelhafte Fernen verliert sich der Blick, wenn man den Jahrhunderten nachsinnt, die über diese gewaltigsten Grabdenkmäler, die die Erde trägt, hinweggegangen sind. Eine Fülle dagegen reinster Genüsse schloß die Nilfahrt in sich, welche die hohen Reisenden am 20. Januar in Begleitung des Professor Brugsch, der den kunstverständigen Ausleger machte, antraten. Der Khediw Ismail hatte dem Großherzog dazu einen eigenen Dampfer zur Verfügung gestellt. Wie eine großartige Wandeldekoration glitten die Ufer mit ihrer stets wechselnden Scenerie, ihren Dörfern, Hainen, Monumenten an dem Auge vorüber. Gefiel es, so wurde gelandet; hier verweilte man im Schatten eines Palmenwäldchens, dort ließ man in einem Fellachen-Dorfe eine schwer beladene Handelskarawane an sich vorüberziehen; hier wurden die Ruinen von Theben durchwandert, dort die Felshöhen von Beni Hassan besucht. Jedem Winke gehorchte das Schiff, indem es nicht nur bei verschiedenen Örtlichkeiten, sondern auch gewissermaßen in verschiedenen Jahrhunderten, ja Jahrtausenden anlegte. Bei Assuan schießt der Strom wirbelnd über geneigte Felsflächen hinab: der Katarakt gebot dem Schiffe Halt. Aber schon standen Pferde, für die Unternehmendsten auch Kamele bereit, um die malerische, von geheimnisvollem Zauber

umgebene Insel Philä längs des Stromufers zu erreichen. In Barken wurde von hier, noch eine kurze Strecke den Strom hinauf, die Grenze Nubiens erreicht.

Der Wendekreis war überschritten. „Auch für uns", meinte der erlauchte Reisende, „wird er zum Wendekreis!" Die Rückfahrt wurde angetreten. Aber am Katarakt verschmähte der Großherzog die Rosse: er blieb mit Herrn von Stenglin in der Barke sitzen — meist folgte das Gefolge dem Beispiel — und zwischen den Felsen im Strome hindurch schossen die Kähne hinab durch die schäumende, tosende Flut. In schnellerer Fahrt, seltener anlegend, legte der Dampfer den Rückweg zurück; am 11. Februar ging er wieder zu Kairo vor Anker. Wie ein Fest waren die drei Wochen der ganzen Reisegesellschaft dahingegangen, und mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit dankte der Großherzog auch den Dienern des Khediw ihre Bemühung.

Am 16. Februar verließen die hohen Reisenden Kairo; über Ismaila und Port Said trafen sie am 18. schon auf der Reede von Jaffa ein. Als sie den Boden Palästinas betraten, begrüßte sie auf Befehl des Sultans der Pascha von Jerusalem mit mehreren hohen Offizieren auf das feierlichste. Zu Pferde ging es nun von der freundlichen Küstenstadt weiter. Es war ein stattlicher Zug; voran im Morgenwinde wehte die Flagge des Deutschen Reiches; den Beschluß machte eine berittene Escorte von hundert Mann, die der Sultan beauftragt hatte, die erlauchten Reisenden durch ganz Syrien zu geleiten.

Immer öder, je mehr sich der Weg vom Meere entfernt, wird die Gegend, bis am Ende des zweiten Tages die Türme von Jerusalem gegen Osten auftauchen. Herzbewegend ist der Anblick, herzbewegend der Eintritt in die heilige Stadt, die für alle Zeiten geweiht ist durch den Versöhnungstod des Erlösers. Auf das tiefste war der Großherzog ergriffen: nun sah er von Angesicht die Stätten, wo der Heiland gewandelt. Am Portal der Kirche des Heiligen Grabes empfing ihn der ehrwürdige

Patriarch Cyrillus mit großem priesterlichem Gefolge und geleitete ihn hinein in die Kirche.

In Jerusalem feierte der Großherzog seinen Geburtstag. Schon um sieben Uhr morgens war er, nur von seiner Gemahlin begleitet, hinausgegangen nach Gethsemane und auf den Ölberg. Als er zurückkehrte, empfing ihn türkische Militärmusik mit einem sehr rauschenden Ständchen, und der Gouverneur Kiamil Pascha wie der Patriarch Cyrillus erschienen zur Beglückwünschung. Den festlichen Tag beschloß ein Feuerwerk, das der Pascha dem Großherzoge zu Ehren dicht vor der Wohnung desselben im Hotel Mediterranean abbrennen ließ. So gut gemeint auch alle diese Ehrenbezeugungen waren, so berührten sie doch gerade in dieser Stadt, wo einst der Heiland gelitten, den Großherzog wie eine Demütigung: aber konnte man von den Türken Verständnis für christliche Gefühle erwarten?

Bis zum 1. März währte der Aufenthalt in Jerusalem, ausgefüllt durch Wanderungen in Stadt und Umgegend, durch Ausflüge nach dem in Weinbergen lieblich gelegenen Bethlehem, nach der schauerlichen Öde des Toten Meeres, nach dem verfallenen Dorfe Er Riha, der Stätte der Rosenstadt Jerichow.

Nach Norden ging es nun, immer zu Pferde, durch das Gebirge Judäas auf steilen Wegen bergauf, bergab, dann durch die langgestreckte Ebene von Esdraelon bis zu dem Städtchen Khaifa am Meer, wo wohlgedeihende deutsche Ackerbau-Kolonien sich befinden. Zum Kloster auf der Höhe des Karmel unternahm der Großherzog von hier aus einen Ausflug. Inmitten des Klosterhofes erhebt sich ein Hügel, der ein eisernes Kreuz trägt. Auf seine Frage berichteten dem Fürsten die Mönche, die ihn geleiteten, der Hügel decke die Reste von 2000 französischen Soldaten, die, 1799 verwundet in dem Kloster untergebracht, nach dem Abzuge Bonapartes von Acre von den nachsetzenden Türken getötet seien. „Wir haben“, schloß der Mönch, „ihnen dies einfache Kreuz gesetzt; wir hätten mehr zu thun gewünscht,

aber wir sind nicht reich.“ Der Großherzog erwiderte kein Wort, aber, nach Khaifa zurückgekehrt, ließ er eine große Marmorplatte kaufen, auf welche in goldenen Lettern die Worte gesetzt wurden: **A la mémoire des braves soldats français morts pour la défense de leur patrie, en 1799.** Am Fuße des alten Kreuzes im Klosterhofe hat die Platte ihren Platz gefunden.

Es war ein wahres Beduinenleben, das die Reisegesellschaft auf diesem Ritte durch Syrien führte. Abends wurden die Zelte aufgeschlagen, in der Mitte ein großes für das Großherzogliche Paar, ringsum kleinere für das Gefolge, und im weiten Kreise lagerte die Escorte an Wachtfeuern. Aber wenn auch mitunter der Wind empfindlich durch die Zelte strich, so fühlte sich doch ein jeder bei diesem Leben wohl und frisch und entbehrte unschwer die gewohnte Bequemlichkeit.

Von Accon, wo die Kreuzzugs-Kämpfe lebendig wurden, lenkte man die Rosse wieder landeinwärts. Nazareth bot sich in prangendem Frühlingsschmucke; durch grüne Wiesen, zwischen blühenden Mandel- und Pfirsichbäumen führte der Weg zum Berge Tabor, von dessen steiler Höhe sich der erste Blick auf den herrlichen See von Genezareth aufthat. An seinem Ufer wurde gerastet; denn jeder Ort, jeder Schritt erinnert hier an das Wirken des Heilandes: dort ist der Berg, auf dem er die Bergpredigt hielt, die gewaltigste Predigt, die je auf Erden gehalten ist, hier ist die Stätte von Capernaum, hier lagen am Strande die Böte der Fischer! Wie belebt sich mit einem Male durch diesen Rahmen der Inhalt der Evangelien!

Schwer trennte ein jeder sich von der wundervollen und so beziehungsreichen Landschaft: aber die „Perle des Orients“, Damaskus, war jetzt das winkende Ziel. Auf wildromantischen Pfaden, vorbei an dem Schneegipfel des Hermon, durch jähe Schluchten, durch Dickichte, aus denen leuchtende Rhododendron-Blüten winkten, ging es über das Gebirge. Da lag, von Palmen überragt, die grüne Oase von Damaskus vor dem

entzückten Auge. Subhi Pascha, der Gouverneur von Syrien, kam mit glänzendem Gefolge dem Großherzoge entgegen geritten, seine Huldigung im Namen des Sultans ihm darzubringen. Ein grünes Zelt war aufgeschlagen, wo den erlauchten Reisenden und ihrer Begleitung nach der Sitte des Orients Kaffee und Zuckerwerk dargeboten und der Tschibuk gereicht wurde. Dann erst erfolgte in stattlichem Aufzuge der Einzug in die Stadt (14. März). Einen prachtvollen Araber, reich mit Gold und Sammet aufgeschirrt, ritt dabei der Großherzog. Vier Wochen lang hatte dem hohen Reiter zu Ehren der Pascha das edle Tier im Stalle gehalten, das infolge dessen meist auf den Hinterbeinen und in Sätzen sich bewegte und selbst für einen so sattelfesten Reiter, wie es der Großherzog war, nicht leicht zu zügeln war.

Auf das höchste interessierte den Großherzog die alte Omajjaden-Stadt; denn in ihr hatte er den unverfälschten Orient vor sich. Unter mancherlei Festen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, unter Besuchen, die zu empfangen oder zu machen waren, vergingen schnell die Tage des Aufenthalts. Auch Abdel Kader, der greise Kabylen-Fürst, der damals in Damaskus lebte, machte dem Großherzoge einen Besuch. Welche Begegnung! In einen weißen Burnus und weißen Turban gekleidet, saß der Emir dem Großherzoge gegenüber. In den tiefliegenden Augen glühte ein dunkles Feuer; lebhaft, in bilderreichem Ausdrucke sprach er. Er fragte nach der Reise des Großherzogs, eines Dolmetsch sich bedienend, da er einer europäischen Sprache nicht mächtig war, sprach sich dann rückhaltslos über seine sociale Stellung aus und erzählte auf den Wunsch des Großherzogs von der Christenverfolgung 1860 in Damaskus, bei der er, selbst ein strenger Moslem, den fanatisierten Mordbanden kühn entgegentretend, mehr als tausend Christen das Leben gerettet hatte. Nach zwei Tagen erwiderte der Großherzog den Besuch. An der Thür seines Hauses am Barada empfing der Emir, in einen hellgrünen Kaftan gekleidet, seinen hohen Gast. Sehr aufmerksam

war er dem Gange des deutsch-französischen Krieges gefolgt. Offen sprach er seine Sympathien für die Deutschen aus und betonte mit Genugthuung, daß ebengerade auch sein erlauchter Gast so ruhmvoll gegen seine alten Feinde, die Franzosen, gekämpft habe.

Ein Zufall führte das Großherzogliche Paar auch mit der vielgenannten Lady Ellenborough zusammen. Am Sonntage, den 17. März, fand in der kleinen evangelischen Kapelle nach dem Gottesdienste die Taufe eines kleinen Arabers statt. Der Vater des Kindes bat, die Gunst der Umstände wahrnehmend, das Fürstenpaar zu Paten. Unter den Taufgästen befand sich auch die Lady. Der Großherzog aber nahm von der hageren Engländerin mit den dickgeschwärzten Augenbrauen, die nach einem phantastischen Abenteuer-Leben an der Schwelle des Greisenalters den Beduinen-Scheich von Palmyra geheiratet hatte, nicht weiter Notiz.

Am 19. März schied der Großherzog von Damaskus, jedoch nicht, ohne vorher das Grab Saladins, des großen Ejubbiden, eine Trümmerstätte, von Nesseln und Unkraut überwuchert, besucht zu haben. Der Weg führte den Barada hinauf. Bei der Schlucht von Ain Fidsche, wo der Fluß schäumend aus dem Gebirge hervorbricht, erhob sich ein Unwetter: der Regen goß in Strömen herab, und abends drohte der Sturm die Zelte in Fetzen zu zerreißen. In einem elenden Gebirgsdorfe des Antilibanon mußte schließlich Zuflucht gesucht werden. Sobald es aber in das Thal von Baalbek hinabging, trat in jähem Wechsel heißes Sommerwetter ein: sehr günstig, um von den großartigen Tempelruinen inmitten der höchst malerischen Landschaft den vollen ergreifenden Eindruck zu empfangen.

In Beirut erreichte das Zeltleben ein Ende: die Austria trug die hohen Reisenden von dannen. Auf Cypern wurde gelandet und dem Städtchen Larnaka ein kurzer Besuch gemacht. Auch vor Rhodus legte der Dampfer bei. Zwei Stunden mußten

genügen, um die erinnerungsreiche Ritterstraße zu durchwandern, deren Häuser noch heute vielfach Wappen oder Devisen, in Stein gemeißelt, von deutschen und französischen Ordensrittern zeigen. Sehr genußreich war die nur allzu rasche Fahrt an den griechischen Inseln vorüber, bis das Lloyd-Schiff am zweiten Tage in den Hafen von Smyrna einlief. Mit der Eisenbahn wurden die Ausgrabungen des Astarte-Tempels von Ephesus besucht. Dann aber ging es quer durch das ägäische Meer nach Griechenland.

Vom Sturmwinde gepeitscht, spielte das Meer mit dem mächtigen Dampfer, daß das Schiff in allen Fugen krachte und hoch aufspritzend die Wellen über die Bordwand schlugen. An Schlaf war in der Nacht nicht zu denken. Indes von Syra an ließ der Sturm schnell nach und bei herrlichem, warmem Sommerwetter lief die Austria am 1. April in den Piräus ein. Salutschüsse donnerten; ein Boot stieß vom Lande: mit zwei Adjutanten des Königs Georg entstieg ihm zur freudigen Überraschung der hohen Reisenden der jugendliche Prinz Günther von Schwarzburg, der gekommen war, um als erster unter dem Himmel Griechenlands Schwester und Schwager zu begrüßen. Er schloß von jetzt den hohen Reisenden sich an.

Wunderbar winkt, wenn man vom Hafen Athen zufährt, von der Höhe der Akropolis die herrliche Ruine des Pantheon. Fast täglich stieg der Großherzog, der als Gast bei dem Könige, dem Sohne seines liebsten Jugendfreundes, wohnte, da hinauf und wanderte andachtsvoll unter den Trümmern des klassischen Altertums umher oder erfreute sich an der entzückenden Aussicht, welche die Akropolis weithin über das blaue, inselreiche Meer, landeinwärts bis zu den in violettem Duft verschwimmenden Gebirgen gewährt. Ausflüge wurden unternommen über das Meer auf der Jacht des Königs nach Nauplia und von dort nach Mykenä, das freilich noch seiner Ausgrabung harrte, dann wieder zu den Trümmern des Mysterientempels in Eleusis und

nach dem Kloster Mendeli, von wo mühselig zu Fuße zu den pentelischen Marmorbrüchen emporgeklommen wurde. In die schönen athenischen Tage fiel auch die Enthüllung der Statue des 1821 in Konstantinopel ermordeten Patriarchen Gregorios vor der Universität zur Feier der fünfzigjährigen Unabhängigkeits-Erklärung Griechenlands: eine Nationalfeier, die, durch Rede und Dichtung schwungvoll begangen, der leidenschaftlichen Begeisterung der Griechen für Freiheit und Vaterland Ausdruck gab.

Am 11. April, wiederum nach stürmischer Meerfahrt, langten die hohen Reisenden in Konstantinopel an. Hier schlossen Herzogin Marie und Herzog Paul sich der Reisegesellschaft an, die dadurch mit Einschluß der Dienerschaft auf zweiunddreißig Köpfe stieg. Alsbald machte, von Herzog Paul begleitet, der Großherzog dem Sultane Abdul Asis einen Besuch. Er hatte dazu den mit Diamanten besetzten Säbel angelegt, den ihm einst Sultan Abdul Medschid verehrt hatte: eine Aufmerksamkeit, die den Sultan sichtlich erfreute. Indessen das Erbieten des Sultans, in einem der großherrlichen Schlösser zu wohnen, lehnte der Großherzog ab; er gab dem Hotel d' Angleterre den Vorzug, da er hier durch keine Rücksichten der Etikette gehindert wurde. Denn es galt die Tage auszunutzen. Achtundzwanzig Jahre waren vergangen, seit der Großherzog zum ersten Male in der türkischen Hauptstadt geweilt hatte: sehr merklich hatte sie seitdem den orientalischen Charakter abgestreift. Turban und Kaftan waren bei Hofe verschwunden, jeder trug dort jetzt Stambulina und Fez; auch das Militär, gut gekleidet und bewaffnet, glich durchaus europäischen Truppen. Nur in den inneren Stadtvierteln, die der Großherzog sei es zu Pferde oder auch zu Fuße zu durchstreifen liebte, traf er noch den Orient, doch nicht gerade immer in der ansprechendsten Gestalt.

Am 19. April wurde die Rückreise angetreten. Sie führte über Varna, Budapest, Wien. Am 2. Mai betraten die hohen Reisenden wieder den Boden der Heimat, freudig begrüßt und

festlich empfangen von ihrer guten Stadt Schwerin. Vier Monate hatte der Großherzog in der Fremde geweilt; mit der ganzen Frische und Spannkraft, die ihm die Reise gegeben, wandte er jetzt wieder den Aufgaben sich zu, die ihm die Heimat bot.



Fünftes Kapitel.

Vierzig Regierungsjahre: ein Rückblick.

Durch den Eintritt des Großherzogtums in den Norddeutschen Bund, der sich nach wenig Jahren schon zum Deutschen Reiche erweiterte, waren wichtige Gebiete der Verwaltung an die Gesetzgebung übergegangen. Wehrgesetz, Freizügigkeit, Civil-Trauung, Gewerbeordnung führten zu einer tiefgreifenden Umgestaltung der Verhältnisse; dazu kam, daß Mecklenburg dem Deutschen Zollvereine beigetreten war und 1870 gegen eine Entschädigung von einer Million Mark dem Elbzolle entsagt hatte. Sehr nahe lag die Frage, ob die altständische Verfassung Mecklenburgs, die 1850 mit dem Malchiner Landtage wieder ins Leben getreten war, den veränderten Verhältnissen des Landes noch entspräche. Regelmäßig seit 1860 hatten alljährlich einige liberale Mitglieder der Ritterschaft auf dem Landtage den Antrag auf Wiederherstellung der konstitutionellen Verfassung eingebracht; jetzt wurde versucht durch Anträge im Reichstage einen Beschluß desselben auf Beseitigung der wiederhergestellten altständischen Verfassung herbeizuführen. Allein der Bundesrat

erklärte die bestehende mecklenburgische Verfassung für gerade so rechtsgültig wie alle andern im Norddeutschen Bunde.

Vielmehr war es der Großherzog selbst, der die Verfassungsfrage in seine Hand nahm. Er fühlte durch das Versprechen zeitgemäßer Reformen, das er gegeben, sich seinem Volke gegenüber dazu verpflichtet. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Frankreich begannen daher auf seinen Befehl unter dem Vorsitze des Grafen Bassewitz, des Nachfolgers Herrn von Örtzens, im Ministerium die Beratungen darüber. Das einmütige Ergebnis derselben war, daß eine Vertretung des Domaniums anzustreben und die ständische Itio in partes zu beschränken sei. Dem schloß sich auch Strelitz an. Und in diesem Sinne wurden auch die sechszehn Landstädte beschieden, die im Sommer 1871 eine Eingabe an den Großherzog gerichtet hatten, um eine Umbildung der bestehenden Verfassung zu erbitten.

Der Großherzog forderte nunmehr den in Sternberg tagenden Landtag auf, Deputierte zu wählen, um in Schwerin mit der Regierung zusammen die Reform zu beraten. Neun Deputierte der Ritterschaft und ebenso viele der Landschaft erschienen demgemäß in Schwerin. Am 19. Oktober 1872 begannen die Beratungen. Der Großherzog entsagte seiner absoluten Stellung zu dem Domanium, dessen Vertreter als direkter gleichberechtigter Stand den beiden alten Ständen hinzugefügt werden sollten; er entsagte ferner nach rechtlicher Anerkennung der Trennung des großherzoglichen Haushaltes von der Domanial-Verwaltung allen Ansprüchen auf Einkünfte aus dem Domanium und verlangte als Gegenleistung ein teilweises Aufgeben der Itio in partes. Durch den Erlaß vom 16. November 1867 war auf Grundlage der allgemeinen Vererbpachtung ein unabhängiger Bauernstand im Domanium geschaffen und durch die Gemeinde-Ordnung vom 29. Juni 1869 die Gemeinden organisiert. Allein der Gedanke des Großherzogs, aus eigener Bewegung und durch eigene Entsagung die altständische Verfassung zu einer zeitgemäßen Umgestaltung zu führen, fand kein Entgegenkommen: ergebnislos

ging die Konferenz auseinander. Zwar wurde trotzdem das Reform-Projekt dem nächsten Landtage mit einigen Abänderungen vorgelegt; aber die Landschaft lehnte es ab und die Ritterschaft beschloß wegen vorgerückter Zeit Vertagung. Die liberalen Abgeordneten Mecklenburgs versuchten nun wieder durch den Reichstag etwas zu erreichen; aber den Beschluß desselben, in die Reichsverfassung die Bestimmung aufzunehmen, daß in jedem Bundesstaate eine aus Wahlen der Bevölkerung hervorgehende Vertretung bestehen müsse, deren Zustimmung bei jedem Landesgesetz und bei der Feststellung des Staatshaushaltes erforderlich sei, lehnte wiederum der Bundesrat ab.

Abermals war es der Großherzog, der einen neuen Schritt vorwärts that. Eigenhändig entwarf er unter Abwägung aller Verhältnisse einen Reformplan, unter Herstellung eines einheitlichen mecklenburgischen Staates eine auf staatlicher Grundlage beruhende Repräsentation des Landes zu schaffen. Auf Grund einer Kombinierung der Steuerkraft, der Seelenzahl und der historischen Bedeutung der Elemente der einzelnen Kategorien der Bevölkerung sollten die (etwa 100—120) Abgeordneten gewählt werden, die Versammlung aber eine einheitliche sein, die ihre Beschlüsse (Zustimmung zu allen Gesetzen, Steuerbewilligung, Budget) gemeinschaftlich fasse. Daneben sollten Ritter- und Landschaft als Privat-Korporationen zur Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten (Klostersachen, Kreditverein, Versicherungswesen) bestehen bleiben. Diesen Grundgedanken, die viel weiter gingen als der Entwurf von 1872, stimmten die Minister in allen wesentlichen Bestimmungen zu: die Landesvertretung sollte bestehen aus vierzig Vertretern des großen Grundbesitzes, darunter neun Vertreter eines mehr als hundertjährigen Besitzes, einunddreißig Vertretern der Städte, darunter fünf für die Zeit ihrer Amtsdauer gewählte Mitglieder der Magistrate von Schwerin, Güstrow, Parchim, Rostock und Wismar, fünfundzwanzig Vertretern der Landgemeinden und sechs vom Landesherrn nach freier Wahl ernannten Mitgliedern.

Auf den 1. Februar 1874 berief der Großherzog zur Beratung dieser Vorlage den Landtag nach Schwerin zu einer außerordentlichen Sitzung. In der Thronrede, mit der er den Landtag im Schlosse eröffnete, legte er mit würdigen und warmen Worten den Berufenen die Annahme ans Herz, indem er selbst seines Entgegenkommens sie versicherte. Die Beratungen begannen; indes das Ergebnis war, daß die Ritterschaft den Entwurf ablehnte, die Landschaft zwar im Principe zustimmte, aber nach der Stellung der Ritterschaft doch weitere Verhandlungen für gegenstandslos erklärte. Am 7. März schloß der Großherzog den Landtag, indem er sein Mißfallen über die Erklärung der Ritterschaft nicht zurückhielt. Dennoch war er nicht entmutigt. Alle Bedenken, welche die Stände erhoben hatten, wurden eingehend geprüft und, soweit es anging, in der Neubearbeitung des Verfassungsentwurfes berücksichtigt. Dennoch verhielt sich 1875 der Landtag ebenso ablehnend wie das Jahr zuvor.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Großherzog, wenn er die Hülfe des Bundesrates hätte in Anspruch nehmen wollen, die Reform hätte durchsetzen können. Allein das widerstrebte seiner Empfindung: nur aus freiwilligem Verzicht der Stände, wie er seinerseits ihn bot, sollte die Reform hervorgehen. Das allein schien ihm eine legale Grundlage zu sein. Die Landschaft hielt es denn auch zu Anfang 1877 für angemessen, den Großherzog ausdrücklich ihrer Zustimmung zu den Grundgedanken der Reform-Vorlage zu versichern; und auch auf dem Herbstlandtage in Sternberg zeigten sich manche einflußreiche Mitglieder der Ritterschaft einem wenn auch nur engbegrenzten Entgegenkommen nicht ganz abgeneigt. Indes die konservative Strömung, die 1878 in ganz Deutschland sich geltend machte, war dem nicht günstig. Auch Strelitz, das bisher durchaus mit Schwerin gegangen war, wurde bedenklich. Zwar fanden trotzdem im März 1880 Beratungen der Regierung mit Deputierten der Stände in Schwerin statt; aber schon am

vierten Tage trat die Aussichtslosigkeit derselben so klar zu Tage, daß der Großherzog dieselben schloß. In einem Schreiben an den Engeren Ausschuß gab er seinem Bedauern über das Scheitern aller Verhandlungen Ausdruck; doch werde die Durchführung der Verfassungsreform zum Wohle des Landes auch fernerhin seine ernste Sorge sein. Mit dem Gefühle der Enttäuschung ließ er einstweilen, bis bessere Aussicht sich ergäbe, die Verfassungsfrage ruhen. Denn die Verpflichtung, die er vor dreißig Jahren freiwillig auf sich genommen, bestand ihm unverändert fort. Von den „Grundzügen von 74", meinte er auch noch in einem Schreiben aus dem Jahre 1881, sei auch fernerhin auszugehen.

Erquicklicher indes als diese ergebnislosen Bemühungen ist die Förderung zu betrachten, die der Großherzog unablässig allen Gebieten des öffentlichen Lebens zuwandte. Am 7. März 1882 waren es vierzig Jahre, daß er zum Segen des Landes die Regierung führte. Gefeiert wurde auf seine ausdrückliche Bestimmung der Tag nicht; aber jedem Denkenden, ja dem ganzen dankbaren Mecklenburg gab er Veranlassung, dem nachzudenken, nicht was der Fürst gewollt, sondern was er mit dem Segen Gottes wirklich für Mecklenburg zustande gebracht.

Im Jahre 1842 gab es an Chausseen im Lande nur die Strecken Schwerin — Ludwigslust, Schwerin — Wismar und Grabow — Boizenburg; von Eisenbahnen ganz zu schweigen. 1882 dagegen maßen die Chausseen 1500 km; an Eisenbahnen waren vorhanden die Friedrich Franz-Bahn, welche umfaßte die Linie von Güstrow bis zur preußischen Grenze, die Kleinen-Lübecker Bahn, die Malchin-Warener Bahn und die frühere Mecklenburgische Bahn von Hagenow nach Rostock, von Güstrow nach Bützow und von Wismar nach Kleinen, ferner die Parchim-Ludwigsluster Bahn und (der Eröffnung nahe) die Güstrow-Plauer Bahn. Auch die Wasserstraßen der Elde und Havel waren durch Kanal- und Schleusenbauten für die Schiffahrt

reguliert, auf beiden Flüssen die Binnenzölle aufgehoben, dazu der Sundzoll 1857, der Scheldezoll 1871 abgelöst. Damit war für Landwirtschaft und Gewerbe der Absatz ungemein erleichtert und einem regen Verkehr die Wege erschlossen. Ein unabhängiger Bauernstand war geschaffen; landwirtschaftliche Vereine zu gegenseitiger Förderung wurden ins Leben gerufen und von der Regierung wirksam unterstützt. In Dargun war eine Ackerbauschule, in Rostock eine landwirtschaftliche Versuchsstation angelegt. Regelmäßige Prämien wurden zur Hebung der Bienenzucht, der Obstkultur, des Seidenbaues ausgesetzt, das Landgestüt in Redefin erweitert und die Pferderennen in Doberan, die Großherzog Friedrich Franz I. eingerichtet hatte, zu hoher Entwickelung gebracht. Die Spielbank in Doberan wurde schon 1867, früher als alle andern in Deutschland, aufgehoben.

Zwei neue städtische Verbände wurden geschaffen: an seinem Geburtstage verlieh der Großherzog 1876 dem Flecken Ludwigslust, 1879 ebenfalls am 28. Februar dem Flecken Doberan das Stadtrecht und gewährte den beiden neuen Städten zugleich eine bedeutende finanzielle Unterlage.

Durch Sammlung auch schwacher Kräfte Bedeutendes zu wirken war ein Ziel, das der Großherzog unablässig im Auge hatte. So hatte unter seiner Förderung das Vereinswesen sich zu regem Leben entwickelt; denn kaum gab es einen Verein, der gemeinnützigen oder wohlthätigen Zwecken diente, im Lande, dem er nicht durch regelmäßige, ansehnliche Beiträge Wirksamkeit und Freudigkeit erhöhte. So war 1843 der Hauptverein für innere Mission in Rostock entstanden, unter dessen Verwaltung auch das Rettungshaus in Gehlsdorf stand, der mecklenburgische Pestalozzi-Verein in Rostock 1872 zur Unterstützung von Lehrer-Waisen und -Witwen, der Hülfsverein für Medicinal-Personen 1867, umgestaltet 1880, das Witwen-Institut für großherzogliche Beamte 1863, der Landesverein der Kaiser Wilhelm-

Stiftung für deutsche Invaliden 1871, sowie der Landesverein für Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, der Marien-Frauen-Verein zu gleichem Zwecke, die mecklenburgische Bibelgesellschaft 1868, der Verein für evangelische Heiden-Mission und der mecklenburgische Gotteskasten 1859 für bedrängte Glaubensgenossen. Auch die Krieger-Vereine sind zu erwähnen. Besonders aber ist der patriotische Verein von Wichtigkeit, der, 1862 zur Hebung der Landwirtschaft und der sittlichen Bildung der ländlichen Arbeiter gegründet, bald bis auf tausend Mitglieder stieg.

Strenge Ordnung in der Finanz-Verwaltung war durchgeführt. 1849 wurde die Renterei zur landesherrlichen Centralkasse, aus der aber die Haushalts-Centralkasse vollständig ausschied. Auch als 1850 die Staatsdomänen wieder den Charakter landesherrlichen Eigentums zurückerhielten, führte der Großherzog doch eine Trennung der Domanial-Erträge zwischen dem Landesherrn und dem Lande durch. Der 1869 errichtete Domanial-Kapitalfonds diente dagegen nur dem Zwecke der Hebung der Landgemeinden. Auch die Reluitionskasse wurde neu organisiert.

Die Landes-Gendarmerie war 1853 neu gestaltet worden. Für das Landarbeitshaus in Güstrow wurde 1871 eine neue Ordnung erlassen, 1872 das Domanial-Arbeitshaus in Wickendorf und 1881 die Hülfsanstalt in Dömitz errichtet.

Hand in Hand mit der inneren Reform der Landeskirche ging die Sorge des Großherzogs für eine würdige Repräsentation der gottesdienstlichen Gebäude. Von diesen 524 Gebäuden des Landes hat Großherzog Friedrich Franz 83 neu erbaut, wovon 57 landesherrlichen Patronates waren, 113 so durchgreifend ausgebaut, daß eine neue Einweihung notwendig wurde, darunter 79 landesherrlichen Patronates, endlich 79 so erneuert, daß Altar und Kanzel dieselben blieben, darunter 45 Gotteshäuser landesherrlichen Patronates. Wer möchte dabei nicht

zuerst der herrlichen, neu erbauten St. Paulskirche in Schwerin, die am 29. Juni 1869 eingeweiht wurde, gedenken? Zu erinnern ist auch an die zahlreichen Anstalten, die für die Kranken wie für die leiblich und geistig Schwachen ins Leben gerufen waren.

Tiefgreifende Förderung hatte auch das Justizwesen des Landes durch den Großherzog erfahren. Für den Kriminalproceß war 1853 das öffentliche und mündliche Schlußverfahren eingeführt, 1855 wurde die Ordnung für die Niedergerichte, 1857 die Subhastationsordnung erlassen. Die Domanial-Hypothekenordnung erschien 1854, die Stadtbuch-Ordnung 1857. Am 1. Oktober 1879 wurden die Reichs-Justizgesetze in Mecklenburg eingeführt.

Die Landes-Universität in Rostock war 1842 in Gefahr einzugehen. Allein im Laufe der Jahre verdoppelte der Großherzog ihren Etat, erbaute ihr 1870 ein neues prachtvolles Gebäude und vermehrte unablässig ihre Institute wie ihre Lehrstühle. 1865 wurde ein physiologisches, 1869 ein pathologisches Institut errichtet, auch das Krankenhaus durch einen großen Flügelanbau vergrößert. 1878 wurde das neue medicinische Institut gegründet, das ein anatomisches, ein physiologisches, ein pathologisches, ein pharmakognostisches Institut und einen Secier-Saal der chirurgischen Klinik enthält. Auch der ophthalmiatrischen Klinik, des Instituts für physiologische Chemie und des physikalischen Instituts ist zu gedenken. Die segensreiche Folge dieser Fürsorge zeigte sich bald in der Hebung des Medicinalwesens im ganzen Lande, in der Verbesserung der Krankenhäuser in den Städten, auch in der Reform des Apotheker-Wesens.

Mit dem lebhaftesten persönlichen Interesse war der Großherzog auf die Entwickelung des Schulwesens bedacht. Den Gymnasien in Güstrow und Schwerin baute er 1865 und 1870 ebenso stattliche wie zweckmäßige Gebäude; in Waren wurde ein

neues Gymnasium, in Doberan ein Progymnasium, in Güstrow und Ludwigslust Realgymnasien angelegt. Das Schullehrer-Seminar, 1862 von Ludwigslust nach Neukloster verlegt, erhielt ein neues vortreffliches Gebäude und wurde durch eine Präparanden-Anstalt erweitert. Ein ritterschaftliches Lehrer-Seminar wurde 1869 in Lübtheen gegründet, eine Navigationsschule zu Wustrow im Fischlande. Dabei sorgte der Großherzog unablässig für die Verbesserung der äußeren Lage der Lehrer und bewies seine Teilnahme an der Jugenderziehung, prüfend und ermunternd, durch häufige Besuche bald in dieser, bald in jener Schule. Man nannte die Schule sein Steckenpferd: mit einer Klarheit und Sicherheit, die für einen Fürsten erstaunlich war, urteilte er selbst über schwierige Fragen des inneren Betriebes.

Endlich der Kunst war der Großherzog von je her hold gewesen. Junge Talente hat er, wenn sie deutliche Begabung für künstlerischen Beruf zeigten, in nicht geringer Anzahl so unterstützt, daß sie ihr Ziel erreichen konnten, ja mehrere ganz auf seine Kosten ausbilden lassen. Von seiner Liebe zur Musik zeugte die Errichtung des Schloßchores, aber auch die Förderung der Musikfeste im Lande. Den Altertümern und Gemälden schuf er 1882 ein würdiges Heim in dem Museum; die Architektur verdankte ihm eine Reihe hochbedeutender Werke im Lande, zumal bei Schulen und Justizbauten sah er auch auf architektonische Schönheit. Die Krone seiner Bauten indes war und blieb das herrliche Schloß. Dem Theater in Schwerin gewährte er so bedeutende Subvention, daß unter der Leitung des Komponisten Friedrich von Flotow und danach unter den Dichtern Gustav Gans Edler zu Putlitz und Alfred von Wolzogen das Schweriner Hoftheater eine hervorragende Pflegestätte zumal der Oper in Deutschland wurde. Wagners Opern gelangten, wie denn der Großherzog auch den Bayreuther Festspielen des Meisters rege Teilnahme und Förderung zuwandte, in Schwerin meist bald nach ihrem Erscheinen, die Walküre sogar zuerst, zur Darstellung.

Kein Gebiet friedlicher Thätigkeit, kann man sagen, giebt es, dem der Großherzog nicht in Mecklenburg Interesse und Förderung gedeihlich gewidmet hätte. „Ich setze“, sagte er nach der Errichtung des Deutschen Reiches, „meine Aufgabe darein, unter dem eigenen Dache jetzt mich recht wohnlich einzurichten.“ Und unter diesem Dache wohnte mit ihm ganz Mecklenburgs dankbares Volk.



Sechstes Kapitel.

Unser Großherzog!

In gar manches Mecklenburgers Leben war es doch ein bedeutungsvoller Moment, vielleicht ein Wendepunkt, wenn er zum ersten Male seinem Landesherrn gegenüber stand. Aber je weniger der Großherzog es als etwas Außerordentliches markierte, wenn er mit einem Unterthanen sprach, um so voller und tiefer war der Eindruck seiner bedeutenden Persönlichkeit.

Großherzog Friedrich Franz war von mittlerer Größe, von festem und kräftigem Körperbau. Durch angestrengte Übungen hatte er seine Muskelkraft in nicht gewöhnlichem Grade entwickelt. Mit einem Stoße stieß er einmal eine lange Stange so in die Erde, daß der damals zwölfjährige Erbgroßherzog bis zur Spitze emporklettern konnte, ohne mit ihr umzufallen. Sich gegen Strapazen und Witterungseinflüsse abzuhärten, war stets sein Bestreben. Ohne seine Ausdauer im Reiten würde er nicht mehr rechtzeitig zur Schlacht von Königgrätz eingetroffen sein.

Durchweg liebte er überhaupt scharfe Gangart des Pferdes. Von Kaltwasserkuren war er ein großer Freund und wandte sie sowohl in Gräfenberg wie zu Hause an; auch ein kühles Seebad, morgens in aller Frühe am Heiligen Damme genommen, schätzte er sehr.

In seinen Gesichtszügen glich der Großherzog in der Jugend seinem Vater, dem Großherzoge Paul Friedrich. Allein seit der Verheiratung etwa bildete sich ein stärkerer Schnitt der Züge aus, der mehr und mehr zu dem Typus der älteren Hohenzollern hinüberführte. Es war überraschend, bei den großen Hoffesten in Berlin zu sehen, wie sehr hier der Großherzog als Mitglied der Königsfamilie erschien, zumal, seit er 1866 aus dem Felde den schönen, leichtwelligen Vollbart mitgebracht, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ähnlich sah. Aber dabei schwebte ein weicher Zug von Herzensgüte um den Mund und in den Augen lag „so etwas Gutes“ — wie die Leute sagten; es war aber vielmehr etwas Lichtes, der milde Wiederschein einer Seele, die weit über Berg' und Thal gern ausschaut nach jenem fernen Lande der ewigen Heimat. Denn in Wahrheit nur als ein „Zeltleben“, wie es Paulus nennt, galt ihm das irdische Dasein; oft und gern sprach er vom Tode, überzeugt, daß, wenn Gott rufe, dann der rechte Augenblick sei.

Überhaupt war der Großherzog eine innerliche Natur, die es mit allen Fragen des menschlichen Daseins sehr ernst nahm. Das Fundament seines Wesens war seine tiefe christliche Religiosität; sein wahrhaft frommer Sinn gab ihm in allem Handeln die Richtschnur. Er war redlich bestrebt, sich auch durch die That stets als Christ zu erweisen. Aus diesem Grunde erwuchsen die Eigenschaften, die in seinem Bilde vor anderen bestimmend sind: seine Furchtlosigkeit und seine Pflichttreue. Das Gefühl der Furcht kannte er gar nicht. Mit der gleichen Ruhe trat er der Gefahr im Schlachtendonner, wie im Seesturm entgegen, auf dem Eise des Ätna wie in der durchseuchten Stadt. In solchen gefährlichen Momenten sprach er wenig, klar und

scharf abwägend, wie der Gefahr zu begegnen sei. Beim Brande des Hoftheaters in Schwerin am 16. April 1882 z. B., als die Bühne in Flammen stand, blieb der Großherzog ruhig an der Brüstung seiner Loge stehen, mahnte das angstvoll erregte Publikum durch Wort und Beispiel zur Ruhe und verließ erst, als das Haus ohne Unfall geleert war, seinen Platz. Wie oft richteten gerade an des Herrn ruhiger Fassung die Diener sich auf! In der Krone, die er trug, sah er vor allem einen Inbegriff hoher Pflichten, denen mit Aufbietung aller Kräfte gerecht zu werden ihm ein heiliger Ernst war. Mit Vorliebe reiste er nachts, um den Tag für die Arbeit frei zu haben. Er rühmte sich wohl, daß er schlafen könne, sobald er nur wolle; das war auch richtig, denn seine Kräfte waren stets so angespannt, daß er, wenn er nur die Spannung aufhob, sofort in Schlaf versank. Freilich stellte er auch an die Leistungsfähigkeit seiner Beamten und Diener hohe Anforderungen, aber die höchsten doch an sich selber. Was er für seine Pflicht hielt zu verstehen, studierte er bis in die kleinsten Einzelnheiten; hatte er sich aber ein sachverständiges Urteil gebildet, so faßte er, ohne bei Nebendingen zu verweilen, das Ganze ins Auge. Den Vorträgen der Staatsräte und Minister folgte er sehr aufmerksam, fragte dazwischen, ging in die Sache tief ein und behielt auch Einzelnheiten sorgfältig und höchst treu auf viele Jahre. Dabei hielt er die Ressorts streng auseinander, besprach die Sachen eines Ressort nur mit dessen Decernenten. Häufig gab er die Entscheidung nicht gleich und überlegte die Sache gern noch einmal. Dann ließ er auch wohl Leute zu sich kommen, denen er ein unabhängiges sachverständiges Urteil zutraute, bevor er sich entschied. Aber durchweg erwies es sich, daß er in allem, was sein Land in Gegenwart oder Vergangenheit anging, der beste Kenner war. Dazu kannte er auch die Persönlichkeiten darin, die von irgendwelcher Bedeutung waren, alle von Angesicht. Und zu dem allen stand ihm eine seltene Leichtigkeit der Orientierung zur Seite, Bestimmtheit des

Urteils und große Vielseitigkeit der Anknüpfungspunkte. Er war ein Virtuos in der Handhabung seiner Regentenpflichten.

Arbeit war das Lebenselement des Großherzogs; er konnte, um sich wohl zu fühlen, sie nicht entbehren. Wohl liebte er das Reisen und freute sich lange im voraus darauf. Allein nach wenigen Tagen schon sehnte er sich nach Hause, nach seiner Thätigkeit zurück und kehrte stets fröhlicher heim, als er abgereist war. Niemals suchte er in seinem Thun oder Lassen seine eigene Ehre; er wollte nichts weiter, als einfach den von Gott ihm gegebenen Beruf auch zu Gottes Ehre erfüllen. Niemals dachte er dabei an Lohn oder Dank für sich. Das sprach er oft aus, wenn von anderen dieser Gedanke erwogen wurde. Die Erwägung, daß es einem ja doch niemand danke, verwarf er mit Abscheu.

Das ganze Leben des Großherzogs war eine stetig wachsende Vertiefung nach der ethisch-religiösen und eine immer reichere Entfaltung nach der intellektuellen Seite hin. Aber dazu kam als höchst wesentlicher Zug in seinem Bilde, daß er bei allem, was er that, auch bei den sachlichsten Dingen, immer mit dem Gemüt beteiligt war. Mit wem er auch nur einmal gesprochen hatte, der war ihm nicht mehr gleichgültig; ob vornehm oder gering, er nahm Teil an seinem Ergehen. Das gleiche nahm er auch für sich an; und es setzte ihn in Erstaunen, wenn er Zweifeln an der Richtigkeit dieser Auffassung begegnete. Ja er verstand in der Unbefangenheit seines Herzens kaum, was man damit meine: so fern lag Gleichgültigkeit seinem ganzen Wesen. Kränkungen, die ihm widerfuhren, trug er niemals nach; denn er war überzeugt, daß er die Veranlassung dazu gegeben haben müsse. Versehen, die ihn vielleicht nicht angenehm berührten, war er stets bereit zu entschuldigen; für sich selbst aber fand er in solchem Falle nie eine Entschuldigung; freilich suchte er auch niemals eine. „Überhaupt“, meinte er, „kommt man weiter, wenn man die Menschen nicht immer gleich von ihrer Schattenseite nimmt. Zu einem Reformator, der die Sünde seiner Zeit

geißelnd, sie erfolgreich auszurotten versteht, ist nicht jeder befähigt und geboren: ich bin's jedenfalls nicht! Ich denke: jeder Mensch hat doch auch seine Lichtseiten; an die halte ich mich, und wenn man die mit Liebe heraussucht und herauslockt, so erreicht man oft viel mehr, und hat so große Freude daran, wenn 's gelingt." Das war, möchte man sagen, methodische Herzensgüte; und ganz unzählbar sind die Fälle, in denen er ihr durch die That beredten Ausdruck gegeben hat. Wie zahllose Thränen hat er getrocknet, wie oft Verzagte aufgerichtet! Wie manchen Offizier hat er in seinem Stande gehalten, wie manchen Künstler seinem Berufe zugeführt! Wie manchen Kranken hat er ins Bad geschickt, wie manchem Bedrängten aus der Not geholfen! Wohl steht es einem Fürsten an, zu geben: aber der Großherzog gab gern und verstand es auf eine Weise zu geben, daß durch die Freude des Gebenden auch der Empfangende sich erhoben fühlen mußte; und wo er nicht zu helfen vermochte, gab er nie vage Versprechungen, sondern lehnte so schonend wie möglich, aber bestimmt ab.

Von Dünkel und Großthuerei besaß der Großherzog auch nicht die Spur; volle Ehrlichkeit und Echtheit war in seiner ganzen Erscheinung. Er hatte nicht das geschmeidige Wesen eines Hofmannes, sondern gab sich in einer ruhigen Freundlichkeit. Doch konnte er auch mitunter sehr ernsthaft sein. „Der muß mal ein Exaudi haben!" meinte er wohl; dann wurde dem auch nichts geschenkt. Er sprach sehr schnell, aber nicht eigentlich fließend; er machte eine Pause — aber dann kam ein scharf bezeichnendes Wort, oder auch der Gedanke spitzte sich sententiös zu. „Die Eitelkeit", sagte er, „hängt sich an — eine Nadelspitze." „Man muß thun, was man für Recht hält, und sich nicht darum kümmern, wenn etwa die Leute nachher — die Mäuler aufsperren." „Rücksichten zu nehmen und sich selbst zu überwinden verlernt man sehr schnell — in meinem Stande."

Und der Großherzog selbst? Hatte er das wirklich verlernt? Nein, alle seine alten Freunde widerlegen ihn. Niemals

hatte er Günstlinge; er heftete sich an keine Persönlichkeit. Aber die alten Freunde, die er in der Jugend sich gewonnen und bewährt gefunden, hat er ohne Ausnahme bis in sein Alter sich bewahrt. An Adolf von Stenglin unterschrieb er sich nach vierzig Jahren noch mit derselben guten Laune wie als junger Regent: „Dein alter und treuer amicus und magnus dux Friedrich Franz." Und trat einmal wirklich eine Verstimmung ein, so duldete er nicht, derselben nachzugeben. „Sie werden selbst einsehen," schrieb er 1881 an einen andern Jugendfreund, O. v. W., „daß ich einen alten Universitätsfreund nicht entlassen kann, weil ihm einmal die Laus über die Leber gelaufen ist." Den innern Wert des Mannes sah er an; auf Äußerlichkeiten legte er kein Gewicht.

Für jeden seiner Unterthanen, ohne daß es erst weitläufiger Gesuche bedurfte, war der Großherzog zugänglich. Jeden Tag um elf Uhr erteilte er Audienz. Ob vornehm oder gering, er hörte alle an, die zu ihm kamen. Nicht jeder Fürst könnte das, ohne um die rechte Antwort oft in Verlegenheit zu geraten. Aber der Großherzog bei seiner alle Verhältnisse umfassenden Personen- und Sachkenntnis konnte es wagen, die Bitten und Klagen alle, die vor ihn gebracht wurden, anzuhören, und, in seiner Herzensgüte immer geneigt zu helfen, that er es gern. Wie oft sah man im selbstgewebten Abendmahlsrock den Tagelöhner vom Lande zu seinem Großherzog kommen; sie kannten ihn alle, denn schwerlich gab es ein Dorf im Lande, daß er nicht aus irgend welchem Anlaß besucht hatte. Da wollte es denn wohl in der Befangenheit mit dem ungewohnten Hochdeutsch nicht recht gehen. „Na, sprek man platt," ermunterte der Großherzog, „dat kann ick ok ganz gaud, und wi kam'n denn beter vörwarts." Und den Zagenden ermutigte wohl ein freundliches „Sprek Di man orntlich ut!"

Nur durch sorgfältige Einteilung konnte der Großherzog zu alle dem die Zeit gewinnen. Er stand früh auf, im Winter um sechs, im Sommer noch früher. Nachdem er für sich einen

Abschnitt aus der Bibel gelesen, machte er einen kurzen Spaziergang oder Spazierritt. Dann wurden Akten gelesen, Briefe geschrieben, auch militärische Besichtigungen vorgenommen. Den Kindern widmete er eine Stunde, bis er mit der Familie und dem Hofhalt zur Morgenandacht sich vereinte. In den Vormittagsstunden nahm er Vorträge entgegen; den Anfang machte stets das Kabinet, dann waren die Tage eingeteilt: den einen hatte der Chef des Militär-Departements, einen andern der Präsident des Oberkirchenrats, einen dritten der Chef der großherzoglichen Haushalts-Verwaltung. Zu Besichtigungen, auch zur Jagd, waren die andern freigelassen. Waren die Audienzen vorüber, so hatte der Großherzog eine halbe Stunde für seine Gemahlin frei. Dann begab er sich, etwa um halb eins, in den Staatsrat, wo er nach dem, was vorlag, mehrere Stunden mit den Ministern und Staatsräten arbeitete. Zu Fuße kehrte er zum Diner ins Schloß zurück.

Bei Tische war der Großherzog der mäßigste Mann, den man sich denken kann; Hausmannskost war ihm das liebste; davon aß er mit gutem Appetit und trank dazu zwei oder drei Gläser leichten Rotwein; la Rose war seine Lieblingssorte. Lange bei Tische zu sitzen, liebte er nicht. Nur ein angeregtes allgemeines Gespräch vermochte ihn festzuhalten. Verlangte es aber die Gelegenheit, so hielt er auf stattliche Repräsentation. Dann strahlte die Tafel von prachtvollem Gerät; von silbernen, der Nachtisch von goldenen Tellern, wurde gespeist; Heiducken mit Bärenmützen reichten den Kaffee. An keinem Königshofe ging es glanzvoller zu.

Der Großherzog rauchte nicht. Höchstens steckte er sich, um den Genuß, den doch nur der Raucher zu schätzen weiß, seinen Gästen zu gewähren, eine Cigarrette an, that auch wohl einige Züge daraus und legte sie meist bald, leise lächelnd, bei Seite. Mitunter versuchte er auch wohl im Walde zum Schutz gegen die Mücken eine kurze Pfeife zu rauchen: aber er blieb dann immer zweifelhaft, welches Übel das größere wäre. Seinen Begleitern

indes, wenn er wußte, daß sie gern rauchten, gab er die ersehnte Erlaubnis häufig durch eine scherzende Frage. Der König Ernst August von Hannover, der zur Taufe des Erbgroßherzogs nach Ludwigslust gekommen war, hatte einen Adjutanten, der, das Rauchen entbehrend, allmählich in unbehagliches Schweigen versunken war, heftig mit den Worten angefahren: „Na, zum Teufel, so rauch' Sie doch!“ Da fragte der Großherzog denn wohl scherzend: „Was sagte doch der König von Hannover?“ — und sofort erschienen die Jagdpfeifen.

Donnerstag in jeder Woche war der feststehende Jagdtag, der durch den Aufenthalt im Walde eine wohlthuende und erfrischende Abwechselung von anstrengender Arbeit gewährte. Der Großherzog war sehr empfänglich für die hohe Poesie, die Wild und Wald dem Jägersmann zu allen Zeiten in den verschiedensten Lagen bieten. In regelmäßigem Wechsel wurde in seinen vier Leibrevieren, dem Buchholz bei Schwerin, der Lewitz, dem Tiergarten zu Jasnitz und der Forstinspektion Ludwigslust gejagt. Indessen an großen eingestellten Jagen, bei denen das Wild zu Hunderten zur Strecke gebracht wird, fand er wenig Vergnügen; nur für hohe Jagdgäste ließ er sie mitunter veranstalten. Was er liebte, war die Pürsch auf Hochwild; und er war trotz seiner Kurzsichtigkeit ein sehr guter Schütze, stets frei von Jagdneid, wiewohl an anderen ihn zu beobachten ihm Spaß machte.

Wie auch das Wetter war, stets kehrte der Großherzog von der Jagd zu Pferde zurück. Er that es bei Frost, um sich zu erwärmen, hauptsächlich aber um sich abzuhärten, wie denn jede Verweichlichung ihm zuwider war. Der Lohn einer solchen Lebensweise war, daß er viele Jahre hindurch dem zum Geburtstage Glück wünschenden Leibarzte antworten konnte: „Nun, ich für meine Person habe Ihnen dies Jahr nicht viel zu thun gegeben!“ Indes seit der Erkrankung in Spanien kehrten von Zeit zu Zeit, zumal nach großen Anstrengungen, die Nierenblutungen wieder. Die Ärzte sandten ihn nach Karlsbad, was

denn auch immer Erleichterung, aber nicht volle Genesung brachte. 1871, 73, 74, 77, 78 war der Großherzog in Karlsbad. Er wohnte hier stets im Schloßbrunnen in den „Drei Lämmern", sodaß das Verhältnis der Wirtin, einer jovialen Österreicherin, die mit ihren Töchtern das Haus in guter Ordnung hielt, zu dem fürstlichen Gaste mit der Zeit ein ungezwungeneres wurde. Von diesen Töchtern war die jüngste, eben erwachsene, taubstumm und machte neben ihren lebenslustigen Schwestern einen wehmütigen Eindruck. Da sah man denn im letzten Jahre eines Tages den Großherzog vom Brunnen zurückkehren, ein großes Packet selbst unter dem Arme tragend. Es war der Namenstag der taubstummen Tochter: um ihr eine Freude zu machen, hatte er selbst ein Kleid eingekauft, das er ihr jetzt brachte.

Auch Teplitz mußte der Großherzog wiederholt besuchen, um den rheumatischen Beschwerden, die der Feldzug in Frankreich hervorgerufen, zu begegnen. Ebenso war er in den Jahren 1871, 75, 78, 82 in Gräfenberg zur Kur. Überanstrengung bei der Gemsjagd hatte ihm eine Anschwellung im Knie zugezogen, die Steifheit des Gelenks zur Folge hatte. Mit gutem Erfolge unterwarf er sich der Behandlung des Massagen-Arztes Metzger in Amsterdam. Indessen eine neue Verletzung desselben Knies durch Anstreifen beim Reiten an einen Baum rief eine Entzündung hervor, die eine Operation durch Professor Esmarch notwendig machte. Doch beseitigte eine Wiederholung der Massage-Kur jegliche üble Folgen.

Der Abend war die Erholungszeit für den Großherzog. Da verweilte er mit der Großherzogin zusammen bei den Kindern; mit der jungen Herzogin Anna las er Schillersche Dramen. Danach las er für sich; lebhaft interessierten ihn Stanleys Reisen und das Leben Abraham Lincolns. Vollständig beherrschte er jedes Buch, das er gelesen hatte, bis in alle Einzelnheiten. Mit beifälliger Teilnahme begleitete er Fritz Reuters immer heller erglänzenden Stern: nachdem er die „Stromtid" gelesen, verlieh er dem Dichter die goldene Medaille

für Kunst und Wissenschaft. Überhaupt las er sehr gern poetische Werke, wie er denn auch selbst wohl einmal einen Vers versuchte. Einem Pastor, der in einer poetischen Epistel die Gnade des Großherzogs für eine alte, zum Niederschlagen bestimmte Eiche anrief, antwortete er umgehend:

„Es ist gelungen Deinem Flehen,
In Freude wandle sich Dein Leid:
Die alte Eiche bleibe stehen,
Ein Bild der guten alten Zeit.

Und wie die Eich' in tausend Jahren
Als Bild der Treue sich bewährt,
Soll nun die Welt durch sie erfahren,
Wie Treu' und Alter ich geehrt!"

Für Musik besaß der Großherzog ein tiefes Verständnis, gegründet auf gutes Gehör und gutes Gedächtnis. Größere neue oder ihm fremdgewordene ältere Werke ließ er vor der Aufführung sich von dem Kapellmeister genau erklären, um dann gesteigerten Genuß davon zu haben. Beethoven war sein Lieblings-Komponist; die A-moll- und die C-moll-Symphonie schätzte er unter dessen Werken am höchsten. Auch Wagners Opern zogen ihn unwiderstehlich an, ja — wie er selbst sagte — sie „bezauberten" ihn.

Das Theater besuchte der Großherzog häufig, um nach dem Rechten zu sehen; dann blieb er auch meist bis zum Schlusse, zumal bei Opern oder ernsten Stücken. Öfter sah er auch abends zum Thee Gäste bei sich. Überaus anziehend waren diese Theeabende in Ludwigslust. Dort hatte er den alten Gartensaal des Schlosses in einen ebenso originellen wie behaglichen Gesellschaftsraum umgestaltet. Zwanglos bewegte sich hier in der „Halle" die Gesellschaft; kein Lakai war anwesend; die Hofdamen der Großherzogin bereiteten den Thee. „Setzen Sie sich doch zu uns!" lud dann der Großherzog wohl ein. Zu uns: das war der für die höchsten Herrschaften reservierte Tisch. Bald wußte der Großherzog hier eine allgemeine

Unterhaltung in Gang zu bringen, an der auch die fürstlichen Damen teilnahmen; oder nach Umständen knüpfte sich auch ein ernsteres Gespräch an, wie über das Projekt eines Fürstenhauses im Deutschen Reich, über das Sinken der Macht Englands, über die Schwierigkeiten, eine Geschichte unseres Jahrhunderts zu schreiben. Da blitzte denn, wenn er mit Eifer seine Ansicht verfocht, die Tiefe seiner Kenntnisse hindurch, die Lauterkeit des Gemüts, das scharf abwägende Urteil: und den man immer schon verehrt hatte, man lernte jetzt auch aus vollem Herzen ihn lieben. Und unerwünscht früh schlug es elf Uhr, wo der Großherzog nach arbeitsvollem Tage zur Ruhe sich zurückzog. —

Im Fluge enteilten die Jahre. Die fürstlichen Kinder wuchsen heran und gründeten sich ein eigenes Heim. Die Herzogin Marie vermählte sich am 28. August 1874 mit dem Großfürsten Wladimir, Kaiser Alexander II. von Rußland zweitem Sohne. Das wurde für den Großherzog die Veranlassung, die Stätten an der Neva, wo er einst in fröhlicher Jugend verkehrt, nach einunddreißig Jahren wieder zu besuchen. Auch 1876 und 79 weilte er in St. Petersburg. Denn noch ein neues Band verknüpfte ihn mit dem Zaren-Hause: der Erbgroßherzog Friedrich Franz vermählte sich am 24. Januar 1879 mit der Großfürstin Anastasia, der einzigen Tochter des Großfürsten Michael Nikolajewitsch. Und als dem Erbgroßherzoglichen Paare nach einer Tochter, der Herzogin Alexandrine Auguste, am 9. April 1882 in Palermo ein Sohn geboren wurde, reiste der Großherzog selbst nach Sizilien, um der Taufe des dereinstigen Thronerben Friedrich Franz beizuwohnen. Wehmütige Gedanken bei aller Freude bewegten ihn, als er den Enkel über der Taufe hielt: es war der Geburtstag der Großherzogin Auguste, der 26. Mai — zwei stille Thränen rannen ihm über die Wangen.

Am 5. Mai 1881 vermählte sich der zweite Sohn, Herzog Paul Friedrich, mit seiner Cousine, der Prinzessin Marie

Windischgrätz. — Auch der Herzog Johann Albrecht trat in das Leben hinaus. Nachdem er anderthalb Jahre in Bonn studiert hatte, trat er in das Leib-Garde-Husaren-Regiment in Potsdam. Es sind herrliche Worte, die der Großherzog ihm mitgab: „Das sind die besten Soldaten des Königs, die es verstehen, ihren Vorrat an Treue und Eifer für seinen Dienst stets aus dem ewigen Brunnen zu ergänzen. Hüte Dich vor den Hauptklippen des jungen Offiziers, Müßiggang, Spiel und Weiber; gelingt Dir das, ist vieles gewonnen. Man muß vor Augen behalten, daß man doch nur einige Jahre Offizier ist, und es also gänzlich unnötig ist, sich während dieser Zeit sein ganzes ferneres irdisches und ewiges Leben zu verhunzen — was man täglich erlebt!“

Einsam wurde es darum doch nicht um den fürstlichen Vater. Eine fröhliche Schar in blühender Gesundheit, welche die Großherzogin Marie ihm geschenkt, wuchs um ihn heran und erhielt ihn jung mit den Jungen. Den „Armeetroß“ nannte er sie mitunter wohl scherzend, wenn sie noch nicht die rechte Disciplin ihm zeigen wollte. Da hatte die junge Herzogin Anna eine Gespielin in der Herzogin Elisabeth erhalten, die am 10. August 1869 geboren war. Dann kam der Herzog Friedrich Wilhelm, geboren am 5. April 1871, der nach seinem erlauchten Paten, dem deutschen Kronprinzen, den Namen trug. Ihm folgte am 10. Oktober 1873 der Herzog Adolf Friedrich und das Nesthäkchen, geboren am 19. April 1876, war der Herzog Heinrich.

Jeden Morgen bald nach acht, wenn die kleine Gesellschaft um den Schultisch saß, um die Aufgaben für den Tag noch einmal „überzulernen“, erschien ein Lakai mit der Meldung: „Die kleinen Herrschaften —“ und fröhlich ergänzte sie selbst den so sehr willkommenen Satz „sollen zum Großherzog kommen!“ Mit lautem Jubel, die beiden jungen Herzoginnen in der Regel voran, stürmte die fröhliche Schar die Treppe hinauf in das

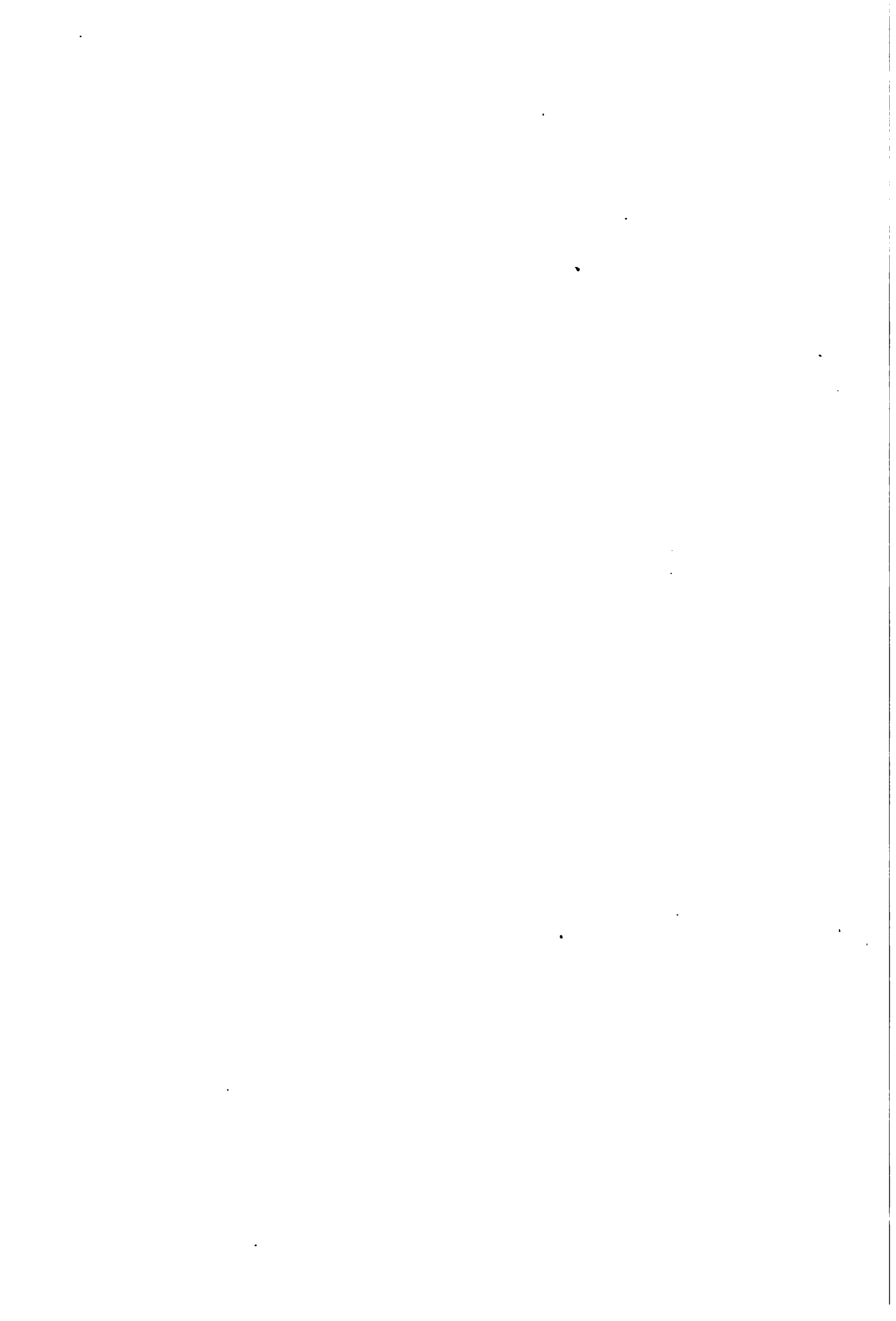
Arbeitszimmer des Großherzogs, der schreibend an seinem Stehpult stand. Jedes Kind begrüßte den geliebten Papa mit einem „Guten Morgen!“ und empfing einen Kuß dafür. Dann setzte er sich in seinen großen Stuhl an den Arbeitstisch und die Kinder alle um den Tisch herum; nun wurde gezeichnet. Jedes Kind hatte seinen Bleistift, an der Zahl der Kerben kenntlich, die der Großherzog in einen jeden eingeschnitten hatte. Sehr beliebt waren Kobolde, die mit dicken schwarzen Köpfen und dünnen, winzigen Beinen in den unmöglichsten Stellungen herumturnten. Jede Zeichnung mußte der Großherzog begutachten, der selbst mit besonderer Kunstfertigkeit lustige Bildchen hinzuwerfen verstand. Aber bald drängte sich der jugendliche Übermut hervor. Dann faßten die Kinder alle den geduldigen Papa am Arm und zogen ihn in die Bibliothek neben dem Arbeitszimmer, um ihn dort zu „fangen“. In Schlangenlinien lief er dann um die Tische und mit jubelndem Geschrei die Kinder hinterher, bis er von ihnen sich einfangen ließ. Zu lärmen verbot er den Kindern nie; war es doch für sie der Ausdruck der Freude, die doppelt groß war, wenn der Papa thätig an ihrem Spiel sich beteiligte. Darum war auch besonders das „Minister-Spiel“ bei ihnen beliebt, das aber doch nur seltener an die Reihe kam. Dann ging es, „die blauen Bogen“ unter dem Arme, schon in feierlichem Zuge die Treppe hinauf; feierlich wurde Guten Morgen gesagt. Man setzte sich um den großen Tisch, jeder den blauen Bogen vor sich und einen Bleistift in der Hand. Der Großherzog trug eine „wichtige Begebenheit“ vor, die „ernstlich“ beraten wurde. Das Ergebnis wurde aufgeschrieben, und die kleine Schar empfahl sich in derselben feierlichen Weise, wie sie gekommen.

Sehr gern wurde auch „auf Entdeckungsreisen“ gegangen. Das Gebiet derselben war besonders das ganz kleine Turmzimmer neben dem Arbeitszimmer. Denn hier bewahrte der Großherzog allerhand ihm werte Erinnerungen auf. Das waren die „Schätze“, auf welche die Kleinen es abgesehen hatten. Schwer wurde es



Das Arbeitszimmer des Grossherzogs im Schweriner Schloss.

(Nach einem Aquarell von Jenssen, im Besitze Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin Marie.)



ihm, den Bittenden etwas zu versagen. So wurde denn von dem Ertrage der Bitten eine Lotterie veranstaltet, bei der dem Großherzoge, nachdem er aus Schränken und Schubfächern auch noch manches beigesteuert, der Vorsitz übertragen wurde. Da traf sich's denn wohl, daß dieser oder jener Gegenstand besonders lebhaft eine Erinnerung bei ihm weckte; dann erzählte er den Kindern aus seinem Leben, besonders auch aus dem französischen Feldzuge. Lautlos saß die kleine Gesellschaft dicht um ihn geschart, bis ein Lakai mit der Meldung eintrat, daß die Großherzogin fertig wäre. Dann rief der Großherzog: „Kinder, weglegen!“ und alle flogen, jeden Gegenstand an seinen richtigen Platz zurückzubringen. Denn so gütig der Großherzog auch stets zu den Kindern war, so freundlich er auf ihre Interessen einging, so hielt er doch streng auf pünktlichen Gehorsam.

Nun ging's einer hinter dem andern die kleine Wendeltreppe hinunter zu den Zimmern der Großherzogin. Dort trank der Großherzog, seiner Gemahlin zur Gesellschaft, eine Tasse Kaffee, während die Kinder „die Bücher“ holten. Das waren die Losung, das Geburtstagsbuch und ein winzig kleines Büchelchen, in dem bemerkenswerte Tage aus dem Leben der Familie, Schlachttage, kurz alles verzeichnet stand, was nicht vergessen werden sollte. Da wurde denn nachgesehen, was der Tag an Erinnerungen brachte. Zusammen ging nun die fürstliche Familie zur Morgenandacht durch die Sylvester-Galerie ins Andachtszimmer. Die Galerie war lang. Sehr häufig bat da die fröhliche Schar den gern nachgiebigen Papa, „Schlange“ zu machen. Dann faßte ihn einer hinten am Rock, diesen ein anderer, sodaß die Schlange schnell gebildet war; und nun ging es unter lautem Jubel in kühnen Windungen mit Windeseile die Galerie entlang bis zur Thür des Andachtszimmers. Mit der Andacht aber trat der Ernst des Tages in sein Recht. Jedoch am Abend richtete es der Großherzog gern so ein, daß er mit seiner Gemahlin noch eine Stunde bei den Kindern zubringen konnte. Er brachte sich die Akten dazu mit herunter, die er las, während

die Kinder um ihn herum spielten und lärmten. Denn es war ihm eine Freude, sie wenigstens um sich herum zu sehen. Und mit schwärmerischer Liebe vergalt ihm die kleine Schar, des Glückes sich noch kaum bewußt, das sie in einem solchen Vater besaß. O, daß so bald es enden sollte!



Letztes Kapitel.

Gottseliges Ende.

Mit grausamer Hand griff der Tod hinein in den trauten Kreis: er brach die Knospe, als sie eben zur Blüte sich erschließen sollte. Am 8. Februar 1882 starb die Herzogin Anna erst sechzehn Jahre alt, an einer Lungenentzündung. Seiner Thränen nicht Meister, saß der Großherzog am Sterbelager des geliebten Kindes, ins Herz getroffen. Die Ahnung verließ ihn nicht, daß er ihm bald folgen würde.

Von je war der Großherzog fest davon überzeugt, daß er kein hohes Alter erreichen würde. „Der Tod“, schrieb er zu Anfang des Jahres 1883, „hat bei uns reiche Ernte gehalten: ein ernstes Memento mori, wenn man, wie ich, sechzig Jahre wird!“ Indessen in voller Kraft und Gesundheit feierte er seinen sechzigsten Geburtstag, vollendete eine Woche später sein einundvierzigstes Regierungsjahr: da warf eine Erkältung ihn aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte.

Im Dezember 1882 war der Erbgroßherzog an einer schweren Bronchitis erkrankt. Den Genesenden sandten die Ärzte

im folgenden Februar nach Mentone. Dort wollte ihn im April der Großherzog mit seiner Gemahlin besuchen: auf Montag, den 9. April, war die Abreise festgesetzt. Allein bei seiner großen Gewissenhaftigkeit wollte der Großherzog noch einige Truppenbesichtigungen, bevor er abreise, vornehmen. Er fuhr deshalb am Donnerstag Abend vorher im offenen Wagen nach Parchim, um dort am Freitag das Dragoner-Regiment Nr. 18 zu besichtigen. Während der Fahrt schlief er ein und langte fröstelnd in Parchim an. Er achtete indes dessen nicht. Bei der Besichtigung herrschte ein schneidend kalter Ostwind, der das Gefühl des Mißbehagens noch steigerte. Gleichwohl fuhr der Großherzog am Freitag Abend wieder im offenen Wagen nach Ludwigslust weiter, wo er am Sonnabend das dortige Dragoner-Regiment Nr. 17 besichtigte. Erst am Abend kehrte er nach Schwerin zurück. Am Sonntage war wegen der bevorstehenden Abreise gar mancherlei zu erledigen. Kaum aber hatte sich der Großherzog sehr ermüdet zur Ruhe begeben, so wurde er durch die Meldung geweckt, daß die Centralhalle, ein großes Vergnügungslokal, in Flammen stehe. Alsbald stand er wieder auf und begab sich, wie er es zu thun pflegte, auf die Brandstätte. Längere Zeit stand er hier, die Wirkung einer neu angeschafften Dampfspritze beobachtend, im einfachen Paletot auf dem Dache eines Nachbarhauses, von wo er, vor Kälte schauernd, erst um Mitternacht ins Schloß zurückkehrte. Gleichwohl war er am Montage schon um fünf Uhr wieder auf, um die letzten Anordnungen für die Reise zu treffen. Wie jeden Tag ließ er um acht die Kinder zu sich kommen; als er sich dann aber zur Großherzogin begab, eilten die Kinder vor ihm die Wendeltreppe hinunter und stürmten mit dem Rufe ins Zimmer der Großherzogin: „Papa friert so! Papa friert so!“ In der That schüttelte er sich vor Frost, sodaß die Großherzogin ihn ganz erschrocken bat, die Reise wenigstens um einen Tag zu verschieben und sich sofort zu Bett zu legen. Der Leibarzt erkannte sofort die Vorboten einer ernsten Krankheit; am Abend stellte

sich Fieber ein, am nächsten Tage Husten: die Zeichen einer Lungenentzündung waren da. Ruhig nahm der Großherzog die Ankündigung auf: „Wie der liebe Gott will," sagte er, „so ist's gut, so mag's kommen." Aber seine Gemahlin bat er: „Wenn es ernst wird, dann sagst Du es mir — nicht wahr? — wie wir uns ja schon früher versprochen haben? Nun sind wir fast fünfzehn Jahre verheiratet! Es waren schöne Jahre: nicht wahr?" Schon richteten sich seine Gedanken auf den Abschied.

Am Mittwoch Abend trat denn auch ein plötzlicher, sehr heftiger Schmerz im Rücken auf, der den hohen Kranken ganz unbeweglich machte. Jetzt wurde Professor Thierfelder zu Rate gezogen, der am Freitag von Rostock erschien, sowie der Hydropath Professor Winternitz in Wien, der am Sonnabend eintraf. Indessen jener Schmerz wich wieder, sodaß der Großherzog sich zeitweilig freier und wohler fühlte. Allein am Freitag stellte er sich in der rechten Seite wieder ein, sobald der hohe Kranke nur irgendwie sich bewegte: jeder Hustenanfall vollends war von ganz unerträglichen Schmerzen begleitet. Doch gelang es den Ärzten, diesen Schmerz bald zu bannen. Indessen nahm die Entzündung beider Lungenflügel zu, sodaß die Ärzte am Sonnabend früh die ernstesten Befürchtungen der Großherzogin auszusprechen für Pflicht hielten. Professor Winternitz jedoch, der am Nachmittage eintraf, versuchte noch die Wirkung eines kalten Bades. Wirklich erfrischte es den Großherzog und wirkte lindernd auf den Husten ein, sodaß die Großherzogin von neuem Mut und Hoffnung faßte. Allein die greise Großherzogin-Mutter Alexandrine, die 1879 ihren jüngeren Sohn, den Herzog Wilhelm, in Heidelberg an den Folgen einer Operation verloren hatte, war darauf gefaßt, daß sie nun auch noch ihr letztes Kind, den Sohn, der immer ihr ganzer Stolz gewesen war, würde hingeben müssen. Ach, daß sie Recht behalten sollte!

Gegen Abend schlummerte der Großherzog sehr ruhig. Die Großherzogin zog sich daher gegen Mitternacht in ihr Zimmer zurück, um ein wenig zu ruhen. Allein kaum hatte sie sich





Das Sterbezimmer des Grossherzogs im Schweriner Schloss.

(Nach einem Aquarell von Jenssen, im Besitze Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Grossherzogin Marie.)

niedergelegt, als sie auch schon wieder an das Bett ihres Gemahls gerufen wurde. Die Lähmung beider Lungenflügel hatte begonnen, jenes langjährige, niemals ganz überwundene Leiden beeinträchtigte die Widerstandskraft des Körpers: Professor Thierfelder teilte der schwer geprüften Fürstin mit, daß das Leben des Großherzogs jetzt nur noch einige Stunden dauern könne. Einen Augenblick sammelte sie sich im Gebet um Kraft; dann trat sie an das Bett. „Ja, Frauchen," sagte der Großherzog ruhig, „nun ist's doch wohl ernst?!"

Die unsäglich schwere Aufgabe trat jetzt an die Großherzogin heran, den sterbenden Gemahl, wie sie es ihm versprochen, auf die Nähe der Scheidestunde aufmerksam zu machen. Sanft versuchte sie ihn darauf hinzuführen. „Du wolltest doch Graf Bassewitz sprechen: soll ich ihn holen lassen?" fragte sie. „Ja," erwiderte der Großherzog, „aber er ist ein alter Herr; den kann man nicht in der Nacht herausholen. Morgen früh!" „Du wolltest doch", fuhr die Fürstin, schwer ihre Fassung behauptend, fort, „das Abendmahl nehmen, wenn es ernst würde?" — „Ja, morgen früh." — „Aber ist es nicht besser," wandte sie ein, „ich schicke gleich zum Oberhofprediger? Jetzt fühlst Du Dich doch noch kräftig." Der Großherzog verstand ihre Gedanken; ruhig fragte er: „Ja, wie lange meinen denn die Ärzte, daß es dauern kann? Bis morgen? Sag's mir ganz bestimmt, bitte!" „Sie meinen", antwortete traurig und stockend die Fürstin, „in den — nächsten — Stunden." „So? In den nächsten Stunden?" wiederholte mit unverändert ruhigem Ausdruck der Großherzog. „Nun ja, laß ihn kommen — aber dann will ich auch von allen Abschied nehmen."

Boten durcheilten die nächtlich stillen Straßen; die Kinder wurden geweckt, und bald waren in dem Nebenzimmer alle versammelt, die dem sterbenden Fürsten wert gewesen waren. Schmerzlich war es, daß von den erwachsenen Kindern keins anwesend sein konnte. Der Erbgroßherzog weilte als Genesender

in Mentone; an ihn zu telegraphieren hatte der Großherzog verboten: er sollte erst kommen, wenn Gesundheit und Wetter es ihm erlaubten. Herzog Paul befand sich in Tunis, Herzog Johann Albrecht gar fern auf einer Reise in Indien und in St. Petersburg die Großfürstin Marie.

Am Sterbelager des Gemahls saß die Großherzogin; sie hielt seine Hand zwischen den ihrigen und reichte ihm hin und wieder einen Erquickungstrank. „Nun will ich aber", sagte der Großherzog zu ihr, „nicht mehr von den Ärzten gequält werden: halte darauf!" Dann teilte er ihr seine letzten Bestimmungen mit und gab ihr Ratschäge für die Zukunft. Mit voller Ruhe und Klarheit traf er alle Anordnungen. Da trat die junge Herzogin Elisabeth ein; laut weinend warf sie sich über ihren Vater. Ruhig lächelnd tröstete sie der Großherzog: „Mein liebes Töchterchen, es muß geschieden sein; der liebe Gott will es so. Sei Mama recht gehorsam; thue alles, was sie will. — Sei ruhig, mein Töchterchen!" Die drei kleinen Prinzen traten heran. „Heinchen," sagte er zu dem jüngsten, „Papa geht jetzt zum lieben Heiland. Nun mußt Du Papa auch Blumen bringen wie an Annchen." Dann wandte er sich an die vier Kinder zusammen: „Seid ehrlich, wahr, offen, macht keine Winkelzüge, seid nicht berechnend, reich im Geben, im Vergeben rechnet nicht! — Für Euch wäre es gut gewesen, Ihr hättet den Vater noch behalten. Friedrich ist Euer Vormund, Mama wird für Eure Erziehung sorgen. Lebt wohl! Vergeßt mich nicht!"

Die greise Großherzogin-Mutter trat herein in das Sterbezimmer, schmerzgebeugt, mühsam ihre Fassung bewahrend. „Ach, die liebe Mama!" rief der sterbende Fürst ihr entgegen. „Nun gehe ich doch noch vor Dir; nun mußt Du Deinen letzten Sohn auch noch hergeben. Aber wenn es der liebe Gott so will, so muß es doch so gut sein. — Dem Kaiser sage viele, viele Grüße: einen treueren Neffen hat er gewiß nicht gehabt, das ist wahr, das kann ich sagen".

Dem Flügeladjutanten Major von Schlotheim gab er auch nach herzlichen Dankes- und Abschiedsworten Aufträge an den Kaiser. „Wenn ich nicht mehr bin,“ sagte er, „müssen Sie gleich nach Berlin und dem Kaiser melden, daß die II. Armee-Inspektion erledigt sei. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich ihm danken lasse für alle Gnade, die er mir in meinem militärischen Leben und auch in meiner letzten Stellung als General-Inspekteur erwiesen hat. Der Kaiser war zu allen Zeiten mir sehr gnädig. — Nun leben Sie wohl.“

Sichtlich freute es den Sterbenden, als der Oberhofmarschall von Stenglin an das Bett herantrat. „Nun, Stenglin,“ rief er ihm zu, „mein alter Jugendfreund, nun muß doch geschieden sein. Du hast mir lange und treu gedient; Dein Rat war immer gut. Adieu! Lebe wohl! Mit meinem Begräbnis weißt Du Bescheid: mache es, wie immer!“

Graf Bassewitz, der Minister, wurde gemeldet. Der Großherzog bat ihn, sich an das Bett zu setzen. „Nun, mein lieber Graf, es muß geschieden sein. Wenn der liebe Gott ruft, so ist es eben die rechte Zeit; dann muß man gehen. Daran habe ich immer festgehalten und das halte ich auch jetzt noch fest! Ich wäre ja gern noch geblieben; aber es ist gewiß so besser.“ Dann sprach er mit dem Minister über die Verfassungsreform; noch in der letzten Stunde schmerzte es ihn, daß es ihm nicht gelungen war, sie durchzuführen. Auch an den Erbgroßherzog gab er ihm Aufträge. „Auch dem Lande“, schloß er, „sprechen Sie meinen Dank aus für die Liebe und Treue, die es mir während meiner einundvierzigjährigen Regierung gehalten!“

Ermüdet lehnte der Großherzog sich zurück, als nach kurzer Zeit der Oberhofprediger Jahn eintrat, um dem Sterbenden das Abendmahl zu reichen. Während alles dazu vorbereitet wurde, warf der Großherzog, der sich jetzt ganz schmerzfrei fühlte, einen Blick auf sein Leben zurück: er pries die Gnade Gottes, die ihn

früh schon auf die Heilswahrheit hingewiesen und in seinem Leben so reich gesegnet hätte. Daran knüpfte er die Frage, ob wohl die leiblosen Seelen einander erkennen würden und ob es am Ende doch einen Zwischenzustand gebe. Mit Hinweis auf den Schächer und auf Lazarus verneinte es der Geistliche. Das Sakrament empfing der Großherzog mit inniger Freude. „Ach, so leicht!“ sagte er, als die Absolution ausgesprochen war, und fügte mit glückstrahlendem Ausdrucke hinzu: „Ich danke Dir, Herr, daß ich das noch gehabt habe. Ich hatte es mir so gewünscht!“

Nach einer kurzen Ruhe ließ der Großherzog den inzwischen erschienenen greisen General von Sell zu sich rufen. „Da kommt mein alter Sell,“ rief er ihm entgegen und reichte ihm die Hand, die der Greis weinend küßte. „Sie haben es immer treu mit mir gemeint; ich danke es Ihnen noch jetzt. Ich habe immer geglaubt, mit sechzig Jahren zu sterben, und nun kommt es auch so. — Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Frau!“ — Gleich darauf wurde der Geheime Rat von Wickede gemeldet. „Nun, mein alter Universitätsfreund und vieljähriger treuer Diener,“ redete der Großherzog ihn an, „nun ist der Moment gekommen, von dem wir öfters mit einander geredet haben. Ich nehme Abschied von Ihnen und danke Ihnen für die treuen und erfolgreichen Dienste, in denen Sie die Haushaltsverwaltung vorzüglich geleitet haben.“ Für alle hatte der Sterbende ein freundliches Wort des Abschieds und Dankes, für die Hofbeamten, die Hofdamen, die Ärzte, die Erzieher der Kinder, auch für die Diener um ihn. „Sagen Sie der Dienerschaft,“ trug er dem Hausmarschall von Hirschfeld auf, „daß ich ihr für ihre treuen Dienste danke. Ich kann nicht jedem einzelnen Adieu sagen: wenn es soweit ist, so können sie hereinkommen!“

Der Sterbende hatte sein irdisches Haus bestellt: er war bereit abzuscheiden. Etwas ermattet sank er in leichten Schlummer. Aber die Ermattung nahm schnell zu: der Atem wurde kürzer; bei jedem Atemzuge hörte man das Rasseln in

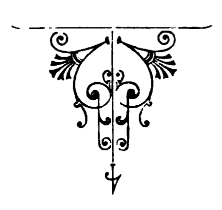
der Brust. „Schonen!“ sagte er zu seinem Leibarzte, auf die Großherzogin zeigend. „Du armes Frauchen!“ fügte er leise hinzu. Das Sprechen wurde ihm schwer. Den Kindern reichte er, lächelnd und liebevoll sie ansehend, die Hand. Dann lag er ganz still, die Augen geschlossen; nur von Zeit zu Zeit schlug er sie auf, sah mit verklärtem Lächeln die Großherzogin an und drückte ihr leise, als wolle er sie trösten, die Hand. So war es Vormittag geworden. Da verlangte er leise: „Musik — die Orgel soll spielen!“ Die Großherzogin ließ den Schloßchor, der eben zum Gottesdienste versammelt war, in das Nebenzimmer kommen, wo er mehrere Male den Lieblingsvers des Großherzogs sang: „Wenn ich einmal soll scheiden“ und dann „Jesus, meine Zuversicht“. „Zuversicht!“ wiederholte der Großherzog: es war sein letztes Wort. Während der Chor sang: „Laß Dein' lieb' Engelein Am letzten End' die Seele mein“, legte sich der Sterbende zurück: ein Todesschauer durchrieselte den ganzen Körper, über sein freundliches Gesicht zuckte ein tiefer Schmerz — nur einen kurzen Augenblick — dann wurde es still und tiefer Friede lagerte sich auf den Zügen. Enteilt war sein unsterblich Teil zu den ewigen Gefilden.

Es war um zehneinhalb Uhr vormittags, am Sonntag Jubilate, den 15. April.

Mit thränenden Augen, lautlos, gingen die Tausende auseinander, die vom frühen Morgen an in banger Erwartung das Schloß umstanden hatten. Wie Waisen, des geliebten Vaters beraubt, fühlten sie sich. „Ach, daß er jetzt schon sterben mußte!“ war aller Klage. Aber war nicht so des Großherzogs reichem Leben ein seines Inhalts würdiger Abschluß zu Teil geworden? Kein Siechtum, kein Erlahmen weitumfassender Thätigkeit, keine Einbuße an Begeisterung für seinen hohen Beruf, kein Ermatten seines ideal gerichteten Strebens! Im Vollbesitze aller Kräfte des Körpers und Geistes, die Hand fest am Steuer seines Staates, das Auge unverwandt auf die höchsten Ziele der Menschheit gerichtet — so ward der Groß-

herzog in dem Moment hinweggenommen, wo er sich anschickte den Fuß über die Schwelle des Greisenalters zu setzen. Wer könnte auch darin die Gnade Gottes, die ihm so reich zu Teil geworden, verkennen? Aber weit über das Grab hinaus wirkt sein Schaffen wie sein hehres Beispiel: „wann wird wieder solch' ein Fürst das Diadem adeln?"

In der Heiligen Blutskapelle im Schweriner Dom ward das sterbliche Teil des Großherzogs Friedrich Franz II. am 21. April 1883 zur ewigen Ruhe beigesetzt. —




Eberhardt'sche
Hof- und Rats-Buchdruckerei
Wismar.

